Phl. 2324. c.

<36633532420016

<36633532420016

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Pr. 510 - 1

Gessner

Philos. Ethicae partes. 1942.

R

Die neue Stoa,

oder:

Ueber den Gleichmuth.

Ein Versuch

zur

Gründung der Herrschaft

über

uns selbst.

Von

M. J. A. W. Gessner.

Erster Theil.

Ἀνέχου καὶ ἀπέχου.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
bey G. A. Grieshammer.
1805.

Der Mensch ist schwach; aber es glimmt in ihm ein Funke göttlicher Kraft. Lasst uns den Funken anfachen, dass er belebende Flamme werde!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die Tendenz dieses Werks ist sowohl durch den Titel, als in dem kurzen Eingang und dem darauf folgenden ersten Kapitel genugsam angedeutet, und wer jemals einen ernsten Blick auf das geworfen hat, worauf aller Werth und alle ächte Glückseligkeit des menschlichen Lebens beruhet, der wird die Wichtigkeit des hier zum Grunde liegenden Zwecks gewiss nicht verkennen. Ich habe also hier nicht nöthig, weder von dem einen, noch von dem andern viel zu sagen. Wie es ohne feste und harmonische Ausübung aller besondern Tugenden keinen eigentlichen Werth und keine bestehende Glückseligkeit des Menschen giebt, so giebt es auch ohne Selbstbeherrschung, ohne das, was ich Gleichmuth nenne, keine feste und harmonische Ausübung der Tugend. Man mag diesen Gegenstand im Grossen oder im Kleinen, in Beziehung

auf ganze Volksgesellschaften, oder auf einzelne Individuen betrachten, so wird man sich zulezt immer bey demselben Resultate finden: dass das Ansehn, die Macht, der Flor eines ganzen Volks, und die Würde, die Wirksamkeit und die Wohlfahrt einzelner Menschen immer mit dem Grad ihrer Selbstbeherrschung in gleichem Verhältniss steht. Die Einbildungskraft dürfte daher schwerlich ein herrlicheres und erhabeneres Bild aufstellen können, als das vollendete Bild eines selbstständigen, sich selbst beherrschenden Menschen, eines Mannes von Gleichmuth ist.

Von diesem Bilde selbst erfüllt, nahm ich mir vor, es, nach meinem Vermögen, zu zeichnen, und meine Leser zu ermuntern, ihm nachzustreben. Es ist ein einfacher Plan, den ich zur Ausführung dieses Unternehmens entwarf. Erst musste ich den Begriff des Gleichmuths überhaupt genau bestimmen; dann ihn in seinen besondern Theilen, mit Anwendung auf die mannichfaltigen Umstände und Lagen des Menschen, entwickeln; und endlich ihn in seinen Wirkungen schildern.

Aber bey dieser ganzen grossen Angelegenheit findet sich der Mensch stetig seiner eigenen Natur gegenüber, es sey, dass sie ihm Hülfsmittel darbiete, um sein Vorhaben kräftig zu unterstüzen, oder dass sie ihm Hindernisse in den Weg lege, um seine Anstrengungen zu vereiteln.

eiteln. Alles kömmt folglich darauf an, sich der erstern zweckmäsig zu bedienen, und im immerwährenden Kampfe mit den leztern immerwährend Sieger zu seyn. Man muss aber vor allen Dingen beyde aufs genaueste kennen, sowohl um von den einen den möglichsten Vortheil zu ziehen, als um den andern mit Nachdruck zu begegnen. Also schien eine möglichst vollständige Darstellung der menschlichen Natur, als eines aus sich selbst thätigen und wirksamen Wesens, mit den mancherley Triebfedern und Richtungen dieser Thätigkeit, eine möglichst vollständige Zergliederung des menschlichen Wesens als blossen Kunstwerks der allgemeinen schaffenden Natur, ein nothwendiges Bedingniss zur vollständigen Ausführung meines Plans zu seyn. Unter der Ausarbeitung dieser Darstellung dehnte sie sich wider Erwarten, wiewohl sehr natürlich, so sehr aus, es strömten so viele und mannichfaltige, zugleich, für den Verfasser wenigstens, so interessante Bemerkungen und Betrachtungen herzu, dass ich, anfänglich Willens, die ausführliche Entwickelung des Hauptgegenstandes, des Gleichmuths selbst, als zu dem ersten Theile gehörig, auch mit im ersten Bande zu liefern, mich, um diesen Band nicht allzustark anwachsen zu lassen, entschliessen musste, den leztern Gegenstand davon zu trennen, und ihn für einen besondern Band aufzubehalten. Der Leser erhält also hier, ausser

der

der allgemeinen Bestimmung des Begriffes von Gleichmuth, blos eine systematische Darstellung der menschlichen Natur nach ihrem ursprünglichen Seyn und Wirken, oder nach den ursprünglichen Triebfedern und Richtungen, auch Ausartungen ihrer Thätigkeit. Ein interessanterer, und zugleich ein nüzlicherer Gegenstand kann aber der Betrachtung eines denkenden und gebildeten Menschen wohl schwerlich dargeboten werden. Denn wenn es überhaupt schon etwas in seltnem Grade Anziehendes hat, der wundervollen Weisheit der Natur in der Anordnung, Bildung und Leitung ihrer Werke nachzuspüren, so ist dieses aus mancherley sehr nahe liegenden Ursachen noch viel mehr der Fall in Ansehung des allerzusammengeseztesten, sinnreichsten und erhabensten Kunstwerkes der Natur, des Menschen; und wenn die weise Führung unsers eigenen Lebens, die grosse Kunst des Umgangs mit Menschen, die glückliche Erziehung der Iugend, die Leitung ganzer Völker, ganz vorzüglich auf einer gründlichen und möglichst vollständigen Kenntniss der menschlichen Natur beruht, so kann auch wohl nichts nüzlicher und wichtiger, als die Erforschung derselben seyn. Nur dann, wann die Menschheit es dahin gebracht haben wird, dass ihre gesammte Thätigkeit sich einzig in der menschlichen Natur, und in voller Harmonie mit deren wesentlichen Elementen und Anlagen, begründet, wird

sie

sie den Gipfel ihrer Vollendung erklommen haben; und dahin führt vorerst kein anderer Weg, als tiefe und alles durchdringende Erforschung dieser menschlichen Natur. Ein jeder Versuch in dieser Art, so weit er auch hinter dem Ziel der Vollkommenheit zurück bleibe, ist daher gewiss kein unverdienstliches Werk.

Den Plan, nach welchem ich diesen Versuch gewagt, wird jeder aufmerksame Leser im Lesen selbst hinlänglich wahrnehmen; doch finde ich für gut, besonders die Herren Rec. zu bitten, in dieser Hinsicht vor dem Lesen erst die Anmerkung am Schlusse des Bandes nachzusehen. Dass dieser Plan kein erborgter, und der ganze Inhalt des Werks nichts, als Resultate, eigener, sorgfältiger Beobachtung sey, wird jeder Sachkundige ohne mein Erinnern finden.

Noch darf ich nicht unbemerkt lassen, dass diese Schrift schon vor vier Iahren vollendet, und auch schon zum dritten Theil gedruckt, ja selbst schon vor mehrern Iahren im Messkatalog aufgeführt war, ohne dass es doch dem Herrn Verleger beliebte, sie früher, als jezt, erscheinen zu lassen. Seit jener Zeit aber haben sich meine Ansichten der Philosophie in manchen wesentlichen Stücken beträchtlich geändert, und noch mehr hat sich seitdem, bey dem schnellen Wechsel der Dinge, der Zustand der politischen und literarischen Welt verändert. Dahin also wird man es rechnen, wenn man einige Bemer-

kungen

kungen auf die gegenwärtige Zeit nicht passend, und manche meiner Ansichten in diesem, mit denen in meinen neuesten Werken, im Kontraste findet. Uebrigens kann dieses dem Ganzen keinen wesentlichen Nachtheil bringen, da der Hauptgegenstand an keine Zeit gebunden ist.

Von der Aufnahme des gegenwärtigen Bandes soll die Nachfolge des folgenden abhängen, und wollen einsichtsvolle Beurtheiler mir belehrende Winke mittheilen, so werde ich sie dankbar zu benuzen suchen.

Geschrieben im Maymonat 1803.

Der Verfasser.

Es giebt keine Angelegenheit, die für den Menschen dringender wäre, keine, die in jeder Rücksicht ihn mehr zu erheben und die Ruhe und Zufriedenheit seines Herzens dauerhafter und sicherer zu begeründen vermögte, als unermüdete Bildung und Vervollkommnung des Charakters.

Er allein ist es, wodurch wir uns in der Reihe der Wesen in demjenigen hohen Range behaupten, den die Natur bey ihrer Austheilung der mannichfaltigsten Gaben und Vorzüge uns anzuweisen für gut fand; er allein ist es, der uns über die Stürme der Leidenschaft, über die Schwachheit der sinnlichen Natur, und über den ewigen Eigensinn des wandelbaren launischen Zufalls erhebt.

Aber dieser Charakter ist ein Vorzug, der uns keinesweges von selbst kömmt, der uns nicht wie körperliche Schönheit, wie Reichthum und willkührliche Ehre ohne unser Zuthun in die Hände fällt. So wie er uns von dem Zwange des Schicksals unabhängig macht, so ist auch er nicht ein vom Geschicke abhängiges Geschenk, sondern das freye selbstständige Werk unserer eignen freyen Thatkraft.

Dieses schönste aller Werke ist für uns aber auch wieder keinesweges das Werk eines einzigen Augenblicks.

blicks. Es erfordert eine langdaurende planmässige Uebung und Vorbereitung, eine genaue tiefeindringende vielumfassende Kenntnis unsers eigenen, so wie überhaupt des menschlichen Herzens. Wir müssen die mannichfaltigen Lagen, in welche Leidenschaften und Umstände uns verwickeln, und welche die Festigkeit unsers Willens in der Befolgnng praktischer Grundsäze auf eine harte Probe sezen werden, so viel möglich schon vorher berechnen, auf den Kampf uns vorbereiten, und durch immerwährende Uebung ihn männlich zu bestehen trachten.

Dasjenige, worauf also aller Charakter, als Bedingung seiner Möglichkeit beruht, und was die Grundlage seines ganzen Wesens ausmacht, ist der Gleichmuth, und es ist unmöglich, ohne Gleichmuth einen Charakter zu haben.

Gleichwohl treffen wir diese erhabne und wichtige Eigenschaft des menschlichen Herzens so selten bey den Menschen an. Blindlings folgen sie gewöhnlich den Winken der Sinnlichkeit, der Leidenschaft und Thorheit. Immer schwimmen sie mit dem Strome sinnlicher Eindrücke fort, ohne je mit Ernst daran zu denken, in der Kette der Dinge etwas Selbstständiges auszumachen.

Der Grund hievon kann in nichts anderm liegen, als in ihrem Mangel an Erkenntnis theils jenes grossen Vorzugs unsers Herzens selbst, theils der wichtigen Vortheile, die er gewährt, und in den Schwierigkeiten, die mit der Behauptung desselben verbunden sind. Denn wie wäre es sonst möglich, dass die Menschen so unbekümmert um ein Gut seyn könnten, das zu jeder guten und schönen Handlung uns tüchtig, und gegen jede böse und schändliche That uns sicher macht, das uns im Glück vor Ausschweifung, vor Misbrauch und vor Thorheit schüzt, und in Unglück oder zweifelhaf-

ten

ten Lagen nie den Muth uns sinken, oder uns zu Schritten kommen lässt, deren wir uns hinterher zu schämen Ursach hätten, das Ruhe und Zufriedenheit über unser ganzes Leben verbreitet?

Der Gleichmuth ist ein gewappneter Held. Zu seinen Füssen liegt das Schlangenumwundene Laster, die Hyder entarteter Leidenschaft, und die vielköpfigen Ungeheuer Zwietracht und Thorheit. Zu seiner Seite stehn die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Güte, und der immer lächelnde Frohsinn. Aus seinen Augen leuchtet Herrschaft und Sieg, sein Angesicht ist der Siz einer unerschütterlichen Ruhe. Er ist der ächte Sohn der Vernunft, der hoffnungsvolle Sprössling wahrhaft veredelter Menschheit.

Auf denn, meine Leser, lasst uns dieses erhabne Gebilde näher betrachten! Entschlaget euch für eine kurze Zeit eurer anderweitigen Sorgen und Angelegenheiten; vergesset einmal die luftigen Gewebe der Einbildungskraft, womit vielleicht der Eine oder der Andere bey einem Romane manche müssige Stunde vertändelt, und kehret, nach Wahrheit forschend, euren Blick in euer eignes Herz; spähet mit mir die mancherley Triebfedern aus, die es von seinen ersten Schlägen an in Bewegung sezen; merkt auf den wahren Zweck, den die Natur jeder einzelnen vorschrieb, und auf die Umstände und Ursachen, die sie von demselben ableiten, und den Menschen in ein Labyrinth von den mannichfaltigsten, oft unnatürlichsten Verirrungen verwickeln; untersuchet dann, wie wir uns sowohl in Rücksicht auf jene, als in Hinsicht auf diese zu verhalten haben, um weder unsere Natur zu verkehren, noch auch ihre wahre Bestimmung zu verabsäumen, welche Schwierigkeiten damit verbunden, und wie dieselben zu überwinden sind, und wie endlich daraus allein der Lebensbaum menschlicher Würde und ächter

unter allen Umständen ausdaurender Glückseligkeit hervorwächst!

Alles, was von dem Gleichmuth zu sagen und zu wissen ist, trifft unter zween Hauptbegriffen zusammen, deren erster die Natur, und deren zweyter den Werth desselben bestimmt. Die Kenntnis der erstern sezt uns in den Stand, in allen Fällen mit festem sicherm Tritt den Weg zu wandeln, den der Gleichmuth vorzeichnet; die Kenntnis des leztern macht, dass wir ihn mit Eifer und Enthusiasmus verfolgen. Diesemnach zerfällt die Reihe der hieher gehörigen Gedanken und Wahrheiten von selbst in zwey besondere Theile.

Er-

Erster Theil.

Von der Natur des Gleichmuths.

Erstes Kapitel.

Erörterung des Gleichmuths im Allgemeinen.

Gemeinhin denkt man sich unter Gleichmuth diejenige Eigenschaft des Gemüths, vermöge welcher man bey — besonders heftiges — Leid oder Freude erregenden Ereignissen in seiner gewöhnlichen Stimmung bleibt. Dieser Begriff gehört nun zwar allerdings als Merkmal in den Begriff des Gleichmuths: aber für sich allein ist er weder bestimmt, noch weit genug, um ihn genau zu bezeichnen, und alles das zu befassen, was das Wesen desselben ausmacht. Man kann durch mancherley abwechselnde Lagen, und durch die öfters gemachte Erfahrung heftiger Eindrücke, bald von Seiten des Glücks, bald von Seiten des Unglücks, dahin gekommen seyn, dass man gegen beydes ziemlich gleichgiltig wird, oder sich doch durch keines so leicht aus seiner Fassung bringen lässt; man kann also in diesem Falle wirklich Gleichmuth — wenigstens der Aehnlichkeit nach — und doch in tausend andern gerade das Gegentheil beweisen.

Wer sich eine lange Reihe von Iahren hindurch ununterbrochen in dem Besiz irgend eines ihm theuern

Guts befand, der wird gewöhnlich durch den besonders plözlichen und unvorhergesehenen Verlust desselben aufs heftigste erschüttert; so wie auch der, welcher einen grossen Theil seines Lebens z. B. an Dürftigkeit und Niedrigkeit gewöhnt war, und nun durch eine unerwartete Wendung seines Schicksals, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, sich plözlich in Glanz und Ueberfluss versezt siehet, gewöhnlich seine ganze Fassung verliert. Wer aber stets einem schnellen Wechsel von Glücks- und Unglücksfällen unterworfen war, der verliert am Ende gegen beyde die sonst gewöhnliche Reizbarkeit. Er sezt keinen sonderlichen Werth mehr auf Güter, deren Verlust ihn eine öftere Erfahrung jeden Augenblick befürchten lässt; und er härtet sich ab gegen Uebel, die er schon so oft zu ertragen sich gewöhnen musste. Natürlich daher, dass keines von beyden mehr im Stande ist, in der gewöhnlichen Stimmung seines Gemüths eine auffallende Veränderung hervorzubringen.

Die Gewohnheit wirkt allmächtig auf den Menschen, und wornach wir durch blose Grundsäze oft vergeblich streben, oder es doch nur durch die grösste Anstrengung erlangen, das führt sie oft ohne all unser Zuthun herbey. Durch ihren Einfluss bleibt der eine da gelassen und kalt, wo der andere ausser sich geräth. Menn ein gefühlvoller Laye bey dem Besuch einer Krankenanstalt durch den Anblick von scheuslichen Krankheiten und von den namenlosen Quaalen, unter denen sich an solchen Orten die leidende Menschheit windet, vor Schaudern und Entsezen fast in Ohnmacht sinkt, so schreitet ein sonst eben so gefühlvoller Arzt oder Wundarzt mit ungestörter Ruhe durch die Reihen dieser bejammernswürdigen Opfer der Ausschweifung und des Elends, untersucht ihren schaudervollen Zustand, oder löset unter dem schneidendsten Geschrey

und unter den schrecklichsten Verzuckungen der Unglücklichen dem einen diesen, dem andern einen andern Theil seines Körpers — ich möchte sagen — mit eben der Fassung ab, mit welcher der Bauer sein Feld bestellt.

Was bey Manchen Gewohnheit, Lage, zufällige Umstände thun, um ihnen die Miene des Gleichmuths zu geben, das kann bey Andern die Wirkung des Leichtsinns, oder auch eines grossen Mangels an Reizbarkeit des Gefühls, Folge des Stumpfsinns und des Phlegma seyn. Beyde, sowohl der leichtsinnige, als der stumpfsinnige und phlegmatische Mensch, sind in den meisten Fällen keiner starken und tiefeingehenden Eindrücke fähig: jener, weil er bey keiner Sache lange und ernstlich verweilt, jedem Drucke, ohne nachdrücklichen Widerstand zu leisten, geschmeidig nachgiebt und davon flattert — gleich dem Schmetterlinge, der die Blume schnell verlässt, die ihm keinen Honig beut, und ihn in einer andern sucht —; dieser, weil es ihm an der erforderlichen Empfänglichkeit mangelt, weil sein Geist und Herz zu wenig Beweglichkeit besizen, um sich von ihren gewöhnlichen Vorstellungen und Gefühlen so leicht zu trennen, und zumal einem schnellen Wechsel derselben Eingang zu gestatten.

Der Gemüthszustand dieser Menschen bleibt sich daher gewöhnlich ziemlich gleich, und sie kommen weit seltner als andre in den Fall, so sehr von angenehmen oder unangenehmen Eindrücken und Gefühlen hingerissen zu werden, dass sie ausser Stand geriethen, ihren Zustand zu beurtheilen und von ihren Kräften Gebrauch zu machen. Allein bey diesem anscheinenden Gleichmuthe sind sie doch so wenig im Besiz des wahren Gleichmuths, dass selbst die Ursachen, die ihnen den äussern Schein desselben leihen, die Wir-

kung eines Mangels desselben sind: denn auch Leichtsinn und phlegmatische Trägheit sind dem ächten Gleichmuth zuwiderlaufende Fehler.

Selbst diejenige Gleichmässigkeit des Gemüthszustandes bey frohen oder traurigen Ereignissen des Lebens, die weder die Folge der Gewohnheit noch des Temperaments, sondern das durch eigene Kraft errungene Werk unserer Grundsäze ist, kann noch bey weitem nicht ganz den vielbedeutenden Namen des Gleichmuths verdienen. Denn dieser schränkt sich nicht blos auf einzelne Leidenschaften und Verhältnisse der Seele ein; sondern er umfasst den gesammten Zustand des Gemüths in allen seinen Verhältnissen und Veränderungen. Wer über Leid und Freude siegt, aber ein Sklav des Zorns, der Rachsucht, des Geizes, oder irgend einer andern Leidenschaft ist, ist immer noch weit entfernt, ein Mann von Gleichmuth zu seyn.

Noch weiter verfehlten diejenigen das Ziel des ächten Gleichmuths, die — wie die Neuplatoniker, und der zum Theil durch sie erzeugte Schwarm von frömmelnden Phantasten, der zu seiner Zeit mehrere Länder von Asien und Afrika bevölkerte — aus religiösem Wahn, und aus falschen Begriffen von menschlicher Tugend und Vollkommenheit es sich zum eifrigsten Geschäfte machten, alles natürliche Gefühl in sich zu töden, und dadurch eine Vollkommenheit zu erreichen, die selbst die Möglichkeit, wahrhaft vollkommen zu werden, vernichtete.

Es ist ein eben so vergebliches als thörichtes Unternehmen, die natürlichen Gefühle von Schmerz und Freude ganz und gar ausrotten, und die Anforderungen der sinnlichen Natur zu einem gänzlichen Stillschweigen verweisen zu wollen. Die Sinnlichkeit verwandelt sich dann nur in ein desto furchtbareres Ungeheuer, das, an der Stelle eines einzigen, den ihr abhauet, hun-

hundert neue Köpfe zum Vorschein bringt. Die weisere Natur hat nicht ohne klugen Vorbedacht diesen regen Trieb nach angenehmen, und diesen unüberwindlichen Scheu vor unangenehmen Empfindungen zu einer der vornehmsten Grundlagen unsers Wesens gemacht. Was sollte die grossen Anlagen, auf deren Entwickelung die Natur unsere ganze wahre Grösse zu erbauen gedachte, aus ihrem Schlummer wecken; was sollte unsre natürliche Trägheit in eine fortwährende Beweglichkeit und Thätigkeit verwandeln, und so uns, oft wider unsern eigenen Willen, auf der Bahn zur Vollkommenheit forttreiben, wenn's nicht die Sinnlichkeit wäre? — Nein, ersticken müssen wir diese so nothwendige, aber nur bey einem weisen Gebrauch erspriesliche Triebfeder nicht, — sie treibt uns dann nur desto weiter von dem Ziele ab, das wir ohne sie zu erreichen uns vornehmen, — sondern nur behutsam und weise benuzen müssen wir sie. Die menschliche Natur gedeiht nur dann zu ihrer wahren Vollkommenheit, wenn alle ihre natürlichen Anlagen nach einem wohlüberdachten Plan und nach einem richtig bestimmten Verhältnis in Thätigkeit sind.

Der Gleichmuth ist also weder das Werk zufälliger Umstände und dadurch bewirkter Gewohnheit, noch gewisser gleichfalls zufälliger und wohl gar fehlerhafter Beschaffenheiten des Temperaments. Auch besteht er nicht blos in der selbstthätigen Beherrschung einzelner Affekten und Leidenschaften; und am allerwenigsten in der gänzlichen Ertödtung sinnlicher Triebe und Gefühle — einem Beginnen, welches die menschliche Natur verkehrt, anstatt sie zu veredeln, und welchem immer nichts anders, als falsche Begriffe von menschlicher Vollkommenheit, oder religiöser Wahn, oder niedriger Eigennuz, oder schlecht verstandener Ehrgeiz zum Grunde liegen.

Er verträgt sich nicht mit falschen Begriffen von Moralität, mit Wahn und niedrigen Leidenschaften, er sezt vielmehr jederzeit reine Grundsäze von der Bestimmung und Natur des Menschen, und lautere Gesinnungen voraus; und so wie er selbst nicht eine Folge des Zusammentreffens und der Kette der Begebenheiten und Erscheinungen seyn kann, die die Erfahrung ausmachen, so kann auch der Begriff desselben gar nicht von der Erfahrung abgezogen werden. Er muss vielmehr dieser vorausgehen, und ihr als Bedingung ihrer Möglichkeit zum Grunde liegen. Sein bloser Name zielt auch schon auf einen höhern, als empirischen Ursprung. Der Charakter der Erfahrung ist Zufälligkeit und Veränderlichkeit, der Gleichmuth aber besagt eine unbedingte Beständigkeit, die in dem Reiche des Zufalls nicht angetroffen wird. Er muss sich also auf Bedingungen aus dem Reiche der Freyheit, auf unbedingte Kräfte, als das Produkt ihrer freyen Wirksamkeit, stüzen, und sein Begriff muss *a priori* aus der Natur derselben hervorgehen. Und so verhält es sich auch in der That.

Dasjenige Vermögen nehmlich, welches die moralische Möglichkeit *) und Nothwendigkeit, so wie die Zweckmässigkeit unserer Handlungen — davon die erste die Moralität, die andere die Klugheit begründet — bestimmt, ist die Vernunft. Denn durch diese allein lässt sich erkennen, welche Art zu handeln das Handeln vernünftiger Wesen überhaupt und in Verbindung mit einander möglich mache.

Jede

*) Physische und moralische Möglichkeit sind eben so verschieden, wie Natur und Freyheit mit Vernunft. Der Diebstahl z. B. ist physisch, aber nicht moralisch möglich, d. i. so fern die Vernunft über die Möglichkeit dieser Handlungsweise, dass einer dem andern willkührlich das Seinige nehme, urtheilt.

Jede Handlung eines vernünftigen Wesens also, welche der durch die Vernunft bestimmten Möglichkeit der Handlungsweise vernünftiger Wesen widerstreitet, ist ein moralisches Unding — *non ens.* — Denn wodurch sollte die Möglichkeit derselben begründet werden, da es ausser der Vernunft nichts giebt, wodurch sie bestimmt werden könnte?

Die Vernunft erklärt also alle Handlungen, die der durch sie bestimmten Möglichkeit der Handlungsweise zuwiderlaufen, für moralisch unmöglich, oder, mit andern Worten, sie verbietet dieselben; und indem sie dieses thut, gebietet sie zugleich eine mit ihren Gesezen durchgängige Uebereinstimmung unserer Handlungen. Zu dieser ununterbrochenen Uebereinstimmung unserer Handlungen mit den Aussprüchen und Gesezen der Vernunft, ohne welche die vernünftigen Wesen nothwendig mit sich selbst in Widerspruch gerathen, und unvermeidlich ihren Charakter als vernünftige Wesen verlieren, — denn wer nicht vernünftig handelt, kann nicht für ein vernünftiges Wesen gelten — wird nicht blos ein Vermögen, frey und unbedingt zu handeln — Wille — als Anlage, sondern auch eine ununterbrochene Wirksamkeit dieses Vermögens als eine durch sich selbst erworbene oder in ihm selbst beruhende Kraft desselben erfordert. Denn so lange es an dieser gebricht, ist es unmöglich, den Forderungen der Vernunft Genüge zu leisten; sobald sie aber Statt findet, verhindert sie die Möglichkeit eines jeglichen Zustandes, der uns unfähig machen könnte, das, was die Vernunft für gut, nüzlich, wahr und schön erkennt, dem Gegentheil, oder dem, was es weniger ist, vorzuziehen.

Diese Kraft bringt also ein immerwährendes Gleichgewicht in unsrer Seele hervor, indem sie uns in den Stand sezt, auf der einen Seite den Einwirkungen der

Sinn-

Sinnlichkeit zu widerstehen und sie zu beherrschen, und auf der andern uns dem Urtheil und den Vorschriften der Vernunft gemäs zu bestimmen. Mit diesem Gleichgewicht ist zugleich eine stete Ruhe und Gleichförmigkeit des Gemüthszustandes verbunden. Denn durch das Gegentheil würde es selbst aufhören, und da es die Sinnlichkeit ist, welche, wenn sie das Uebergewicht behauptet, dieselben stört, diese aber durch die immer freye Wirksamkeit der Willenskraft eingeschränkt und beherrscht wird: so muss durch leztere auch jene Ruhe und Gleichförmigkeit nothwendig stets erhalten, und weil der innre Zustand der Seele, im Fall nicht Kunst die Natur verstellt, wozu hier kein Grund vorhanden ist, sich immer auch in dem äussern Zustande des Körpers abdrückt, auch in unsern äussern Handlungen und Geberden sichtbar werden.

Ich will diese Säze durch ein Beyspiel zu erläutern suchen.

Wenn wir vom Zorn hingerissen werden, so wird unser ganzes Wesen in eine überaus heftige Bewegung, in eine Art von Wuth gesezt. *Ira furor levis est* — das war daher bey den Alten zum Sprüchworte geworden. Unser Blut kocht, unsre Adern schwellen, unsre Glieder zittern, unsre Augen funkeln, unsre Gesichtszüge sind verzerrt, wir fühlen nichts als den heftigsten Unwillen, wir wissen uns nicht zu lassen, und sind weder fähig, etwas ruhig zu überlegen, noch nach vernünftiger Ueberlegung zu handeln. Wir befinden uns also hier in einem Zustande gänzlicher Abhängigkeit von der Sinnlichkeit, und es ist keine Spur von freyer Wirksamkeit der Willenskraft. Es ist auch daher unmöglich, in diesem Zustande die Stimme der Vernunft zu hören, und ihren Befehl zu vollziehen, wir sind nicht durch uns selbst, sondern durch die Sinnlichkeit bestimmt, wir sind nicht mehr wir selbst,

son-

sondern ein blindes Werkzeug in der Hand einer fremden Gewalt. Das Gleichgewicht unserer Seele ist aufgehoben, alle Kräfte verstummen vor der Macht einer aufgereizten Leidenschaft.

Was von dem Zorn gilt, das gilt mehr oder weniger auch von allen übrigen Affekten und Leidenschaften, sie stören die Ruhe und Gleichförmigkeit des Gemüths, und rauben uns den freyen Gebrauch unserer Kräfte.

Die freye Wirksamkeit der Willenskraft hingegen, indem sie jede fremde Kausalität in Bestimmung des Gemüthszustandes ausschliest, und also alles das entfernt hält, was eigenmächtig Veränderungen in demselben hervorzubringen strebt, erhält ihn in beständiger Ruhe und Gleichförmigkeit, und macht uns fähig, uns jeder Kraft nach Willkühr zu bedienen.

Wir bleiben uns dann also immer selbst gleich, erscheinen immer als ein und dieselben selbstständigen Wesen, immer und unveränderlich fähig, frey und ungehindert das zu wählen und so zu handeln, wie es die sich gleichfalls ewig gleiche Vernunft bestimmt. Diese Kraft also ist der wahre Gleichmuth, und da sie die Vernunft zur möglichen Vollziehung ihrer Vorschriften fordert, so ist der Gleichmuth eine *a priori* aufgegebene Eigenschaft, und der Begriff desselben *a priori* bestimmt.

Er ist auch ohne jene freye Wirksamkeit der Willenskraft durchaus unmöglich. Denn nur durch sie ist diejenige Stetigkeit und Unveränderlichkeit, die, wie schon der Name zeigt, nothwendig zum Wesen des Gleichmuths gehört, möglich, und er würde stets etwas zufälliges und veränderliches seyn, wenn er blos die Wirkung fremder, von unserer Selbsthätigkeit unabhängiger Ursachen wäre, welches seinem Begriffe widerstreitet.

Der

Der Gleichmuth also ist, um ihn genau zu bezeichnen, die Kraft der Selbstthätigkeit, sich stets im freyen Gebrauch der Vernunft zu erhalten, d. i. in allen Fällen einen ungestörten Gebrauch von seiner Vernunft — in Ansehung des Urtheilens — machen, und darnach handeln zu können.

Er ist also gleich weit entfernt von Gefühllosigkeit und von seelenkranker Gefühlssklaverey. Er vernichtet die Gefühle nicht, aber er führt eine unumschränkte Herrschaft über sie. Ihm zum Grunde liegen freye Grundsäze der Vernunft, deren Vollzieherin die freye Willenskraft ist; und so wie alle Menschen jener Grundsäze fähig, und alle im Besize dieser freyen Willenskraft sind, oder doch seyn können und sollen: so kann und soll der Gleichmuth auch ein allgemeines Eigenthum der Menschen seyn. Er besteht in einer gänzlichen Unabhängigkeit von den Wirkungen der ganzen Natur, wie könnte er denn eine Frucht derselben seyn? Er ist das Erzeugnis lediglich der freyen Thatkraft des Menschen. Die ursprüngliche Disposition unsrer sinnlichen Natur, die man mit dem Namen des Temperaments zu bezeichnen pflegt, und andere Umstände können uns zwar den Besiz desselben erleichtern und erschweren: aber sie können uns ihn weder geben noch nehmen. Es giebt zwar Menschen, die, ausserordentliche Fälle ausgenommen, von keiner Sache in dem Grade gerührt werden, dass sie dadurch ausser Fassung geriethen. Aber diese scheinbare Gleichmüthigkeit ist keinesweges die Wirkung ihrer Grundsäze und ihrer Selbstthätigkeit, sondern lediglich die Folge eines Mangels an natürlicher Reizbarkeit ihrer Nerven und ihrer Einbildungskraft; und wenn denn einmal die natürliche Trägheit derselben überwunden wird, so sind auch ihre Leidenschaften und Affekten gewöhnlich

lich unbezähmbar. Das ist aber nicht der Fall des ächten Gleichmuths. Ein Mann von der grössten Reizbarkeit der Nerven und von der entzündbarsten Einbildungskraft muss unter allen Umständen, und bey den lebhaftesten Eindrücken, sich doch nicht dergestalt von ihnen bemeistern lassen, dass er die Kraft verlöre, über seinen Zustand deutlich nachzudenken, und die besten Verhaltungsregeln, die er dabey nehmen kann, in Ausübung zu bringen, wenn er Anspruch auf Gleichmuth machen will. Er kann lebhaft Schmerz und Freude fühlen: aber er muss weder dem einen, noch der andern unterliegen.

Die wesentlichsten Merkmale des Unterschiedes zwischen dem wahren und zwischen dem falschen oder blos scheinbaren Gleichmuth sind: dass dieser Sache der Natur und zufälliger Umstände, jener Werk der Freyheit und Selbstthätigkeit, der falsche seiner Möglichkeit nach subjektiv, — der blos bey einzelnen — der ächte aber objektiv, — der bey allen angetroffen werden kann und soll —, der erstere durch die Natur, der leztere durch die Vernunft bedingt ist, und dass jener nur einzelne, dieser hingegen alle Verhältnisse und Zustände des Gemüths umfasst.

Um nun in die fernere Untersuchung dieses Gegenstandes das erforderliche Licht und die nöthige Ordnung zu bringen, ohne welche beyde Erfordernisse auch die reizendste Darstellung der anziehendsten Materie unendlich an Werth und Wirksamkeit verliert, liegt mir vor allen Dingen ob, den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem das Ganze übersehen und beurtheilt werden muss. Die mitunterlaufende Trockenheit, die eine solche Anordnung jederzeit unvermeidlich mit sich führt, wird in der Folge reichlich ersezt, durch die Klarheit, die sich dann über jeden einzelnen Zweig des abzuhandelnden Gegenstandes verbreitet,

und

und der Verstand sieht mit Vergnügen auf die übernommene Mühe zurück, wenn er findet, dass ihm von dem Vergnügen und von den Vortheilen, die das Gefühl und die Einbildungskraft zur Ausbeute erhalten, nicht der geringste Antheil wird. Ich bitte deshalb den geneigten Leser, diese kleine Schrift nicht sofort auf die Seite zu legen, wenn er hin und wieder auf einige abstrakte und folglich etwas trockene Ideen stöst.

Es kömmt aber hierbey vorzüglich auf die richtige Bestimmung des Verhältnisses dreyer praktischer Vermögen zu einander an, der Vernunft — so fern ihre Thätigkeit sich auf das Begehrungsvermögen bezieht, — des obern Begehrungsvermögens, oder des Willens, und der Sinnlichkeit, oder des niedern Begehrungs- und des Gefühlvermögens: denn eben in der beständigen Behauptung dieses Verhältnisses besteht der Gleichmuth.

Wenn die Sinnlichkeit in ihrer Wirksamkeit auf das Gemüth, und insbesondere auf das obere Begehrungsvermögen einen solchen Grad von Stärke erlangt, dass sie dieselben mit Ausschliessung der Vernunft beherrscht: so wird dadurch, wie schon an dem Beyspiel des Zorns gezeigt worden ist, das nöthige Gleichgewicht, das zwischen den verschiedenen Kräften unsers Gemüthes Statt finden sollte, natürlicher Weise gänzlich aufgehoben, und es ist kein Gedanke an die oben bezeichnete Kraft der Selbstthätigkeit. Die Aeusserungen dieser Sinnlichkeit sind grösstentheils die Wirkungen der Aussendinge, und wie fern diese von uns unabhängig sind, des Zufalls. Wir sind dann folglich nichts weiter, als elende Geschöpfe des blinden Zufalls, unfähig, die sittlichen Vorschriften der Vernunft zu vollziehen, und nach Maximen der Klugheit zwischen dem zu wählen, was unser wahres und dauer-

dauerhaftes Wohl befördert oder verhindert; die wahre Bestimmung unserer Natur, die doch das höchste Ziel unsers Strebens seyn soll, so wie das wahre Glück unsers Lebens, gehen dann verloren.

Schlagen wir aber den entgegengesezten Weg ein, das heist, gehen wir darauf aus, die Sinnlichkeit gänzlich auszuziehen, jedes sinnliche Gefühl und jeden sinnlichen Trieb in ihrer Geburt zu ersticken, für Schmerz und Freude völlig taub zu seyn, und durchgängig gleichsam blose Vernunft zu werden: so berauben wir uns, wenn wir ein solches Ziel überall weiter als in der Einbildung erreichen, thörichter Weise nicht allein einer grossen Zahl unschuldiger Menschenfreuden, sondern wir sezen uns auch in Gefahr, in eine gewisse Schlaffheit, Trägheit und Gleichgiltigkeit zu verfallen, die uns in tausend Fällen zur Ausübung menschlicher Pflichten ungeneigt macht, und uns leichtlich weiter vom Ziele der Vollkommenheit zurückhält, als es die heftigsten Leidenschaften gethan haben würden; oder wir gerathen in eine Art von Schwärmerey, hinter welcher sich, uns unbewusst, die Sinnlichkeit versteckt, und uns hartnäckiger, und mit viel weiter reichendem Erfolge tyrannisirt, als es ihr im offnen Felde gelungen seyn würde — gleichwie es schon so mancher frommen Nonne ergangen seyn soll, die, weil ihre Keuschheitsregel ihr die strengste Abgeschiedenheit von allem, was männlich heist, zur Pflicht machte, und selbst nicht den Gedanken an die Freuden irdischer Liebe gestattete, sich nun in ihrer frommen Täuschung ihren himmlischen Bräutigam zum Gegenstand ihrer gewaltsam und unnatürlich erstickten, aber eben darum mit desto grösserer Heftigkeit wirkenden irdischen Flammen erkohr, und wachend und träumend mit diesem in ärgere Ausschweifungen versank, als es je mit einem natürlichen Geliebten geschehen

 seyn

seyn würde. Die Wahrheit des alten Sprüchworts steht durch die Erfahrung aller Zeiten fest: *Etsi furca expellas naturam, tamen semper redibit.* Die grössten Männer, die der Nachwelt die erstaunenswürdigsten Thaten hinterliessen, waren gewöhnlich auch diejenigen, die von den heftigeten Leidenschaften getrieben wurden, und ohne Zweifel würden ohne die Wirkung dieser auch jene grossentheils unterblieben seyn.

Dies alles sind Winke genug, die eben so gut gemacht sind, uns die Abwege zu zeigen, auf die wir in dieser Angelegenheit so leicht gerathen können, als uns mit Nachdruck zu warnen, dass wir mit wachsamen Blicken sie zu verhüten suchen.

Die grosse und schwere Aufgabe, die wir durch unsere Handlungen zu lösen, die gefährliche Klippe, die wir auf dem Wege zu unserer Bestimmung zu passiren haben, ist also: dass wir der Sinnlichkeit weder gestatten, ihre Wirkungen über ihre rechtmässigen Schranken hinaus zu erweitern, noch auch auf eine widernatürliche und einer nüchternen Weisheit widersprechende Art sie in allzuenge Grenzen einzuschliessen. Der Sinn hiervon ist in folgender Formel enthalten: Die Sinnlichkeit sey in Bestimmung des obern Begehrungsvermögens, und des Gemüths überhaupt, der Vernunft stets untergeordnet.

Zwey Punkte sind es vorzüglich, die wir bey allem, was wir thun, beständig vor den Augen haben, und zu denen sich alle und jede unserer einzelnen Handlungen als eben so viele Glieder zu einem vernunftmässigen, wohlgeordneten, schönen Ganzen des Daseyns freyer Intelligenzen verhalten müssen. Diese zwey Punkte sind — strenge Uebereinstimmung des Willens mit der praktischen Vernunft einerseits, und kluge, den Vorschriften der praktischen Vernunft aber unverbrüchlich untergeordnete, Willfahrung eben dieser

ser freyen Thatkraft in Ansehung der Forderungen der Sinnlichkeit andererseits — ihnen zur Seite gehen Wahrheit und Schönheit —. Jede unserer Handlungen muss, um mich populärer auszudrücken, zur Absicht haben, entweder die Ausübung einer Pflicht, oder die — versteht sich übrigens rechtmässige und kluge — Beförderung unserer Glückseligkeit. In wie fern wir nun in unsern, es sey äusserlichen und sichtbaren, oder innerlichen und für uns allein wahrnehmbaren, Handlungen diesen beyden Zielpunkten, so weit die Grenzen unserer jedesmaligen möglichen Einsicht reichen, treu bleiben, in so fern besizen wir Gleichmuth.

Es liegt schlechterdings in der Natur desselben, weder der Sittlichkeit, noch der Klugheit zu nahe zu treten. Denn sobald unser Gleichmuth frey von allem sinnlichen Einfluss und Interesse denkt und handelt, so ertheilt er jederzeit und ohne alle Bedingung der Sittlichkeit, die alles, was unrecht und böse ist, verbietet, und nächst dieser der Klugheit, die unter allem, was die Summe unsrer angenehmen Empfindungen zu vermehren vermag, dasjenige zu wählen gebietet, was, wofern es nur der Sittlichkeit nicht widerstreitet, am meisten dazu tüchtig ist, den Vorzug. Es ist unmöglich, dass jemand, der sich im freyen, durch die Blendwerke der Leidenschaft nicht gestörten Gebrauche seiner Vernunft befindet, die Niederträchtigkeit über den Grossmuth, die Selbstsucht über die Uneigennüzigkeit, den Geiz über die Freygebigkeit, und über die Klugheit die Thorheit erhebe, die, um ein kleines vielleicht nur scheinbares Gut zu gewinnen, ein bey weitem grösseres und ächtes Preis giebt, oder gar sich geradezu selber schadet. —

Ein Mensch also, der sich wirklich im freyen Gebrauch seiner Vernunft befindet, und folglich jene Kraft, die wir Gleichmuth nennen, besizt, kann

 durch-

durchaus nicht anders, als in seinen Handlungen allemal das, was recht und gut, dem, was blos angenehm, und das, was in Vergleichung mit etwas anderm und in allen Beziehungen erwogen, angenehmer ist, dem, was es weniger ist, vorzuziehen; und wenn er dagegen handelt, so geschieht es jederzeit durch den Einfluss eines herrschenden sinnlichen Triebes, durch Einwirkung einer überwiegenden Kraft der Sinnlichkeit, folglich aus einer Art von Zwang, und aus einer gewissen Unfähigkeit, diesem Zwange zu widerstehen. Wer daher durch irgend eine der Sittlichkeit nicht untergeordnete, oder gar ihr widersprechende Leidenschaft getrieben wird, der mag scheinbar einen noch so hohen Grad von Gleichmuth besizen, dieser mangelt ihm doch, weil er sonst der Sittlichkeit den Vorzug einräumen würde.

Schon mancher kühne Länderräuber und Völkerbezwinger zeigte sich unerschrocken in der drohendsten Gefahr, ruhig und unerschüttert bey dem fürchterlichsten Zusammentreffen widriger Verderbenschwangerer Ereignisse, heiter und lichtvoll, wo alles um ihn her bebte, wo alle Köpfe von Verwirrung, und alle Herzen von Verzweifelung ergriffen waren — der schien doch ein Mann von Gleichmuth zu seyn! Und doch mangelte ihm dieser vielleicht mehr, als dem Verzagtesten unter seinen Schaaren. Dieser wurde nur von einer schnell vorübereilenden Furcht vor einer gegenwärtigen schreckenden Gefahr darnieder gedrückt; jener hingegen war der Sklav einer unbezähmbaren rastlosen Leidenschaft, die ihn mit einer Gewalt beherrschte, welche alle natürliche Triebe der Menschennatur, selbst den stärksten unter ihnen allen, den Trieb der Selbsterhaltung übertäubte und verstummen machte, und so ein Geschöpf darstellte, das äusserlich

gross

gross erschien, und innerlich klein war bis zur lächerlichsten Verzagtheit — diese Leidenschaft hiess Ruhmsucht, oder Länderbegierde. Hätte diese Leidenschaft nicht über ihn ihre Tyranney ausgeübt, hätte er ihre Sklavenfesseln von sich abzuwerfen gewagt, und dasjenige zu thun sich ermannt, was ein jeder unter dem ungestörten Einfluss einer frey urtheilenden Vernunft, und in dem Zustande einer ungebeugten Willensfreyheit zu thun für Recht und Pflicht erkennt und willig ist, er hätte nimmermehr auf eine so straf- und verachtungswürdige Art die heiligen Rechte der Menschheit und der Völker verlezt.

Nichts ist wandelbarer, als die Leidenschaft, und nichts kann mehr den Charakter der Veränderlichkeit tragen, und weniger sich selbst gleich bleiben, als ein Mensch, der ein Sklav der Leidenschaft ist, und sich ewig von ihr gängeln lässt. Nichts ist dagegen beständiger, als die Vernunft. Vor ihr gilt ewig nur das Wahre, das Gute, das wahrhaft Nüzliche, und das Vorzügliche jeder Art. So wie aber die Vernunft selbst sich immer als dieselbe zeigt, so muss natürlich auch der Mensch, der stets an ihrer Hand durchs Leben geht, und durch nichts sich von dem Pfade, den sie führt, ableiten lässt, sich immer selbst gleich bleiben. Sein Blick ist immer frey für die Erkenntnis des Wahren, Guten, Nüzlichen und Vorzüglichen jeder Art, und sein Wille ist immer bereit und fähig, sich dieser Erkenntnis gemäs zu bestimmen.

Wir haben nun die charakteristischen Eigenschaften des Gleichmuths im Allgemeinen gezeigt, wir haben den Gesichtspunkt angegeben, aus welchem das ganze Wesen desselben beurtheilt und bestimmt werden, wir haben endlich die Zielpunkte festgestellt, auf

welche die gesammte Thätigkeit desselben gerichtet seyn muss. Iezt wollen wir zur Untersuchung der einzelnen Gegenstände fortgehen, aus deren vereinter Erkenntnis die vollständige Einsicht in die Natur unsers Hauptgegenstandes hervorgeht.

Zweytes Kapitel.

Von der Sinnlichkeit, so fern es der Gleichmuth mit ihr zu thun hat.

Der Gleichmuth erfordert, nach den angegebenen Bestimmungen, dass kein Eindruck, kein Affekt, kein Schmerz, keine Freude, keine Begierde, keine Leidenschaft — den Zustand gänzlicher Bewusstlosigkeit, wie sich von selbst verstehet, ausgenommen — uns in dem Grad einnehme, dass wir dadurch ausser Stand gesezt würden, unsern Zustand hinlänglich zu beurtheilen, und uns dabey so zu benehmen, wie Sittlichkeit und Klugheit es befehlen, d. h. weder etwas zu beginnen oder zu unterlassen, was die Sittlichkeit untersaget oder fordert, noch etwas unbenuzt zu lassen, was die Summe unsrer angenehmen Empfindungen, so weit wir sie immer zu berechnen vermögen, zu vermehren dient, oder irgend etwas zu thun, wodurch dieselbe vermindert wird.

Es ist also die Sinnlichkeit, auf deren Beherrschung es vorzüglich ankömmt, wenn jene Kraft der Selbstthätigkeit, der allein der Name des Gleichmuths beygelegt werden darf, Statt finden soll. Wir werden also vor allen Dingen auf diese unsere Aufmerksamkeit richten müssen, sowohl um eine vollständige Einsicht in alles das zu erlangen, was dem Gleichmuth zu leisten obliegt, als auch um zu seinem Besize selbst gelangen zu können. Denn wie ist es möglich, einen Feind zu besiegen, den wir nicht einmal kennen? Oder wie dürften wir mit Zuversicht hoffen, nach gewissen Grundsäzen der Vernunft einen gewissen Zustand

in uns hervorzubringen, wenn wir nicht zuvor untersucht, mit was für Hülfsmitteln uns die Natur vielleicht schon selbst zu diesem Zwecke versehn, oder was für Hindernisse sie, in Verbindung mit der Wirksamkeit der Dinge ausser uns, uns in den Weg gelegt?

Die Affekten, Triebe, Begierden, Leidenschaften u. s. f. als diejenigen Aeusserungen der Sinnlichkeit nun, wodurch sie das Gemüth, und insbesondere das obere Begehrungsvermögen, auf dessen freyer Thätigkeit der Gleichmuth beruht, zu bestimmen strebt, sind theils natürliche, in dem Wesen der Menschennatur gegründete, und folglich streng allgemeine, theils durch Umstände entstehende, mehr oder weniger allgemeine, theils ganz besondere, nur unter seltenen Umständen, oder auch nur bey besondern Menschen Statt findende. Sie sind weiter entweder von Lust oder von Unlust begleitet, und wirken nur eine kurze, oder eine lange Zeit, heftig oder schwach, auffallend oder unmerklich.

Wenn man sie in ihrer höchsten Abgezogenheit oder Allgemeinheit betrachtet, so erscheinen sie äusserst einfach, Sie sind nehmlich weiter nichts, als ein von Lust oder von Unlust begleiteter Gemüthszustand, das ist, Gefühle und Bestrebungen des Gemüths nach der Gegenwart oder Entfernung, Fortdauer oder Vernichtung derselben. Die Gefühle und Bestrebungen modificiren sich aber auf tausendfältige Art, und wir bezeichnen sie, zum Behuf der Unterscheidung derselben von einander, nach Maasgabe ihrer Heftigkeit, ihrer Dauer, der Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, und anderer Beziehungen, mit mancherley verschiedenen Namen.

Der aufmerksame Beobachter bemerkt mit leichter Mühe die Absicht der Natur mit denselben. Sie sind insgesammt nichts anders als Triebfedern, deren aller Bestimmung ist, die menschliche Natur zu erhalten

und zu entwickeln, davon der eine Theil sich in Bewegung sezt, um das zu entfernen, was diesen Zweck hindert, und der andere, um das herbeyzuschaffen oder zu erhalten, was ihn zu befördern nöthig ist. Das erstere geschieht durch die Gefühle der Unlust, und durch die Bestrebungen, die wir Abscheu nennen; das leztere durch die Gefühle der Lust, und durch die Bestrebungen, die wir Begierden nennen.

Man muss, im Vorbeygehen zu bemerken, die erhabene Kunst der Natur bewundern, die, wie in allem, so auch hier, die grössten und zusammengesetzesten Zwecke durch die einfachsten Mittel zu erreichen versteht.

Diese Maasregel der Natur erstreckt sich über alle ihre Werke, und erscheint hierdurch in ihrem erhabensten Lichte. Selbst unter den leblosen Dingen ist jedes mit solchen Kräften versehen, die das, was ihnen Schaden oder Vernichtung drohet, zu entfernen, und das, was zu ihrer Fortdauer und ferneren Ausbildung nöthig ist, anzuziehen streben. Je kunstvoller, sinnreicher und zusammengesezter der Mechanismus eines Wesens ist, desto mehr Triebfedern sezen sich auch in demselben zu seiner Erhaltung in Bewegung; aber alle diese Triebfedern sind, nur verschieden geartet, immer nichts anders, als Streben, das zu erhalten und sich zuzueignen, was zu seiner Erhaltung und Vervollkommnung, und das zu entfernen, was zu seiner Zerstörung wirket, Abscheu und Begierde.

Das Thier wird von einem schnellen und unüberwindlichen Gefühl des Abscheus, von der Furcht ergriffen, sobald sich seinen Sinnen ein Gegenstand oder ein Ereignis darstellt, das seinem Leben Gefahr droht, es strebt nach der Vernichtung oder Entfernung dieses Gegenstandes, wenn es hierzu Kräfte in sich fühlet, oder es sucht seine Erhaltung in der Flucht. Ein anderes

deres Gefühl des Abscheus bemeistert sich desselben, so oft es seinem Körper an dem zu seiner Ernährung nothwendigen Stoffe gebricht: es strebt dieses Gefühl zu entfernen, indem es diesen Stoff aufsucht, und um sich in der Wahl desselben nicht zu irren, und den heilsamen von dem schädlichen zu unterscheiden, fühlt es bey jenem Wohl-, bey diesem Misbehagen. Um die unzählbaren Gattungen der belebten Wesen zu erhalten, müssen unbezwingbare Begierden das männliche Thier mit dem weiblichen vereinen. Und so sind Abscheu und Begierde das grosse Lebensprincip der ganzen Schöpfung; es lebt und webt in jeder Faser der Natur.

Auf eine ähnliche Art verhält es sich auch mit dem Menschen. Auch er empfindet von Natur einen Abscheu vor allem, was sein Wesen zu zerstören, und Begierde nach allem, was es zu erhalten und zu entwickeln dient; bey diesem fühlt er Wohl-, bey jenem Misbehagen.

Wir wollen jezt, den Leitfaden der Natur und der Erfahrung in der Hand, die mannichfaltigen Gestalten und Arten des Abscheus und der Begierde zeichnen, wodurch die Natur die Erhaltung und Vervollkommnung menschlicher Wesen zu bewirken entwarf; wir wollen die specielle natürliche Bestimmung einer jeden untersuchen, und dann die vielfältigen Verirrungen derselben von ihrem wahren Ziele zeigen; und indem wir auf diese Art den Punkt gewahren, bis zu welchem sich die Wirksamkeit einer jeden erstrecken darf, so wird sich dann am besten erkennen lassen, wo die Herrschaft einer durch Vernunft geleiteten Selbstthätigkeit beginnen, und wie sich dieselbe in allen Fällen behaupten müsse.

Ich stehe hier vor einem Felde zum Theil noch unerforschter Wahrheiten, welches ganz auszumessen viel-

vielleicht die Kräfte jedes einzelnen Menschen übersteigt, aber wovon zu meiner Absicht auch nur den Grundriss im Allgemeinen zu zeichnen nöthig ist.

I.

Darstellung und Bestimmung des speciellen Zwecks der ursprünglichen sinnlichen Triebe.

Wenn wir den Menschen, so wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, betrachten, so findet sich zwischen seinen Gefühlen und Gemüthsbestrebungen ein doppelter Unterschied. Sie beziehen sich nehmlich insgesammt theils auf seine physische, theils auf seine geistige, theils auf seine thierische, theils auf seine menschliche, oder vielmehr, weil diese etwas zusammengesetztes in sich fasst, auf seine vernünftige Natur, d. i. sie entstehen theils durch den Körper, und um seinetwillen, theils durch die Seele, und um ihretwillen.

Ein jedes animalisches Wesen, und mit ihnen auch der Mensch, soll sich durch sich selbst erhalten und vervollkommnen, sowohl was sein Individuum, als was seine Gattung betrift. So heischt es der Plan der Natur. Sie formte sein physisches Wesen aus einem Stoff, der theils in sich selbst vergänglich, theils durch den Einfluss der übrigen Dinge leicht zerstörbar ist, und der nur durch unaufhörlichen Ersaz des unaufhörlichen Abgangs, und durch jedesmaliges Ausweichen und Entgegenwirken gegen verderbliches Einwirken in seiner Kraft und Dauer erhalten werden kann; sie organisirte seinen Körper durch Verbindung unzähliger Glieder, deren ungestörter Zusammenhang und deren vereintes und ununterbrochenes Wirken nothwendige Bedingung zur unverlezten Erhaltung des Ganzen ist; sie verordnete, dass durch die innigste Vereinigung zweyer verschieden gebildeter Wesen seiner Gattung sich seine Gattung erhalte. Sie versah ihn mit allen

zu

zu diesen verschiedenen insgesammt zunächst auf seine Erhaltung abzielenden Zwecken dienlichen Organen, und legte in ihn alle dazu nöthigen Kräfte: aber nun blieb ihr noch übrig, den Hebel zu erfinden, der, so oft es erforderlich wäre, alle diese Organe und Kräfte von selbst in Bewegung seze, um den sinnreichen und so äusserst zusammengesezten Mechanism in seinem Fortgang zu erhalten, oder die Stockung und Zerstörung desselben zu verhüten. Sie veranstaltete also, — wie? da hängt vor ihrer geheimen Werkstatt ein Vorhang, der ewig das Allerheiligste ihrer unerforschlichen Kunst dem sterblichen Auge verbirgt, — dass, so oft es zur Erhaltung der Maschine, und zu den erwähnten verschiedenen Zwecken nöthig ist, durch eben das, wodurch es nöthig wird, in seinem Gemüth ein Zustand entsteht, den es unwillkührlich und unvermeidlich, nach Maasgabe desselben, entweder zu vernichten oder zu erhalten, und da er durch den für sein physisches Wesen schädlichen oder heilsamen Gegenstand gewirket wird, vor allen Dingen diesen zu entfernen oder zu erhalten strebt, und sodann die ihm dazu verliehenen Kräfte und Werkzeuge in Bewegung sezt.

Nun erfordert die Erhaltung der physischen Natur des Menschen vor allen Dingen beständigen Ersaz der abgenuzten und sich deshalb vom Körper losgewundenen Theile. Es entsteht daher, so oft die Natur eines solchen Ersazes bedarf, im Gemüthe ein Zustand, den es unwillkührlich und aus allen Kräften zu verdrängen strebt, und daraus wieder ein Streben, dasjenige sich zuzueignen, und, durch einen dunkeln natürlichen Trieb geleitet, auf die Weise, wie es die Natur dazu verordnete, mit dem Körper zu vereinigen, was fähig ist, den Abgang der verlornen Theile zu erstatten, und dadurch jenen ihm unerträglichen Zustand aufzuheben.

Die-

Dieser Zustand, oder dieses unangenehme Gefühl, und der damit verbundene Trieb es los zu werden, heist, wenn er durch den Mangel fester Theile entsteht, Hunger, und wenn er durch den Verlust flüssiger Theile verursacht wird, Durst.

Um den Menschen desto stärker und unfehlbarer zu der so nothwendigen Befriedigung des Hungers und des Durstes anzutreiben, vielleicht aber auch um sein ganzes Wesen in eine für den Zweck der Vereinigung fremder Theile mit den seinigen in eine heilsame Stimmung zu versezen, verband die Natur mit dieser Befriedigung einen sehr angenehmen Gemüthszustand. Dieses angenehme Gefühl ist zwar zum Theil blos negativ, d. i. die durch die Sättigung allmälige Verschwindung des unangenehmen Gefühls; es ist aber auch positiv, und entsteht aus einem Reiz der Nahrungsmittel auf die Geschmacksnerven, wie aus den sehr verschiedenen Graden des Vergnügens erhellet, das mit dem Genuss verschiedenartiger Nahrungsmittel bey gleichem Appetit verbunden ist. Dass übrigens eine frohe Stimmung zur guten Verdauung, und also um leicht und fördersam die brauchbaren Theile aus den Nahrungsmitteln zu ziehen und durch alle Theile des Körpers zum Ersaz der verloren gegangenen zu vertheilen, sehr erspricslich und nöthig ist, kann ein jeder, auch ohne physiologische Erklärung, aus eigener Erfahrung wissen.

Weil aber ein Uebermaas von Nahrungsmitteln das Maas von Kräften, welche bestimmt sind, sie zur Ernährung des Körpers zuzubereiten, übersteigen, durch die abgenöthigte übergrosse Anstrengung lähmen, sie dadurch zu ihren künftigen Verrichtungen untüchtig machen, und andere verderbliche Unordnungen im Körper nach sich ziehen würde: so entsteht bey jeder merklichen Ueberschreitung des rechten Maasses der zu nehmen-

nehmenden Nahrungsmittel ein unbehaglicher Gemüthszustand und ein Streben, sich seiner zu entledigen. Dies ist der Ekel oder Ueberdruss.

Zur unverlezten Erhaltung der Maschine wird ferner erfordert, dass der Mensch alles das entferne oder vermeide, was von aussen derselben Gefahr droht. Er empfindet daher, so oft irgend ein äusserer Gegenstand seinen Körper oder seinen Zustand überhaupt verlezet, oder auch nur zu verlezen sich anschicket, ein sehr lebhaftes Gefühl des Abscheus gegen denselben, den Zorn, welchem ein heftiges Bestreben, die ausgeübte oder auch nur angedrohte Verlezung zu erwiedern, und den Gegenstand seiner Kraft zu berauben, die Rache, folget. Findet er sich ausser Stande, den Gefahr drohenden Gegenstand durch Entgegenwirken abzuhalten, und seine Kraft zu vernichten, so entsteht durch die Vorstellung des von demselben zu befürchtenden Uebels im Gemüthe ein Zustand, den es zu entfernen strebt, und deshalb die Kräfte des Körpers in Bewegung sezt, um dem Gegenstande, der diesen Zustand wirkt, zu entfliehen. Dieser Zustand heist Furcht. Reichen die Kräfte nicht zu, oder verhindern die Umstände, der Gefahr schnell zu entgehen, so nimmt dieser Zustand oder dieses Gefühl immer mehr an Heftigkeit zu, und wird in diesem Grade Angst genannt. Entsteht es aber plözlich und unversehends, so heist es Schrecken. Mit diesen steigenden Graden der Heftigkeit dieses Gefühls wächst verhältnismässig auch das Streben des Gemüths, sich von demselben los zu machen, und sezt alle Kräfte des Geistes und Körpers zu dieser Absicht in eine desto grössere Spannung.

Damit der Mensch keinen Theil seines Körpers selbst verleze, d. i. ihn aus demjenigen Zustande versezе, worin er allein die ihm von der Natur bestimmte

Wirk-

Wirksamkeit äussern kann, oder ihn gar aus der Verbindung reisse, in welche die Natur ihn mit dem ganzen Körper gesezt hat, und damit er im Gegentheil angetrieben werde, jede erlittene Beschädigung desselben wieder zu verbessern: so entsteht bey jeder auch noch so geringen Verlezung irgend eines auch noch so kleinen Theiles in dem Gemüthe abermals ein Zustand, den es zu verdrängen strebt. Das ist der Schmerz. Dagegen herrscht bey dem gesunden oder unverlezten Zustande aller körperlichen Theile im Gemüthe ein Zustand, den es immer zu erhalten strebt — Wohlbehagen, Munterkeit, Wohlseyn. Das vereinigte Streben, jenen zu entfernen, und diesen zu erhalten, ist der Trieb nach Gesundheit.

Wenn ferner alle Theile des Körpers in ihrer nöthigen Wirksamkeit und Dauer erhalten werden sollen, so werden dazu zwey entgegengesezte und immer mit einander wechselnde Zustände erfordert, der Zustand der Bewegung und der Zustand der Ruhe. Der erstere befördert den Kreislauf der Säfte und jede erforderliche Absonderung, er schmeidigt die Glieder, stärkt sie, und macht sie so zu ihren mannichfaltigen Verrichtungen geschickt. Da aber eine allzuheftige und unausgesezte Bewegung das Maas der körperlichen Kräfte gänzlich erschöpfen, den Nerven und Muskeln ihre Spannkraft, und folglich die Fähigkeit zu künftiger nothwendiger Thätigkeit rauben würde: so wirkt sie Erschlaffung, und diese im Gemüthe einen Zustand, den es zu entfernen, und folglich der Bewegung, als wirkender Ursach dieses Zustandes, ein Ziel zu sezen strebt. Dieser Abscheu vor der Bewegung, und diese Neigung zur Ruhe ist die Trägheit, die aber mit dem Abscheu vor aller Anstrengung überhaupt, welcher Faulheit heist, nicht verwechselt werden darf.

Durch

Durch die Ruhe ziehen sich die durch die Bewegung ausgedehnten Fasern und Muskeln wieder zusammen, und nehmen dadurch von neuem ihre vorige Spannkraft an. Weil indess eine stete Ruhe die verschiedenen Theile des Körpers allzu sehr verdichten, in den flüssigen Stockungen, und in den festen Steifigkeit zur Folge haben, und sie auf diese Weise gleichfalls zu ihren Verrichtungen untüchtig machen würde: so entsteht, wenn sie einen gewissen Grad erreicht hat, ebenfalls ein unangenehmer Gemüthszustand, die Langeweile, und ein Streben, ihrer los zu werden. Dies ist der Trieb zur Thätigkeit.

Sobald alle Theile des Körpers zu ihrer gehörigen Ausbildung gediehen sind, so wird ein Theil der edelsten im Körper präparirten Stoffe der Ernährung, der bis dahin zum Wachsthum und zur Ausbildung des Körpers verwandt wurde, nunmehr seiner bisherigen Bestimmung endedigt. Die Natur bereitet daher aus ihm einen besondern edeln Stoff, den sie in zum voraus dazu gebildete Behältnisse absondert. Da dieser aber immer neuen Zuwachs erhält, und so wegen seiner Anhäufung in den ihm angewiesenen Gefässen keinen Plaz mehr findet, so verursacht er einen heftigen Reiz der Nerven, und dadurch einen sehr lebhaften Zustand der Unruhe, welchen das Gemüth in gleichem Grade der Stärke zu verdrängen, und sich also jenes Stoffes, als wirkender Ursach, zu entledigen bemüht. Weil dieses jedoch, der natürlichen Ordnung nach, nur durch die innigste körperliche Vereinigung mit einem Wesen vom andern Geschlecht geschehen kann, so richtet sich auf diese nun das immer heftiger werdende Streben des Gemüths, und lässt, wenn diesen nicht ein anderer überwiegender Gemüthszustand verdrängt, nicht eher nach, bis jene Vereinigung, mit welcher die grösstmögliche Thätigkeit der Lebensgeister,

und

und also der höchste Sinnengenuss vergesellschaftet ist, Statt gefunden hat. Dieser sich von Zeit zu Zeit immer erneuernde, und bey mancherley Veranlassungen sehr leicht zu erregende Gemüthszustand heisst Geschlechtstrieb. Die Heftigkeit und Wirksamkeit desselben scheint in eben dem Grade die Heftigkeit und Wirksamkeit aller übrigen zu übertreffen, in welchem die Bestimmung desselben an Wichtigkeit den meisten übrigen überlegen ist — nehmlich die Erhaltung des menschlichen Geschlechts. Wir überlassen übrigens dem Leser, ausführlichere Gemälde und Schilderungen dieses allgewaltigen Triebes bey den Dichtern zu suchen, deren keiner unterlassen hat, sein Talent durch die Besingung desselben zu verherrlichen.

Man sieht leicht, dass alle bisher aufgezählten Gemüths-Bewegungen dazu dienen, die physische Natur des Menschen zu erhalten und auszubilden. Sie sind auch dazu so unentbehrlich, dass, wenn eine einzige mangelte, die ganze Maschine früh oder spät unersezlich leiden, oder gar zu Grunde gehen würde, wie einem jeden einleuchten muss, der, was hier von jeder einzelnen gesagt worden ist, mit einigem Nachdenken erwogen hat. Sie finden sich daher, auf eine bald mehr bald weniger in die Augen leuchtende Weise, bey jedem animalischen Wesen; weil ein jedes, nach der Ordnung der Natur, sich durch sich selbst erhalten soll.

So wie nun Abscheu und Begierde von der Natur dazu bestimmt sind, jedes belebte Wesen zur Erhaltung und Ausbildung seines Körpers anzutreiben, so sind sie bey dem Menschen auch noch insbesondere dahin angewiesen, seinen Geist oder seine vernünftige Natur zu ihrer Entwickelung und Ausbildung zu reizen.

Das Geschäft und die Bestimmung des Geistes ist Denken und Erkennen, und, da dieses sich zum

Theil auch auf das Begehren bezieht, Begehren oder Wollen nach Erkenntnissen, oder, sofern dieselben für den Willen bestimmend sind, nach Gesezen und Regeln. Der Mensch ist also nicht bestimmt, nach blinden Trieben zu handeln, und als ein der Selbstständigkeit ermangelndes Glied der Natur dem allgemeinen Zwange des Gesezes derselben unterworfen zu seyn. Er soll sich vielmehr über diese erheben, und sich ein eigenthümliches Reich schaffen, in dem er selbst Gesezgeber und Ausüber des Gesezes, unumschränkter Gebieter und streng verpflichteter Unterthan ist.

Der menschliche Verstand ist fähig eine ganze Welt zu umfassen, sein Spielraum reicht bis an die Grenzen der Unendlichkeit; aber endlich, wie er ist, muss vom Nichts seine bis ins Unendliche wachsende Erkenntniss beginnen, und träg und unthätig würde er ewig an den Schranken dieser unermesslichen Laufbahn stehen bleiben, wenn nicht mancherley sinnliche Triebfedern ihn in Bewegung sezten. Nur in der Sinnlichkeit liegt der Sporn, der ihn antreibt, sich über die Sinnlichkeit empor zu schwingen.

Damit also der Verstand zu seiner Kraftäusserung gereizet werde, so entsteht bey dem Anblick eines jeden noch nicht wahrgenommenen Gegenstandes im Gemüthe ein Zustand, den es zu erhalten strebt, und den man Bewunderung, und, falls er unsere Begriffe von Möglichkeit, sey es auch nur für eine gewisse Zeit, übersteigt, Erstaunen nennt. Die Bewunderung ist dasjenige angenehme Gefühl, welches durch die Vorstellung eines unbekannten Gegenstandes entsteht *). Ein bekann-

*) Daher kömmt es auch, dass die Erzeugnisse des Scharfsinns und Wizes uns so angenehm afficiren. Sie zeigen uns Eigenthümlichkeiten und Aehnlichkeiten an den Dingen, die der gemeine Verstand nicht bemerkt, und die uns darum neu sind.

bekannter und alltäglicher Gegenstand ist unfähig unsere Bewunderung zu erregen. Diese Regel leidet zwar einige Ausnahmen, und es giebt wirklich Gegenstände, die, ob sie uns gleich nicht unbekannt sind, dennoch die Kraft nicht verlieren, unsre Bewunderung rege zu machen. Allein dies rührt daher, weil sie etwas überaus seltnes und ausserordentliches an sich haben, das eben darum bey jeder erneuerten Wahrnehmung uns wieder neu erscheint. Wir können einen Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften mehreremale gesehen haben, und wir können nicht umhin, ihn bey jeder neuen Zusammenkunft immer wieder von neuem zu bewundern. Aber wenn wir Gelegenheit haben, seines Umgangs täglich zu geniessen, so wird auch er uns alltäglich, und unsere Bewunderung verschwindet. Daher kömmt es zum Theil, dass grosse Männer von ihren Landsleuten oder Mitbürgern mit Gleichgiltigkeit angesehen werden, da sie für Fremde ein Gegenstand der grössten Bewunderung sind.

Da nun dieses angenehme Gefühl nicht anders, als durch eine genauere und eine Zeit lang fortgesezte Betrachtung erhalten werden kann, so wird der Verstand hierdurch angetrieben, bey dem Gegenstande zu verweilen, und durch die Beobachtung seiner Eigenschaften oder Merkmale sich einen mehr oder weniger deutlichen Begriff davon zu verschaffen und dem Gedächtniss einzuverleiben. Je mehr neue und auffallende Eigenschaften der Gegenstand enthält, desto lebhafter wird auch jener Zustand, oder jenes Gefühl der Bewunderung, desto stärker wird auch die Aufmerksamkeit des Verstandes darauf hingezogen, desto genauer beobachtet er ihn, desto länger verweilt er bey ihm, und einen um so deutlichern, lebhaftern und bleibendern Begriff erhält er von ihm.

Die Wirksamkeit des Gefühls der Bewunderung äussert sich am lebhaftesten bey Kindern, bey welchen es auch am nothwendigsten ist, um ihren noch so leeren Verstand mit Begriffen und Kenntnissen anzufüllen; am stärksten aber wirkt es bey denen von aufgewecktem Temperament. Ihr Auge hängt an jedem neuen Blümchen in der Au, an jedem bunten unbekannten Steinchen im Wege, an jedem Vogel auf dem Baum oder in der Luft, und sie finden des Fragens: Was ist das? Was ist jenes? kein Ende. Dass jenes Gefühl bey Erwachsenen weniger wirksam ist, kömmt nicht sowohl daher, weil es mit den zunehmenden Iahren an seiner Kraft verlöre, als vielmehr, weil so viele Dinge ihnen schon bekannt sind, weil manche mit schon bekannten so viel ähnliches haben, dass sie nicht auffallend genug sind, um ihre Bewunderung und Aufmerksamkeit rege zu machen, und endlich, weil ihr Verstand und Herz oft in sich selbst so viel Beschäftigung finden, dass das, was sie von aussen umgiebt, keinen Eindruck auf sie macht. Der Geist der Iugend wird gewöhnlich mehr nach aussen, der Geist des reifern Alters wird gewöhnlich mehr nach innen gezogen. Je reicher der Geist an Kenntnissen ist, und je mehr Gefühle und Leidenschaften sich in dem Herzen regen, desto seltener können sie zur Bewunderung gestimmet werden.

Das Gefühl der Bewunderung, das blos durch die Neuheit des Gegenstandes entstanden war, lässt natürlicher Weise wieder nach, sobald durch fortgesezte Betractung die Vorstellung desselben sich so oftmals erneuert hat, dass er dem Verstande gewöhnlich wird. Dadurch entseht nun in diesem ein Mangel an Beschäftigung, und dadurch eine gewisse Leere, die im Gemüthe einen unangenehmen Zustand erweckt, den dasselbe los zu werden, und deshalb die Aufmerksamkeit

des

des Verstandes auf einen andern neuen Gegenstand zu lenken strebt. Dieses Streben oder dieser Trieb, der bey allen Menschen ohne Ausnahme, wiewohl in verschiedenen Graden, ausserordentlich stark ist, heisst Neubegierde, oder, in einem edlern Sinne, Wissbegierde. Er ist, wie man sieht, nichts anders, als Streben nach einem neuen Gefühl der Bewunderung. Der Nuzen aber, den dieser Trieb für die Thätigkeit und Bereicherung des Verstandes leistet, ist in die Augen leuchtend und von grossem Umfang. Er macht, dass der Geist, mit der erworbenen Summe von Kenntnissen nicht zufrieden, rastlos nach Erweiterung derselben strebt, und der Anstrengung nicht achtet, der er sich dabey unterziehen muss. Er begnügt sich also nicht, wie das Gefühl der Bewunderung, dem Verstande zu gebieten, blos bey den von selbst sich darbietenden Gegenständen betrachtend still zu stehen; sondern er zwingt ihn auch, aus eigener Bewegung neue aufzusuchen. Ausserdem unterscheidet er sich von der Bewunderung auch noch darin, dass er, weit entfernt, wie diese, bey zunehmender Masse von Kenntnissen seine Wirksamkeit seltner zu äussern, vielmehr um so thätiger wird, je öfterer er befriedigt worden. Die allgemeine Erfahrung beweiset, dass das Streben nach neuen Kenntnissen in eben dem Grade stärker wird, in welchem der Mensch an Kenntnissen zunimmt. Je unwissender ein Mensch ist, desto mehr ist er geneigt, alles zu bewundern und anzustaunen; und je einsichtsvoller er ist, einen desto stärkern Drang fühlt er, die Grenzen seiner Einsichten immer mehr zu erweitern.

Es verhält sich mit der Wissbegierde, wie mit jeder andern Begierde; uns verlanget immer mehr nach dem Genuss, den die Befriedigung derselben gewährt, je öfterer wir die damit verbundenen Süssigkeiten geschmecket haben. Der Unwissende ahnet gar nicht,

 dass

dass es so viele Nahrung für seine Neubegierde giebt, natürlich dass ihn auch nicht darnach gelüstet. Es versteht sich aber, dass hier die Begierde nach wissenswerthen Dingen, folglich die Neubegierde im edlern, nicht im unedlern Sinn des Worts gemeinet ist, als die sich auch bey dem unwissendsten Menschen im höchsten Grade finden kann. Bewunderung und Wissbegierde sind also darin einander entgegengesezt, dass sich der Wirkungskreis der leztern da erweitert, wo sich der der erstern zusammenzieht.

Wenn wir aber nur immer darauf ausgiengen, die Summe unserer Kenntnisse zu vermehren, und neue Dinge kennen zu lernen: so würde sich zwar eine unermessliche Masse von Begriffen in uns anhäufen; aber es würde diesen Begriffen an Vollständigkeit, an Klarheit, Bestimmtheit, Gründlichkeit, und folglich auch an der erforderlichen Brauchbarkeit mangeln. Die Neubegierde sucht blos das Neue, Ungewöhnliche und Auffallende an den Gegenständen auf, ohne sich um ihre übrige Beschaffenheit zu bekümmern; sie nimmt mit einem flüchtigen Genusse vorlieb, und ist nur darauf bedacht, ihn so viel möglich zu vervielfältigen. Diesen Dienst zu leisten, ist ein blos oberflächlicher und noch ziemlich dunkler Begriff von Dingen schon hinreichend. Allein durch eine solche oberflächliche und dunkle Erkenntniss würden weder alle unsere Erkenntnisskräfte hinlänglich ins Spiel gesezt und entwickelt werden, noch würden wir dadurch zu derjenigen Vollständigkeit und Vollkommenheit der Erkenntniss gelangen, die sie allein für die höhern Bedürfnisse und Zwecke unserer Natur fruchtbar machen kann. Zu dieser doppelten Absicht ist es nöthig, wo möglich jede Seite eines Gegenstandes, jede seiner Eigenschaften, wesentlichen und zufälligen, allgemeinen und besondern auf das genaueste kennen zu lernen, und ihn in allen

allen seinen Beziehungen mit andern Dingen zu betrachten. Denn nur auf diese Art kann der Verstand seine ganze Denkkraft äussern, nur dadurch kömmt er in den Stand, die Gegenstände scharf und richtig von einander zu unterscheiden, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten mit Bestimmtheit unter ihnen wahrzunehmen; nur auf diese Art wird der Begriff von einem Gegenstande geschickt, zur Erkenntniss oder zur Entdeckung neuer Wahrheiten zu dienen, und uns vor Irrthümern zu bewahren; nur durch eine solche Erkenntniss wird es uns möglich, jeden möglichen Vortheil aus den Dingen zu ziehen, und uns vor ihren möglichen schädlichen Wirkungen zu hüten.

Wir sind daher, so veranstaltete es die Natur, falls nicht andere Triebe und Umstände unsere Aufmerksamkeit weglenken oder zerstreuen, *) mit einigen oberflächlichen Merkmalen und einem daraus entstehenden dunkeln Begriffe von Gegenständen nicht zufrieden, wir fühlen uns gedrungen, das Dunkle immer mehr aufzuhellen, den Gegenstand von allen Seiten ins Licht zu sezen, und es ist uns überaus behaglich, wenn wir von einer Stelle nach der andern den Nebel schwinden, und ihn endlich in vollem Lichte unserm Blick entgegen glänzen sehen.

Darum horchen wir so gern der Rede eines Mannes, dessen Gedanken sich mit zwangloser Leichtigkeit seinem Geist entwinden, und sich in einer Beleuchtung vor unsere Augen stellen, bey welcher wir mit schnel-

 lem

*) Irgend eine Leidenschaft, Gemüthsbewegung, Unfähigkeit zu denken, Trägheit, und mancherley andere Umstände können in besondern Fällen die Wirksamkeit des Triebes nach Deutlichkeit und Vollständigkeit in Begriffen unterdrücken; aber darum hört er nicht auf, ein wesentlicher Trieb der menschlichen Natur zu seyn.

Was von diesem gilt, das gilt auch von allen übrigen

lem Blicke jede Seite derselben überschauen können; darum ertragen wir so ungern das Gewäsche eines Menschen, in dessen Verworrenheit uns nur selten ein Lichtstrahl Sinn zu finden hilft. Darum saugen wir so behaglich die Lehren eines Buches ein, in dem die Wahrheit uns mit Lichtesklarheit in die Augen strahlt; darum werfen wir ein andres unmuthsvoll in den Winkel, dessen Nachtumhülltes Gedankengewirre all unserer Mühe, deutlich etwas zu erkennen, spottet; darum schärfen wir mit so viel Anstrengung die Sehkraft unsers Geistes, um bis auf den Grund zu dringen, wo der Sinn eines tiefgedachten Werks des menschlichen Verstandes verborgen liegt. Darum spüren wir oft mit so viel rastloser Mühe der tief versteckten Wahrheit eines Gedankens nach, vergessen alles um uns her, wenden uns bisweilen ermüdet von ihm weg, und kommen doch immer von neuem auf ihn zurück, und stehen nicht eher gänzlich von ihm ab, bis wir, gleich dem A r c h i m e d e s, Freudetrunken ausrufen können: εὕρηκα! Darum ist uns endlich auch sogar die physische Finsterniss bey gänzlicher Sicherheit vor Gefahr so unangenehm, und dagegen das helle Tageslicht, das jeden Gegenstand uns deutlich wahrzunehmen gestattet, so erfreulich.

Es wird also bey der Thätigkeit des Verstandes offenbar ein mit Deutlichkeit und Vollständigkeit in Begriffen verbundenes angenehmes, und ein mit Dunkelheit und Unvollständigkeit in denselben verknüpftes unangenehmes Gefühl, so wie ein dadurch entstehendes Streben nach Deutlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe, als ein wesentlicher Zug des menschlichen Begehrungsvermögens, im Gemüthe bemerkbar, wodurch die Natur die in anderer Rücksicht zwar nöthige, aber durch Ungebundenheit auch sehr schädliche Flüchtigkeit des Geistes, mit der die Neubegierde ihn von einem

Gegen-

Gegenstande zum andern treibt, zügelt, und ihn, Licht und Vollständigkeit in seine Begriffe zu bringen, reizet. Dieses Streben heisst, weil es gleichfalls ein durch die Natur ursprünglich bestimmtes Ziel hat, Trieb nach Deutlichkeit und Vollständigkeit in Begriffen.*)

Ein so grosser, nothwendiger und wichtiger Vorzug unserer Erkenntniss indess Deutlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe ist, und einen so grossen, nothwendigen und wichtigen Dienst der Trieb uns leistet, der uns darnach hintreibt: so ist doch damit bey weitem noch nicht alles gethan, was, um ein Ganzes (Totalität) der Erkenntniss, und die dadurch zu erzielenden grossen Zwecke möglich zu machen, nöthig ist. Wir kommen damit nicht weiter, als blos diejenigen Gegenstände, welche Bewunderung, Neubegierde und zufällige Umstände uns vors Auge rücken, deutlich und vollständig, und zwar nur isolirt, zu erkennen. Es entgehen uns also dabey noch alle diejenigen Erkenntnisse, die blos aus der Vergleichung mehrerer Gegenstände und mehrerer Wahrheiten mit einander hervorgehen; und wiewohl wir an den deutlichen Begriffen die Prämissen zu einem möglichen zusammenhängenden vollendeten Ganzen der Erkenntniss erhalten, so sind sie doch weit entfernt, dieses Ganze selbst zu bilden, sie geben blos die Grundlage und die Materialien zu dem aufzuführenden Gebäude ab, zu dessen Vollendung noch ein besonderes dazu tüchtiges Vermögen in Thätigkeit gesezt werden muss.

Ein solches Gebäude aber aufzuführen ist keine gleichgiltige Sache. Nicht zu gedenken, dass es zur

*) Die bisher aufgezählten auf die Erkenntniss gerichteten Triebe wirken nur Erkenntniss der Quantität und Qualität nach; der Forschungstrieb geht auf die Relation und Modalität derselben.

vollständigern Entwickelung der von Natur uns beywohnenden Erkenntnisskräfte unumgänglich nöthig ist, so können wir dessen auch nicht entbehren, um sowohl dem Streben des untern als des obern Begehrungsvermögens eine feste und sichere Richtung vorzuzeichnen, und ihnen ein bestimmtes Ziel aufzustecken, überhaupt aber die Wirksamkeit aller unserer Kräfte und Anlagen richtig zu bestimmen, und in den ganzen Umfang unsers Daseyns Ordnung und Einheit zu bringen.

Nun kann ein dergleichen zusammenhängendes Ganze der Erkenntniss nicht anders zu Stande kommen, als wenn wir die Gegenstände in ihren mannichfaltigen Beziehungen auf einander betrachten, das gemeinsame Band (*principium*) aufsuchen, das ihrer mehrere gleichsam zu einer Familie verbindet, und so immer weiter bis zu demjenigen emporzuklimmen streben, das einen grossen Theil derselben, oder alle, in ein alles befassendes Ganzes (*universum*) vereiniget.

Damit daher dieses wichtige Geschäft des menschlichen Geistes nicht dem Zufall überlassen seyn, oder gar unterbleiben möchte, so legte die Natur, um den Menschen zur Besorgung desselben anzutreiben, in ihn einen besondern hierzu bestimmten Trieb, den man den Forschungstrieb nennen kann, indem er uns anreizt, aus der Erkenntniss der Beschaffenheit des einen, nach der Erkenntniss der Beschaffenheit des andern Gegenstandes zu streben, und dadurch den Zusammenhang der Dinge nach Ursach und Wirkung, und nach ihren gemeinschaftlichen Eigenschaften und ihren vielfältigen Verhältnissen ausfindig zu machen.

Er ist als ein natürlicher, oder als ein in dem Wesen der menschlichen Natur gegründeter Trieb in dem Herzen eines jeglichen Menschen wirksam, er gehört, mit einem Wort, der Gattung an; aber er äussert sich bey den Individuen, theils von Natur, theils durch

den

den Einfluss der Umstände, in sehr verschiedenen Graden der Stärke.

In seiner höchsten Kraft zeigt er sich bey denen, welche von Natur einen hervorstechenden Hang nach Einsichten in den Kausalzusammenhang der Dinge hegen, oder vielmehr, welche eine hervorstechende ungewöhnliche Kraft zur Beurtheilung und Erkenntniss dieses Zusammenhangs, so wie der Verbindung der Dinge unter einander überhaupt, besizen, d. i. bey Leuten von philosophischem Genie. Ihr Forschungstrieb ist zwar gewöhnlich auf eine besondere Klasse von Gegenständen vorzüglich gerichtet; aber er unterlässt darum nicht, sich auch bey jedem andern Gegenstande, worauf sie ihre Aufmerksamkeit wenden, thätig zu bezeigen. Sie begnügen sich nirgends mit der blossen Betrachtung eines Gegenstandes an sich selbst, sie suchen sorgfältig die mancherley Fäden auf, durch die er mit andern Dingen zusammenhängt, betrachten aufmerksam die Verhältnisse, die ihn dem einen nähern, und von dem andern entfernen, und spähen mit geschärftem Blick der Reihe von Wirkungen nach, an die seine Existenz und seine Beschaffenheit sich kettet, oder die von ihm ausgehn. In allen ihren Reden, in allen ihren Schriften zeigt sich dieser ordnende spähende Geist. Zu welcher Gattung von Dingen gehört dieses Ding? Was wirkt es? Wie ist es das geworden, was es ist? Was könnte es unter einer andern Verkettung von wirkenden Ursachen seyn? Diese und ähnliche Fragen lassen nicht ab, ihren Geist in rastlose Thätigkeit zu sezen. Am wirksamsten aber erscheint bey ihnen jener Trieb in derjenigen Gattung von Erkenntnissen, die sie sich zu ihrer Lieblings-Beschäftigung wählten. Weit entfernt, die Untersuchungen, Entdeckungen und Meynungen Andrer auf guten Glauben anzunehmen, suchen sie überall nach den Gründen, auf denen sie ruhen,

ruhen, gehen spähend selbst den Wegen nach, auf denen man zur Wahrheit gelangte, oder auf Irrthümer gerieth, mühen sich, aus bekannten Wahrheiten neue und unbekannte zu entwickeln, und ruhen nicht, bis sie alle in demjenigen Zusammenhange dargestellt haben, der sie alle beleuchtet und so bestimmt, dass über ihre Richtigkeit für sie kein Zweifel übrig bleibt.

Zum Beweise, mit welcher Gewalt der Forschungstrieb diese erlauchte Gattung von Geistern beherrscht, erinnere ich nur an das allgemein bekannte Beyspiel des Archimedes. Alle Schrecknisse einer harten Belagerung, alle Greuelscenen einer unglücklichen eroberten Stadt, und selbst die drohende Gefahr des Todes, die unmittelbar über seinem Haupte schwebte, war nicht vermögend, ihn aus seinen tiefen mathematischen Untersuchungen aufzuschrecken.

In diesem ausserordentlichen Grade der Stärcke wird dieser Trieb indess zwar nur bey einer sehr geringen Anzahl von Menschen wahrgenommen; in einem mindern hingegen findet er sich bey jeglichem Menschen. Selbst der beschränkteste Kopf, selbst der roheste unwissendste Barbar kann bey Erscheinungen, davon ihm nicht sogleich der Grund, oder der Zusammenhang mit ihren Ursachen einleuchtet, sich nicht entbrechen, zu fragen: Wie geht das zu? Was ist die Ursach dieser mir unerklärbaren Erscheinung? Daher rührt unter dieser Gattung von Menschen das unzählbare Heer von Vorurtheilen und abergläubischen Einbildungen, der hartnäckige unvertilgbare Glaube an Gespenster, Hexen, Zauberer, und an so mancherley abentheuerliche Geschöpfe einer durch keine richtigen Kenntnisse von der Natur der Dinge erhellten Einbildungskraft, der den augenscheinlichsten Beweis abgiebt, wie wirksam jener Trieb selbst in diesen schwachen von Finsterniss umhüllten Köpfen ist. Er treibt sie

sie unwiderstehlich, die verborgenen Ursachen der ihnen räthselhaften Erscheinungen aufzusuchen, und da ihre Unwissenheit und ihr Mangel an hinlänglicher Beurtheilungskraft es ihnen unmöglich macht, in der Natur die wahren zu entdecken, so nehmen sie ihre Zuflucht zur Phantasie, die ihnen dann übernatürliche, oder vielmehr unnatürliche Wesen bildet, die nirgends, als in ihr, ihr Daseyn haben. Ia der Trieb, sich den Kausalzusammenhang der Dinge zu erklären, und in ihre Vorstellungen eine Art von Einheit zu bringen, ist auch bey ihnen so gross, dass sich ihr Nachdenken über das ganze Reich der sichtbaren Wesen bis zu ihrer obersten Ursach erstreckt, und dann wieder vorwärts über die Grenzen ihres irdischen Daseyns hinausdringt, um auch da, durch die Bestimmung eines glückseligen oder unglückseligen ihren rohen Begriffen entsprechenden Zustandes, Zusammenhang und zweckmässige Einheit in zwey so verschiedene Arten von Daseyn zu bringen.

Die Nothwendigkeit und die heilsamen Wirkungen dieses Triebes zeigen sich selbst in den geringsten Arten menschlicher Erkenntniss, und in den gemeinsten Verrichtungen des geschäftigen Lebens. Der Ackerbau, so gemein er ist, und ein so geringes Maas von Verstandeskräften erfordert wird, um ihn nach der einmal hergebrachten Weise zu betreiben, beruht doch auf einer Menge von Kenntnissen, die, wenn gleich die Noth, welche man gewöhnlich als die fruchtbare Mutter der Erfindungen betrachtet, daran nicht geringen Antheil hat, doch gewiss grösstentheils die Wirkung des Forschungstriebes sind, der die Erfindungskraft der Menschen in Bewegung sezt. Um das dringende Bedürfniss des Hungers zu stillen, bot die Natur von selbst Wurzeln, Kräuter, Eicheln und andere Früchte der Bäume, nach Beschaffenheit des verschiedenen Bodens, oder auch Thiere dar. Aber ein sinnreicher Kopf fasste

die,

die, wegen ihrer langen Ausübung jezt unbedeutend scheinende, aber bey ihrem Ursprung augenscheinlich grosse Idee, es der Natur nachzuthun, und, was sie von selbst nur mit sparsamen Händen austheilte, durch Nachahmung ihrer Kunst — geniesbare Kräuter und Früchte hervorzubringen, ihr in grosser Menge abzugewinnen. Nun wenigstens war es nicht mehr, wenn es auch zuvor gewirket hatte, das blosse Bedürfniss, was ihn trieb — sein Forschungstrieb war rege. Auch ohne Rücksicht auf den zu erzielenden Nuzen, fühlte er jezt das lebhafteste Interesse, seine Idee ins Werk zu sezen.

Er hatte der Natur abgemerkt *), dass sie, um neue Früchte hervorzubringen, den reifgewordenen Saamen der Bäume und Gewächse sich eine Zeitlang in der Erde verbergen, den Keim zur künftigen Saat und Pflanze sich hier entwikeln, und über den pflegenden Schooss der Erde dann emporstreben lässt, um sie durch den freyern Genuss der Luft und Sonne ihrer völligen Ausbildung entgegen reifen zu machen. Eine sich immer treue Erfahrung hatte ihn ferner gelehrt, dass die nur in ihren Werken sichtbare grosse Gärtnerin zur Erzeugung ihrer Gewächse und Früchte jederzeit denjenigen Theil des ewig wandelnden Iahres wählt, wenn alle Elemente in voller Wirksamkeit sind, und dass verschiedene Gattungen im Anfang, andere am Ende, und andere wieder in der Mitte dieses Theiles des Iahres die kürzere oder längere Bahn ihres Daseyns, ihres Keimens, Blühens und Reifens durchlaufen.

Die

*) Ich schränke mich hier blos darauf ein, die Geschichte der Erfindung des Ackerbaues nach den Gesezen der Wahrscheinlichkeit im Gedankengange zu zeichnen, und überlasse es dem Leser, die Wirkungen des Forschungstriebes dabey zu bemerken.

Die ersten Grundsäze des Akerbaues hatte er also gefasst; sein beobachtender Geist schöpfte sie unmittelbar aus der Erfahrung. Er musste, ihnen zu Folge, den zu seiner vollendeten Reife gediehenen Saamen, dessen Wohlgeschmack, und dessen ernährende Kräfte er zuvor schon kennen gelernt, von den Gewächsen sammeln, und ihn nach der Anweisung der Natur zu der von ihr beobachteten Zeit in die Erde streuen, um dann mit ihr zugleich seine Aernte zu halten. Es konnte nicht fehlen, dass dieser erste Versuch ihm gelang, den er nach den Vorschriften und dem Beyspiel der erfahrensten und kunstreichsten Pflanzerin wagte. Mit Entzücken sah er die grünenden Spizen seiner Aussaat sich über die Erde erheben, sich immer höher hinaufstengeln, und endlich seine leichte Mühe ihm mit goldenen Früchten vergelten. Reichlicher zwar, als die Natur sie gab, aber doch noch kärglich war seine Aernte. Nicht jedes Korn hatte in der Erde ein pflegendes Pläzchen gefunden, dessen warme Feuchtigkeit den Trieb zur Entwickelung seiner Kräfte aufgeregt, und den wachsenden Keim hervorgelockt hätte; zwischen unfruchtbaren Steinchen, oder zwischen dürren unwirksamen Theilchen Sand und Erde war es verdammt zu vertrocknen, und alle seine Kräfte schwinden zu sehn.

Nun galt es auszumachen, wie es anzufangen sey, dass keines der ausgestreuten Körner verloren gehen, sondern jedes derselben zum tragbaren Halm hervorwachsen möge. Er nahm von neuem seine Zuflucht zu der Lehrerin, von der er die ersten, nun schon durch einen glücklichen Erfolg gekrönten Regeln seiner werdenden Kunst empfangen hatte, und lernte, dass das Gedeihen des Saamens nach der Verschiedenheit des Bodens verschieden ausfalle, dass er in einem steinigten, sandigten und dürren verderbe, oder doch nur zum Theil und kümmerlich gerathe, und dass er nur

in einem etwas feuchten und fetten Boden zur fröhlichen Saat emporwachse. Er vertraute nach dieser Bemerkung seine Aussaat einem feuchteren Erdreich voll treibender nährender Kräfte; und beträchtlich gesegneter als zuvor fiel nun schon seine Aernte aus, voll dichter schwellender Körner neigten sich die blonden Aehren zur Erde.

Aber noch gieng dennoch manches Körnchen verloren. Dieses lag zu flach und musste verwittern, jenes trieb nur einen kümmerlichen Halm und konnte sich nicht bestauden; die Theilchen des Erdreichs hiengen an vielen Stellen zu dicht zusammen, sie konnten folglich nicht von allen Seiten den ihnen vertrauten Pflegling umschliessen, um mit all ihrer Kraft die in ihm schlummernden Triebe regsam zu machen.

Eine neue Entdeckung war also zu machen, um die Kräfte des Landes, wo möglich, in ihrem ganzen Umfange zu nuzen, und für jedes Saamenkorn seine wohlthätige Pflege zu gewinnen. Leicht knüpfte sie sich im forschenden Geiste an die schon gemachten an. „Wenn das Erdreich hart ist, so sprach er, und wenn der Saame frey und unverschlossen liegt, so vergeht er, oder kömmt nur ärmlich fort: aber lustig geht er auf, und hundertfältig lohnt er meine Mühe, wenn er tief und weich sich in der lokkern feuchten Erde bettet. Ich werde mich also bemühen müssen, die dicht verbundenen Theile der Erde zu trennen, und tiefer hinein den Saamen zu bringen.“ Iezt ergriff er ein kunstloses Holz, schied emsig damit die dichte Oberfläche von einander, kehrte die tiefer liegenden Theile nach oben, trat dann oder schlug die umherrollenden Klumpen zu immer kleineren Theilchen, und verwandelte so den rohen Boden in ein mildes Gartenbeet. Die Erde anerkannte nun die Herrschaft der Kunst und des erfinderischen menschlichen Verstandes; seinem Winke gehor-

gehorchend, verwandte sie alle ihre Kräfte auf den ihr vertrauten Saamen. Wuchernd und stolz, der doppelte Pflegling der Natur und der Kunst zu seyn, breitete sich dieser über ihr wie ein grünender Teppich aus, dehnte sich schnell in die Länge und Breite, und bildete ein undurchdringliches Rohrfeld, das hoch über der Erde die langen, vollen, prangenden Aehren dem trunkenen Blick des Erbauers entgegen hielt.

Der Schleyer der grauen Vorzeit umhüllt, wie so manche andere, so auch die Erfindung des Ackerbaues, und keine Zeitung aus dieser entlegenen Ferne nennt uns mit einiger Zuverlässigkeit den ehrwürdigen Urheber dieser gesegneten Kunst, noch erzählt sie uns die Geschichte der Erfindung derselben. Aber auf die eben beschriebene, oder auf eine ähnliche Weise wurde unstreitig das erste Mittel entdeckt, um dem Schooss der Erde, was er von selbst nur hin und wieder und nur kärglich erzeugte, durch die Begattung mit der Kunst in beträchtlicher Menge zu entlocken.

Der menschliche Geist hatte sich nun die Bahn gebrochen, um, unabhängig von dem Eigensinn der Natur und des Bodens, den er nun künstlich zu verbessern verstand, sich einen Theil der dringendsten Bedürfnisse des Körpers sogar im Ueberfluss zu verschaffen. Immer beflissen, den Ertrag seiner Saaten zu vergrössern, und deshalb immer forschend, die bisher dazu angewandten Mittel zu verbessern und neue zu erfinden, boten die schon gemachten Erfindungen und Beobachtungen beständig zu neuen die Hand. Das rohe Holz, das anfangs dazu diente, die Erde aufzuwühlen, um ihre verschlossenen Kräfte in Freyheit und grössere Wirksamkeit zu sezen, womit man aber unter vieler Anstrengung von Kräften doch nur eine geringe Fläche zu bearbeiten vermochte, machte bald künstlich verfertigten und zweckmässigern Werkzeugen

Plaz, durch deren Hülfe in weit kürzerer Zeit, bey weit geringerer Mühe sich weit ausgedehntere Flächen Erdreich dem kunstreichen Fleisse der Menschen fügten. So traten im Laufe der Zeiten, und im beständigen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommneren immer neue und brauchbarere Werkzeuge an die Stelle der alten, die bemerkten Mängel reizten stets zum Nachdenken und zu Verbesserungen, die Summe von Beobachtungen, Kenntnissen und Regeln nahm immerfort zu an Umfang und Richtigkeit, und bildete sich immer mehr zu einem zusammenhängenden Ganzen. Endlich sah man unabsehbare Gefilde von künstlich hervorgelockten Saaten bedeckt, man zog aus der künstlichen Bearbeitung des Landes den mannichfaltigsten und wichtigsten Nuzen, und der Ackerbau wurde die Stüze ganzer Staaten, die Kultur der Erde die Grundlage der Kultur ihrer Bewohner.

So arbeitete sich also der menschliche Geist, vorzüglich durch den Forschungstrieb gereizt, von einer sehr einfachen Idee zu einem vielumfassenden Systeme einer der wohlthätigsten Künste empor: denn hätten uns alle die, welche in derselben irgend eine neue Erfindung machten, den verborgenen Gang ihrer Gedanken aufgezeichnet, so würden wir finden, dass alle diese Erfindungen nichts anders, als das Resultat einer langen Kette von Schlüssen sind, die durch das Bestreben, aus etwas Bekanntem etwas Unbekanntes zu erkennen, und den Kausalzusammenhang der hierher gehörigen Dinge ausfindig zu machen, nach der oben gezeigten Art veranlasst wurden. Betrachten wir daher die Landwirthschaft von dieser Seite, so zeigt sich, dass bey der Erlernung und Ausübung derselben alles darauf ankömmt, zu wissen, wie alle die unzählbaren dazu gehörigen Dinge sich als Ursach und Wirkung zu einander verhalten, und dass also der Trieb, der den

Geist

Geist zu dieser Art der Erkenntniss in Bewegung sezt, auch für die Landwirthschaft äusserst nothwendig, ja unentbehrlich ist.

Schon die alten Römer brachten die Kunst, das Land zu bauen, und von demselben die mannichfaltigsten Vortheile zu ziehen, in ein zusammenhängendes Lehrgebäude, wovon das Werk des Varro von der Landwirthschaft einen glänzenden Beweis abgiebt, und die Musen selbst würdigten, durch ihren Liebling Virgil, und zuvor schon durch den Hesiodus, diese Kunst zu lehren, und durch ihre himmlischen Töne zu verherrlichen. In unsern Zeiten und in unsern Ländern, wo sie mit vollem Recht als die vornehmste Grundlage des Flors und der Macht des Staates angesehen wird, hat sie sich selbst zum Range einer Wissenschaft erhoben, der auf hohen Schulen ein besonderer Lehrstuhl angewiesen ist. Zu ihrer Vervollkommnung hat man noch überdies gelehrte Gesellschaften errichtet, und fast täglich geben neue Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen Beweise ab, wie gross jezt in derselben die Thätigkeit des Forschungstriebes ist.

Auf eine ähnliche Art entstanden alle die unzähligen Erfindungen, deren Inbegriff die mannichfaltigen Künste ausmacht, die theils zur Befriedigung der Nothdurft und Bequemlichkeit der Menschen, theils zur Belustigung des Verstandes und Geschmackes, so wie zur höhern Ausbildung der Menschheit dienen. Sie beruhen insgesammt auf jener mehrberührten einfachen Funktion des Verstandes, aus der bekannten Beschaffenheit eines Gegenstandes auf eine unbekannte, aus einer bekannten Wahrheit auf eine unbekannte zu schliessen, und den Zusammenhang der Dinge nach ihren gemeinsamen Eigenschaften, und nach Ursach und Wirkung zu erkennen, wozu der Forschungstrieb

 uns

uns reizt, und durch welche nach und nach eine zusammenhängende Erkenntniss zu Stande gebracht wird.

In ihrer vollkommensten Lauterkeit erscheint die Wirksamkeit des Forschungstriebes in denjenigen Arten der Erkenntniss, die, wiewohl sie in der Anwendung auch von sehr wichtigen Folgen für unsere physischen Bedürfnisse seyn können, doch mehr auf das Interesse des Geistes gerichtet sind, das ist, in den eigentlich sogenannten Wissenschaften.

Iede Wissenschaft besteht, vermöge ihrer Natur, aus einer Reihe von Erkenntnissen, die durch gemeinschaftliche Merkmale unter einem gemeinsamen Princip zusammenhängen. Sie kann daher nicht anders entstehen, als dadurch, dass man von besondern (concreten) Begriffen zu allgemeinen (abstrakten), und von diesen stufenweise bis zu demjenigen hinaufsteigt, dessen Merkmale in allen einzelnen zur Wissenschaft gehörigen Begriffen angetroffen werden, das ist, bis zum allgemeinsten höchsten Begriff der Wissenschaft, der darum oberstes Princip, oder auch Princip schlechtweg heisst.

Der menschliche Geist durfte sich also, um sie zu Stande zu bringen, nie begnügen, bey der Erkenntniss einzelner Gegenstände stehen zu bleiben, sondern er musste sich immer angetrieben finden, sie mit andern zu vergleichen, und aus ihren besondern Eigenschaften ihren allgemeinen Charakter zu erkennen.

So entstand z. B. die Naturgeschichte. Man war nicht zufrieden, einzelne Dinge abgesondert zu erkennen, man verglich die erkannten mit andern, man entdeckte Aehnlichkeiten und auffallende Verschiedenheiten, man fieng an allgemeine Begriffe zu fassen, unter denen eine grosse Anzahl Individuen sich vereinigen liessen; man würde nach einem solchen Anfang immer begieriger, die Beschaffenheit der Dinge in der Natur

zu

zu untersuchen, um sie unter die schon bestimmten allgemeinen Begriffe zu ordnen, oder neue festzusezen. So wurde allmälig die ganze sichtbare Natur in Ordnungen, Gattungen, Geschlechter, Arten u. s. w. eingetheilt, die eine schnelle Erkenntniss der vorhandenen Dinge, so wie einen schnellen Ueberblick über dieselben möglich machen, und so erhielt man endlich ein zusammenhängendes System des gesammten Reichs der Natur; und noch immer ist der menschliche Geist unaufhörlich bemüht, dieses System, wo es Fehler hat, zu verbessern, und, wo es mangelhaft ist, zu ergänzen, und alle bis jezt noch unbekannte Dinge entweder unter die schon festgesezten Klassen und Begriffe zu bringen, oder neue für sie aufzustellen.

Die Geschichte menschlicher Thaten und Schicksale bestand ursprünglich blos aus unzusammenhängenden Sagen und Liedern, die der Vater auf den Sohn und Enkel übertrug, und die man bey feyerlichen Gelegenheiten absang. Aber das Bestreben, die Erkenntniss des einen Faktums aus der Erkenntniss eines oder mehrerer anderer herzuleiten und zu bestimmen, und sie im Zusammenhange betrachten zu können, ordnete sie nach der Folge der Zeiten, nach der nothwendigen Verknüpfung zwischen Ursach und Wirkung, und nach allgemeinen Begriffen der verschiedenartigen Gegenstände in ein genau verbundenes Ganzes.

Man betrachte ferner die Grössenlehre, die Sternkunde, die Naturlehre. Alle diese Wissenschaften bestehen aus einer ungeheuern Menge von Begriffen und Säzen, unter denen eben der Zusammenhang, und ein gleicher Einklang herrscht, wie unter den Dingen, die sie zu ihren Gegenständen haben, und die (die Säze) dem ungeweihten Ohr wie Zauberformeln tönen. Und was war es, das diese prachtvollen erstaunenswürdigen Gebäude des menschlichen Wissens schuf, das das Auge

des Geistes fähig macht, Dinge zu sehen, die sich keinem physischen Auge enthüllen? Eben das, was der wohlthätigen Kunst, der Erde ihre Schäze abzugewinnen, das Daseyn gab, eben jene einfache Operation des Geistes, aus einer bekannten Beschaffenheit eines Dinges eine unbekannte, aus einer erkannten Wahrheit eine unerkannte herzuleiten, durch eben jenen Trieb, diese Operation unaufhörlich zu erneuern und fortzusezen, gereizt. Dies hat die Menschen in den Stand gesezt, den Umschwung, den Lauf, und das Verhältniss jener glänzenden zahllosen Welten zu einander auf das genaueste zu bestimmen, und die himmlischen Harmonieen der Sphären zu vernehmen, die die bejahrte Vorwelt kindisch als kleine Lichter begaffte, die zur Erleuchtung unsers finstern Erdballs bey Nachtzeit am Firmamente angezündet würden. Dies hat sie in den Stand gesezt, die tief verborgenen Kräfte, Wirkungen und Geseze der Natur zu bestimmen, und zu einem wohlgeordneten Systeme zu verbinden.

Ich will, wie dieses auf Anreizung jenes Triebes, und durch jene ofterwähnte Verrichtung des Verstandes geschah, an einigen einzelnen grossen Entdeckungen in der Naturlehre zu erläutern versuchen.

Wir erstaunen, wie es möglich ist, dass alle die grossen Weltkörper im freyen Raume schweben, ohne die ihnen angewiesene Stelle oder Bahn zu verlassen, und in die grenzenlose Schöpfung herabzusinken, so wie auch, dass sich alle die leichten und schweren Körper auf der Oberfläche der Erde, ohngeachtet ihres beständigen Umschwungs, immerfort erhalten. Eine dem Anschein nach sehr unbedeutende Erscheinung löste auf einmal dies unbegreifliche Räthsel. Der unsterbliche Newton lag einst unter einem Apfelbaum. Ein Apfel fiel herab. Dies sezte seinen tiefsinnigen

Geist

Geist in die grösste Thätigkeit. Wie kömmt es, fragte er sich, dass dieser Körper gerade nach der Erde zu, und nicht von ihr ab sich in den freyen Raum bewegt? Es befindet sich ja in diesem Raum kein Körper, der ihn daran hindert. Offenbar muss also die Erde eine Kraft besizen, welche macht, dass die auf ihr befindlichen und nahen Körper sich nicht von ihr entfernen können, und, sobald sie von einer andern Kraft, die sie von ihrer Oberfläche entfernt hielt, befreyt werden, sich wieder nach dieser hin bewegen müssen. Dass aber die Erde sich nicht nach dem Apfel, sondern dieser sich nach jener hinbewegt, das kann seinen Grund nur darin haben, dass der Apfel von der Erde an Grösse unendlich übertroffen wird. Die Körper besizen also die Kraft, einander anzuziehen, und diese Kraft verhält sich wie ihre Grösse gegen einander — versteht sich nicht blos dem Umfang, sondern der Masse nach. — Daher kömmt es also, dass, ungeachtet die Erde sich unaufhörlich dreht, doch keiner von allen auf ihr befindlichen Körpern von ihr weg und in die unabsehbaren Tiefen der Schöpfung herabfallen kann. Daher kömmt es, dass der gesellige Mond nie die Erde verlässt, sondern ewig in der Annäherung und Entfernung von ihr bleibt, in die er von Anbeginn gesezt wurde: denn er wird von der bey weitem grössern Erde angezogen und festgehalten. Daher kömmt es endlich auch, dass alle diese unermesslichen Welten den ihnen angewiesenen Posten nie verlassen: denn sie erhalten alle einander darauf durch ihre anziehende Kraft, und werden dadurch als durch ein Band der Allmacht zusammen gehalten.

Eine Menge seitdem angestellte Versuche bestätigten und erweiterten immer mehr diese scharfsinnige Entdeckung.

 Wie

Wie entstand sie nun aber? Es war Newtons Geist unmöglich, bey der einzelnen Betrachtung des Falls des Apfels stehen zu bleiben. Er fühlte sich von einer gewaltigen Kraft getrieben, das unbekannte Etwas, das mit der wahrgenommenen Begebenheit als ihre Ursach zusammenhieng, ausfindig zu machen. Aus der Betrachtung und Vergleichung des Apfels und der mit ihm in Verhältniss stehenden Dinge gieng die Erkenntniss der anziehenden Kraft der Erde, und aus der in dieser Hinsicht weiter angestellten Vergleichung anderer Körper mit diesen schon untersuchten gieng die Erkenntniss eines allgemeinen Gesezes der gesammten Körperwelt hervor, das Gesez der Schwere oder der Attraktion.

Die Kunst, auf dem Wasser zu schiffen, hatte schon längst dem Forschungstriebe zur Veranlassung gedient, scharfsinnige Köpfe zur Erfindung einer ähnlichen Kunst in einem ähnlichen flüssigen Elemente, in der Luft zu schiffen, anzutreiben. Die tägliche Erfahrung zeigte, dass nicht blos kleine und leichte, sondern sogar Körper von sehr beträchtlichem Umfang und Schwere, grosse Vögel, sich darin mit Leichtigkeit und Kraft und grosser Schnelligkeit bewegten. Der Umstand, so schloss man, dass nur diese, und nicht anders gebildete Wesen in diesem Elemente fortkommen können, muss wohl in dem besondern Bau ihrer Körper gegründet seyn. Man meynte also diesen Bau durch künstliche Maschinen nachahmen zu dürfen, um eben so, wie die Vögel, die Luft durchfliegen zu können. Allein man fand sich getäuscht. Die Kraft der Schwere und der Druck der Luft erlaubte nicht, sich von der Oberfläche der Erde zu einer etwas beträchtlichen Höhe zu erheben. Man musste also auf eine andere Art die schwere Aufgabe zu lösen suchen, und der Forschungstrieb liess nicht nach, bis es glücklich dahin gekom-

men

men war. Man bemerkte, dass nur solche Körper durch den Druck der Luft aufwärts getrieben, und in derselben schwebend erhalten würden, deren specifische Schwere geringer sey, als die specifische Schwere der atmosphärischen Luft. Es kam also nun blos darauf an, einem Körper diese Eigenschaft zu geben, um ihn geschickt zu machen, sich schwebend in der Luft zu erhalten. Man hatte bereits die Erfindung gemacht, den Körpern die in ihnen befindliche Luft zu entziehen; man fiel also darauf, dieses Experiment an einem Körper vorzunehmen, und dadurch ihn auffliegen zu machen. Man sah aber sehr leicht, dass es nicht genug sey, einen Körper seiner Luft zu berauben, sondern auch zu bewirken, dass er nicht wieder mit neuer stets in ihn eindringender angefüllt würde. Dies brachte einen italiänischen Iesuiten, *Pater de Lana*, auf den Einfall, grosse hohle Kugeln von Kupferplatten oder einer andern festen Materie, aus denen man die Luft gepumpt, und dadurch ihre Schwere um einen sehr beträchtlichen Grad vermindert hätte, seyen das taugliche Werkzeug, vermittelst dessen man in einem daran gehängten Schiff die Luft durchsegeln könnte. Allein entweder waren die Platten, aus denen die Kugeln verfertigt werden sollten, zu dick, und folglich im Verhältniss zur Schwere der athmosphärischen Luft noch immer zu schwer, um von derselben getragen zu werden; oder sie waren, wenn sie dünn genug waren, um nicht zu schwer zu seyn, zu schwach, um dem gewaltigen Druck der äussern Luft zu widerstehen.

Es musste also beydes vereiniget werden, die Materie der Kugeln musste leicht seyn und doch auch in den Stand gesezt werden, dem Druck der äussern Luft hinreichenden Widerstand zu leisten. Diese Erfindung zu machen, war den Gebrüdern Montgolfier zu Annonay in Virarais aufbehalten. Sie verfertigten —

im Iahre 1783 — aus Leinwand mit Papier gefüttert eine Maschine ziemlich in der Gestalt einer Kugel, und befestigten sie an einen hölzernen Rahmen. An der nach der Erde zu gekehrten Seite liessen sie eine Oeffnung, zündeten darunter ein Strohfeuer an, leiteten den Dampf davon in die Maschine, und verdünnten dadurch die in derselben befindliche Luft in dem Grade, dass ihre Schwere um die Hälfte vermindert, und die Maschine also durch den weit überwiegenden Druck der äussern Luft in die Höhe getrieben wurde. Sie stieg bis zu einer Höhe von ohngefähr tausend Klaftern, und erreichte, nachdem sie sich zehn Minuten in der Luft verweilt hatte, zwölf hundert Klaftern von dem Orte, wo man sie aufsteigen liess, die Erde wieder.

Dieser so glückliche Versuch erhielt noch in dem nehmlichen Iahre durch den Professor Charles zu Paris eine sehr beträchtliche Verbesserung. Er liess die Maschine aus Taffent verfertigen, der mit einem Firniss aus elastischem Gummi überzogen wurde, um das Durchdringen der eingeschlossenen feinen Luft zu verhüten, entledigte sie durch Zusammenpressen der gemeinen, und füllte sie dann vermittelst eines angebrachten Hahnes mit brennbarer Luft, die er aus Eisenfeile und Vitriolöl erzeugte. Weil leztere um mehr als achtmal leichter ist, als die gemeine Luft, so wurde von dieser die mit jener gefüllte Maschine natürlich gleichfalls in die Höhe getrieben, ohne dass es dazu, wie bey der der Herren von Montgolfier, der grossen Unbequemlichkeit einer darunter befestigten Kohlpfanne bedurfte, um die Verdünnung der Luft immer fortzusezen. Die fernere Geschichte dieser ärostatischen Maschinen gehört übrigens nicht hierher.

Aus dem ganzen Gange dieser Geschichte legt sich aber, worauf es hier eigentlich abgesehen ist, zweyerley sehr deutlich zu Tage: das Streben nach der Erkennt-

niss

niss von etwas Unbekannten aus der Erkenntniss von etwas Bekannten, und die Funktion des Verstandes, durch welche sie hervorgebracht wird. Ienes treibt ganze Iahrhunderte hindurch den menschlichen Geist mit rastloser Thätigkeit zur Entdeckung einer tief verborgenen überaus schwer zu erfindenden Kunst, ohne sich je durch allerley fehlgeschlagene Versuche ermüden zu lassen; und diese erzeugt, sich stets auf schon erworbene Einsichten stüzend, immer eine neue Erkenntniss nach der andern, bis endlich am Ziel einer langen Reihe auf diese Art herausgebrachter Säze die lange gesuchte Kunst hervortritt.

So ist der Forschungstrieb der wahre Prometheus, der, durch die vielvermögende Kraft zu scliessen, das Licht aus der Finsterniss, die Erkenntniss der Wahrheit aus dem Chaos der Unwissenheit hervorruft, und, indem er den menschlichen Geist, das Gemeinsame einzelner Wahrheiten in allgemeine und immer allgemeinere Begriffe zusammen zu fassen, treibt, jene bewundernswürdigen Gebäude des menschlichen Wissens schafft; der endlich, mit der Erkenntniss der ganzen wahrnehmbaren Welt nicht zufrieden, sie bey ihren äussersten Enden fasst, und fussend auf ihrem allgemeinsten Charakter, dem Charakter der Endlichkeit und Abhängigkeit, den Geist in eine blos intellektuelle Welt hinübertreibt, um da in der Erkenntniss des höchsten Urgrundes alles Erkennbaren und alles Daseyns zu der grossen Kette der Erkenntnisse das lezte Glied zu suchen.

Ich fühle, dass ich in der Erörterung des Forchungstriebes sehr ausführlich gewesen bin, und dass zwischen dem, was ich von ihm und von den zuvor abgehandelten Trieben der Menschen - Natur gesagt habe, kein Verhältniss ist. Allein ich suche meine Entschuldigung in der Wichtigkeit und den grossen viel-

umfas-

umfassenden Wirkungen dieses Triebes, und meine Verzeihung von dem geneigten Leser in dem guten Vertrauen, dass diese Wichtigkeit ihm eben so fühlbar und interessant seyn werde, wie sie mir selbst es ist.

Um jedoch dem Einen oder dem Andern die Beurtheilung dieser Wichtigkeit zu erleichtern, so will ich, da ich mich einmal so weit in diese Sache eingelassen habe, auch sie noch mit möglichster Kürze ins Licht zu stellen suchen.

Zuvörderst ist der Forschungstrieb durchaus unentbehrlich, um eine der schönsten und vorzüglichsten Kräfte unserer Natur, die Vernunft, zur Thätigkeit und zur Entwickelung zu reizen. Zwar wird sie hierzu auch öfters durch mancherley natürliche Bedürfnisse genöthigt: aber diese allein wirken blos für den Augenblick, die Thätigkeit der Vernunft würde also wieder nachlassen, sobald sie ihren Dienst zur Befriedigung des Bedürfnisses geleistet hätte. Um sie also in immer fortwährender Wirksamkeit zu erhalten, und sie zu vermögen, ihre Verrichtungen auch ohne die Zunöthigung irgend eines Bedürfnisses fortzusezen, bedarf es offenbar eines besondern, von allem Bedürfniss unabhängigen unmittelbaren Interesse an diesen Verrichtungen selbst, und eines besondern Strebens nach dem daraus entstehenden angenehmen Gefühl: denn dieses wird sogar erfordert, um die Folgen und Wirkungen eines Bedürfnisses oder eines Uebels zu überschlagen, und auf die Mittel zur Abstellung derselben bedacht zu seyn, weil es unmöglich ist, dass jene, als zukünftige Uebel oder Güter, ihren Einfluss auf die Vernunft schon äussern können.

Am unentbehrlichsten ist der Forschungstrieb in Ansehung der Wissenschaften. Diese stehen fast insgesammt entweder in keiner, oder doch in einer zu entfernten, obgleich sehr wichtigen, Beziehung mit phy-

physischen Bedürfnissen, als dass diese im Stande seyn könnten, den Geist zur Erfindung, Erweiterung und Vervollkommnung derselben thätig zu machen. Zwar dienen in nur einigermaassen wohleingerichteten und gebildeten Staaten die Wissenschaften auch zum Mittel — oder sollten es doch —, ihren Dienern Unterhalt und Ehre zu verschaffen, und diese, besonders die leztere, geben denn allerdings auch öfters Triebfedern zur Besorgung derselben ab. Aber wo fanden sie beydes, als sie erst anfiengen sich zu bilden, und als man weder sie selbst und ihren hohen Werth, noch ihren grossen Nuzen zu fühlen und zu erkennen fähig war? Und wie schlecht würde es selbst in unsern Zeiten, wo anfangs die Religion, und in der Folge zugleich Ehrgeiz und Politik die Regierungen bestimmt hat, die Musen in ihre Dienste zu nehmen, und für die physischen Bedürfnisse ihrer Söhne zu sorgen, um die Wissenschaften stehn, wenn sie ihren Flor allein von hungrigen Magen, oder mitunter auch von dem Verlangen nach einem bequemen und weichlichen Sybaritenleben erwarten sollten? Wer weis nicht, dass der grosse Tross von Brodgelehrten, das heisst, von Leuten, die kein anderer Zweck in die Schulen treibt, und auf die Universitäten führt, als der, einst ohne grosse Mühe ihren Leib zu pflegen, grösstentheils gerade aus solchen besteht, die wenig oder nichts für die Vervollkommnung der Wissenschaften leisten; ja die wohl gar aus schändlichem Interesse denselben, so viel an ihnen ist, nicht selten entgegen arbeiten? Wer ist so wenig unterrichtet von dem Laufe der Dinge in dieser sublunarischen Welt, um nicht zu wissen, dass die Absicht, das Beste der Wissenschaften, und das daraus entspringende Wohl der Menschheit zu befördern, und Männern, welche sich durch ihre Verdienste und durh ihren Eifer in denselben auszeichnen, Unterhalt und Belohnung

zu

zu gewähren, es gerade am seltensten ist, was die Machthaber bey Besezung gelehrter Stellen leitet? Wem ist aus eben dieser Ursache wohl unbekannt, dass so mancher vortrefliche Kopf, mit den besten Kenntnissen und mit einem glühenden Eifer für die Wissenschaften ausgerüstet, mit Dürftigkeit und Nahrungssorgen ringt, während so mancher elende Tropf behaglich in seinem unverdienten Ueberflusse schwelgt, blos weil jenen der blinde Zufall keinem gnädigen Gönner, oder keinem vielvermögenden Kammerdiener, Maitresse u. s. w. in die Hände führte, oder weil er zu edel denkt, um auf verächtlichen Wegen sein Unterkommen zu suchen? Wie mancher verdiente akademische Lehrer muss sich nicht nach langem Harren auf lange Zeit mit einer, noch obendrein aus hohen Gnaden ertheilten Pension von hundert oder zweyhundert Thalern begnügen, während eine feile Opernsängerin Tausende verschwendet? Wie mancher talentvolle Gelehrte, der seine ganze Zeit, seine besten Kräfte, und so manche süsse Freuden des Lebens den Wissenschaften zum Opfer brachte, hat nicht schon Ursache gehabt, dem Schuster sein Loos zu beneiden, das ihm bey einigem Fleiss, und bey einiger Ordnungsliebe, ohne einen grossen Aufwand von Kräften, ein bequemes Auskommen sichert?

Wenn es also gewöhnlicher Maassen auf wahre und ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaften am wenigsten ankömmt, um den ihnen bestimmten, oder bestimmt seyn sollenden Lohn zu geniessen; wenn man nicht selten die besten und verdientesten Gelehrten theils ganz ohne Unterhalt und Belohnung lässt, theils mit einem kärglichen, mit ihren Arbeiten und Verdiensten in keinem Verhältniss stehenden Auskommen abfertiget: wie kann da die Aussicht auf Unterhalt den Geist zum Fleiss und Eifer für die Wissenschaften beleben?

ben? Diese Absicht kann man ja auf weit gemächlicheren Wegen erreichen. Die Kunst, den Leuten Staub in die Augen zu werfen, ein kleiner Apparat von handwerksmässiger statutarischer bequem zu erlangender Gelehrsamkeit, prahlerische den Haufen blendende Charlatanerie, gewissenlose, schlaue, unverschämte Rabulisterey, niedrige Schmeicheley, tartüfische Heucheley, kriechender Sklavensinn, oder auch ein zu rechter Zeit an den rechten Mann gebrachtes blinkendes Sümmchen, und dergleichen, — das sind die rechten Mittel, das sind die erforderlichen Eigenschaften, mit welchen man sichere Ansprüche auf Unterhalt und Aemter machen kann! Talente, gründliche Kenntnisse, wahre Verdienste, Enthusiasmus für Wissenschaften und Menschenwohl — ey wer kümmert sich um solche Dinge? Die dienen weder um den Pöbel zu blenden, noch um den Launen und dem Egoismus der Grossen zu schmeicheln. Um sie gehörig zu belohnen, müsste man sie ja gehörig schäzen, und um sie gehörig zu schäzen, müsste man sie hinlänglich kennen, und um sie hinlänglich zu kennen, müsste man ja selbst Talente besizen, und, was das schlimmste wäre, mit Anstrengung und Fleiss sie auszubilden suchen. Wer wollte sich aber so viel Mühe geben, um Dinge zu erlangen, die ganz und gar nicht erforderlich sind, um sich von Glanz und Ueberfluss umgeben zu sehn? — —

Auf den Unterhalt, als Triebfeder für die Wissenschaften, wäre also auch jezt noch sehr wenig zu rechnen. Und wie könnte auch überhaupt ein so niedriger Beweggrund die heilige Flamme für die Wissenschaften erwecken und beleben? Nein, nein, die unsterblichen Iungfrauen vom Helikon heischen weit laut'rere und edlere Triebe, wenn sie die Sterblichen einer nähern Verbindung würdigen sollen!

Eine

Eine reinere und zugleich weit stärkere Triebfeder zur Belebung des Eifers für die Wissenschaften ist — die Ehre. Das Streben und der stete Hinblick auf physische Bedürfnisse lässt den Geist zu sehr seine nahe Verbindung mit der Thierheit empfinden, zieht ihn von seiner Höhe in die Tiefen der Sinnlichkeit hernieder, schwächt das Gefühl, wodurch er sich in einer höhern Ordnung von Wesen erblickt, und hemmt mit Gewalt den Flug, der ihn immer näher zu derselben emportragen soll. Es gehört eine nicht gewöhnliche Kraft des Geistes dazu, wenn er, beschäftigt mit den Sorgen für die Nothdurft des Körpers, sich noch zu einem Interesse von weit höherer und reinerer Art erheben soll. Das Gefühl unsers Werthes und unserer Vorzüge hingegen, das die äussere Anerkennung derselben, oder die Ehre erweckt, sezt einen Geist, der höherer Dinge fähig ist, in einen edlen Enthusiasmus, und erschüttert, wie elektrisches Feuer, eine jede seiner Kräfte, um sie für grosse Dinge thätig zu machen. Der Geist strebt dann aufwärts, er will nicht wieder herabsinken von seiner Höhe, er will höher hinauf, und er fühlt sich doppelt kräftig zu allen seinen Verrichtungen. Wer daher die Wissenschaften und Künste, für welche solche Stimmungen vorzüglich fruchtbar sind, befördern will, verfehlt gewiss nicht seines Zweckes, wenn er die Ehre dazu als Triebfeder wählt. Das erkannten die geistreichen Griechen. Darum flochten sie dem ausgezeichneten Talent des Gelehrten und Künstlers vor den Augen der ganzen versammelten Nation die Kränze der Ehre; und darum hielten die Musen sie vor allen übrigen Völkern für werth, auf ihren Bergen ihren Wohnsiz zu nehmen.

Aber wie weit bleiben wir auch hierin hinter den alten ehrwürdigen Griechen zurück! Bey diesen waren Talente und ausgezeichnete Verdienste in Künsten und Wis-

Wissenschaften Gegenstände der höchsten öffentlichen Verehrung, die zu den ersten Stellen im Staate erhoben *); und bey uns — wird es die weisere und gerechtere Nachwelt glauben? — bey uns steht der erste Gelehrte, der durch die Fackel seiner Weisheit und seiner tiefen Wissenschaft ganze Länder und Welttheile erleuchtet, der Thronen erschüttert, und den Völkern die Ketten des Aberglaubens und Vorurtheils, der geistigen und leiblichen Knechtschaft löset, der den durch Barbarey und Thierheit erstickten Funken der Göttlichkeit in dem Herzen der Menschen zur wehenden Flamme anfachet, das Laster bändigt, und die Tugend auf den Thron hebt, und der, nicht zufrieden, für sein Zeitalter so grosse und wohlthätige Dinge gewirkt zu haben, der Menschheit auch noch in ihren entferntesten Generationen ein Licht anzündet, ihren Verstand zur Weisheit, und ihre Herzen zur Tugend und Glückseligkeit leitet, — dieser steht in Ansehung öffentlicher Ehre selbst unter — einem rohen Landjunker, dessen einzige Geschicklichkeit, und dessen ganzes Verdienst in nichts weiter besteht, als nach wohlhergebrachter Weise seinen Kohl zu pflanzen, oder eine Wachparade zu kommandiren. — Dies ist der Preis, dies der Gipfel der öffentlichen Ehre, welcher der Mendelssohne, der Lessinge, der Wielande, der Kante, mit allen ihren seltenen Talenten, mit allen ihren Anstrengungen, mit all ihrer tiefen Wissenschaft, mit allen ihren unschäzbaren Verdiensten wartet! Man denke sich einen ehrwürdigen Lessing oder Mendelssohn neben einem jungen

*) — — *ab his*, nehmlich *veteris academiae philosophis, oratores, ab his imperatores, ac rerum publicarum principes exstiterunt. Cic. de Finibus Bonorum et Malorum. Lib. 1. C. 3.*

jungen verdienstlosen Fähndrich, wie dieser aus seiner Höhe mit stolzer insolenter Miene auf jenen herabblickt, als auf einen Mann, mit dem er sich — eine Ehre, für welche ein Lessing sich freylich auch wohl bedanken würde — nicht schlagen kann, ohne seine Ehre zu beflecken! Es ist freylich lächerlich, aber es ist auch empörend, und lässt recht eindringend fühlen, was die öffentliche Ehre zu bedeuten habe, die der Staat selbst seinen ersten Gelehrten gewährt: denn jener lächerliche stolze Dünkel hat leider! seinen Grund in der bestehenden Verfassung.

Der grosse Haufe, durch öffentliche Verfassung und allgemeines Beyspiel von Iugend auf gewöhnt, seine Begriffe von Ehre an äusserliches Blendwerk und willkührliche Titel zu hängen, und auf den Sümpfen verjährten Vorurtheils zu erbauen, führt dann natürlich in äussern Handlungen und innrer Denkungsart eben diese Rangordnung ein. Wie ist es nun möglich, dass die Ehre ein junges aufstrebendes Genie zu so viel nöthigen Anstrengungen, zu einem unermüdeten Eifer für Künste und Wissenschaften entflamme, wenn es sich selbst auf dem höchsten so schwer zu erringenden Gipfel seiner Kunst oder Wissenschaft noch immer unter Menschen erblickt, die schlechterdings kein anderes Verdienst, als das ausschliessende, auf Vorurtheil und Willkühr sich stüzende, Recht besizen, vor ihren Namen ein einsylbiges Wörtchen zu sezen? Ist diese Aussicht nicht vielmehr recht ausgesucht, um den Funken des Talents in seinem ersten Aufglimmen zu ersticken, und den beginnenden Flug des Geistes gleich beym ersten Versuch mit aller Macht zu lähmen?

Es ist wahr, ein anderer lieblicherer Weyrauch lodert dem ausgezeichneten Talent, und dem unbelohnten Verdienst, als der ist, welcher auf den Altären der Willkühr und der Dummheit dampft — die allein ehren-

ehrende Achtung aller Weisen, Guten und Edlen, die unverdächtige Verehrung einer gerechten und unpartheyischen Nachwelt. Aber ach! dieser Weisen, Guten und Edlen giebt es unter den Menschen nur gar zu wenig, und die gerechte und unpartheyische Nachwelt steht hinter dem Vorhang des Lebens. Wir erblicken sie folglich nur durch der Einbildungskraft künstliches Fernglas, in erhöhten und darum seltnen Stimmungen des Geistes, während das Gefühl der Wirklichkeit uns überall umgiebt, und uns in die Reihe von Menschen stellt, die bald mit Recht, bald mit Unrecht, der Fluch der Dunkelheit und der Verachtung trift. Was hilft es verdienten Männern, wenn ihnen die Welt Jahrhunderte nach ihrem Tode Altäre baut, und sie bey Lebzeiten darben lässt und verachtet?

Ia bricht nicht diese Verachtung und Ungerechtigkeit nicht selten sogar in die grausamsten und unerhörtesten Verfolgungen gerade gegen solche Männer aus, die durch ihre Fähigkeiten und Anstrengungen den Wissenschaften und der Menschheit überhaupt die wichtigsten Dienste leisteten? Wenn ein Socrates den Giftbecher trinkt, und ein Iohann Huss auf dem Scheiterhaufen brennt, wenn man einen Luther in die Acht erklärt, einen Thomasius aus seinem Vaterlande verbannt, und ein Rousseau, wie ein verfolgtes Reh, sich auf ein einsames Eiland rettet, um vor den Verfolgungen der Menschen Sicherheit zu finden, wenn es Zeiten gab, wo einen Schritt weiter sehen, als der Ianhagel sah, für ein Verbrechen gegen die Gottheit galt, und mit Schmach und Feuer vergolten ward, und wenn es noch nicht unerhört ist, heuchlerische egoistische Obscuranten mit Belohnungen und Ehre überhäuft, und hellsehende freymüthige Bekenner der Wahrheit mit Schmach bedeckt, und Strassenräubern gleich in

schimpfende Kerker gebannt zu sehen — können da die Wissenschaften ihren Flor wohl von der Ehre erwarten?

Die Geschichte ist Zeuge, dass diejenigen Männer, welche neue wichtige Entdeckungen in den Wissenschaften machten, fast jederzeit der Gegenstand der Verfolgung ihrer Zeitgenossen waren. Man denke nur z. B. in der Natur- und Sternkunde an den unglücklichen Tycho de Brahe, und an den noch unglücklicheren Galiläus Galiläi. In der Weltweisheit und Gottesgelahrheit sind die Beyspiele kaum zu zählen. Wer die Welt und die Menschen kennt, darf sich auch darüber nicht wundern. Iene erlauchten Geister kamen immer bald mit dem Vorurtheil, bald mit dem Ehrgeiz, bald mit der Herrsch- und Habsucht ihrer Zeitgenossen ins Gedränge. Früher oder später gelangte man freylich, durch ihr Licht beleuchtet, zur Erkenntniss der grossen Wahrheit, die sie lehrten. Dann segnete man ihre Asche, dann rühmte man ihre Verdienste, dann bewunderte man die seltene Grösse ihres Verstandes, dann wandte man oft mehr auf ein einziges Bildniss von der äussern Hülle ihres Geistes, als sie in ihrem ganzen Leben besassen, um sich die nothwendigsten Bedürfnisse der Natur zu verschaffen. Aber bey ihren Lebzeiten wurden sie verkannt, bey ihren Lebzeiten mussten sie oft in der grössten Dürftigkeit schmachten, bey ihren Lebzeiten wurden sie verfolgt, oft ihrer Freyheit, und Manche unter den empörendsten Qualen sogar ihres Lebens beraubt. —

Wenn also die Pfleger und Bearbeiter der Wissenschaften, weit entfernt, durch Vortheile und Ehre zu ihren Bemühungen aufgemuntert zu werden, beym Verlust ihrer ganzen Wohlfahrt und Ehre, ja wohl gar beym Verlust ihrer Freyheit und ihres Lebens, sie nicht einmal durften bemerkbar werden lassen, — was war

es

es denn, das ohne alle Aussicht auf Gewinn und sinnliche Vortheile ihre rastlosen Kräfte zur Erweiterung der Wissenschaften belebte? Was anders, als das unmittelbare Interesse, das ihnen aus der Erkenntniss der Dinge selbst hervorgieng, das wonnereiche Gefühl, das sich beym Anblick neuer Wahrheiten in ihnen regte, die unersättliche Begierde, an gefundene Wahrheiten immer neu zu entdeckende anzureihen, — der von uns vorhin beschriebene Forschungstrieb? Was würde aus den Wissenschaften also ohne ihn geworden seyn?

Die Unentbehrlichkeit dieses Triebes, sowohl zur Erweiterung als zur Erfindung der Wissenschaften und Künste, ist also wohl keinem Zweifel unterworfen. Um nun die Wichtigkeit desselben recht lebhaft zu empfinden, darf man nur erwägen, was für bedeutende, weitaussehende Vortheile. die Wissenschaften und Künste *), die ihm grösstentheils ihr Daseyn und ihre Vollkommenheit verdanken, dem menschlichen Geschlechte leisten.

Zweyerley Gegenstände sind es, die den Maasstab zur Beurtheilung der Wichtigkeit der Dinge in Beziehung auf uns Menschen abgeben. Diese Gegenstände sind: 1) Befriedigung der Bedürfnisse der sinnlichen Natur zum Behuf ihrer Erhal-

 tung,

*) Iede Kunst ist — praktisch — eine Geschicklichkeit, nach gewissen festgesezten, auf vorhergegangenes Räsonnement gegründeten Regeln, gewisse Wirkungen, es sey in der Sinnen- oder Geisterwelt, hervorzubringen. Theoretisch ist sie der Inbegriff dieser Regeln. Dies ist der Gattungsbegriff der Künste, von der niedrigsten bis zur höchsten, und in diesem Sinne nehmen wir sie hier, ohne übrigens der schuldigen Achtung der vorzugsweise so, oder auch schöne feine genannten Künste im mindesten Eintrag thun zu wollen.

tung, und 2) grösstmögliche Thätigkeit aller unserer Kräfte und Anlagen nach und in Uebereinstimmung mit den durch die Vernunft gegebenen Gesezen, jedoch so, dass dieser jene als Mittel untergeordnet ist. Iedes Ding hat nun für uns einen nicht blos subjektiven — für einzelne Individuen —, sondern objektiven — für das ganze Menschengeschlecht giltigen — Werth, so fern es als Mittel zur Erreichung jener Gegenstände als Zwecke dient; und sein Werth verhält sich wie seine Tauglichkeit dazu.

Entwickelung und höchstmögliche Thätigkeit aller unserer geistigen Kräfte und Anlagen in Uebereinstimmung mit den Gesezen der Vernunft ist der höchste Zweck unserer Natur. Da aber die Erreichung desselben an die Erhaltung und an die dieser wieder vorausgesezte Befriedigung der Bedürfnisse unserer sinnlichen Natur als Mittel gebunden ist, so ist auch diese ein zwar untergeordneter, aber doch unvermeidlicher Zweck. Wir müssen vor allen Dingen dafür sorgen, unsern Körper zu erhalten, und dann allererst können wir an die Ausbildung des Geistes und an die vollständige Erreichung des eigentlichen Zwecks unsers Daseyns denken: denn es giebt keinen andern Weg zur Erwekkung und ersten Bildung des Verstandes, als die Sinne, und die Organe derselben sind Bestandtheile unsers Körpers.

Ie mehr Zeit der Mensch nun braucht, um sich die Bedürfnisse seiner sinnlichen Natur zu verschaffen, desto weniger bleibt ihm übrig, um an der Vervollkommnung seiner geistigen zu arbeiten; und umgekehrt, je weniger Zeit und Kräfte die Erreichung des erstern Zwecks erfordert, desto mehr erspart er sich davon zur Erreichung des leztern. Daher ist Erleichterung im Erwerb der physischen Bedürfnisse für die Mensch-

Menschheit überhaupt nothwendige Bedingung ihres Fortschreitens zum Ziel ihrer Vollkommenheit, und jede einzelne Nation ist in demselben Verhältniss im Stande, sich diesem Ziel zu nähern, in welchem sie geschickt ist, sich mit einem geringen Aufwand von Zeit und Kräften in den Besiz jener Bedürfnisse zu sezen, und sich in allen seinen Gliedern desto mehr Zeit und Kräfte zu erübrigen.

Es ist daher klar, dass etwas für die Menschen desto wichtiger seyn müsse, je mehr es dazu dient, ihnen den Erwerb ihrer sinnlichen Bedürfnisse zu erleichtern, und ihnen folglich die so nöthige Ersparniss an Zeit und Kräften zum Behuf ihrer höhern Ausbildung möglich zu machen.

Nun ist aber in die Augen leuchtend, dass es hierzu kein dienlicheres Mittel giebt, als die Künste, ja dass ohne sie jener Zweck gar nicht erreichbar ist. Nicht allein dass die Kunst die Produkte der blossen Natur in hohem Grade vervielfältigt und veredelt, so bringt sie auch Dinge hervor, von denen der Mensch im rohen Zustande gar nichts weis, und es liegt schon in der Natur der Kunst, dass sie, wie bereits oben beym Ackerbau gezeigt worden ist, ihre Erzeugnisse in weit kürzerer Zeit, und mit viel geringerer Mühe hervorbringt, als es ohne dieselbe möglich wäre. Um aber auf einen Blick zu erkennen, was durch die Künste ausgerichtet wird, und wie sehr sie dazu dienen, Zeit und Kräfte zu ersparen, so darf man nur in Gedanken einen Versuch machen, das, was auch nur eine der einfachsten und geringsten Künste vermag, ohne den Besiz derselben ins Werk zu sezen. Welch einen Aufwand von Zeit wird man machen, welch ein Heer von Schwierigkeiten wird man überwinden müssen, um etwas noch immer in unvollkommener Gestalt zu Stande zu bringen, was der Kunstverständige in kurzer

Zeit und gleichsam spielend in Vortreflichkeit vollendet? Die Kunst giebt nehmlich die Regeln und Bedingungen an die Hand, nach welchen etwas am zweckmässigsten, leichtesten und schnellsten hervorgebracht werden kann, und es ist daher unausbleiblich, dass der in ihr Eingeweihte, selbst seine schon erworbene Fertigkeit in der Ausübung derselben abgerechnet, ungleich geschwinder damit zum Ziele kommen muss, als der derselben Unkundige, welcher erst lange Zeit über die Möglichkeit, und über die Art und Weise es zuwege zu bringen, nachzudenken, und tausend fehlgeschlagene Versuche zu machen genöthigt ist.

So sind es also die Künste, welche die Menschen in den Stand sezen, sich in so kurzer Zeit und vermittelst so weniger Kräfte mit den Bedürfnissen ihrer sinnlichen Natur zu versorgen, dass ihnen von beyden noch hinlänglicher Vorrath bleibt, um ihn mit gutem Erfolg auf die Besorgung ihrer höhern geistigen Angelegenheiten zu verwenden.

Die Wissenschaften spielen indess dabey keine müssige Rolle. Sie leisten den Künsten bald mit bald ohne Absicht mancherley erhebliche Dienste. Sie bilden, üben und schärfen die Kräfte des Verstandes, und machen ihn dadurch immer mehr zu neuen Erfindungen in Künsten und zu Erweiterung derselben geschickt; oder sie theilen diesen unmittelbar ihre eigenen Erfindungen mit, und thun ihnen vielfältigen Vorschub, um ihren Wirkungskreis beträchtlich zu erweitern, wie die Physik der Heilkunst und Landwirthschaft, die Mathematik der Mechanik, der Handlung u. s. f., die Astronomie der Schiffahrt u. s. w.

Dagegen leisten auch wieder die Künste den Wissenschaften nicht wenig erspriesliche Dienste. An sinnlichen Dingen versucht immer zuerst der menschliche Geist seine Kräfte. Zu seiner ersten Bildung sind

sind daher, wenn wir auf den Gang der Kultur desselben im Ganzen sehen, die Künste vorzüglich geschickt, ja unentbehrlich. Ihre Gegenstände sind sinnlich, und geben doch auch dem Geiste hinlängliche Gelegenheit und Reiz, seine Kräfte in zusammenhängendem Denken zu üben, um sich sodann mit Kraft und Erfolg in die übersinnlichen Regionen des abstrakten Denkens zu erheben. Sie waren daher auch immer die Vorläuferinnen der Wissenschaften. Sie üben übrigens den Scharfsinn und Wiz, versehen das Gedächtniss und die Einbildungskraft mit einem schäzbaren Vorrath von Materialien zum Forschen und Denken, und liefern den Wissenschaften eine Menge körperliche Werkzeuge und Hülfsmittel, ohne welche sie wenige Fortschritte machen, und viele ihrer wichtigsten Entdeckungen würden entbehren müssen.

Während indess die Künste vorzüglich darauf hinarbeiten, durch geschickte Beherrschung der Körperwelt den Menschen ihre Sorge für ihren Körper zu erleichtern und abzukürzen, und ihnen die erste Bildung ihres Geistes zu geben, so gehen die Wissenschaften vorzüglich darauf aus, diese Bildung zu vollenden, und den eigentlichen und höchsten Zweck der menschlichen Natur erreichbar zu machen. Sie wecken jede — besonders höhere — Kraft des Geistes, und jede edlere Triebfeder des menschlichen Herzens; sie eröfnen denselben einen weit ausgedehnten Spielraum, und geben ihnen immerwährenden Reiz, sich immer mehr und mehr zu entwickeln, und zu ihrer möglichsten Vollkommenheit fortzueilen. Sie führen den Geist auf dem grossen Schauplaz der erschaffenen Dinge umher, entfalten vor seinen staunenden Blicken die besondere Natur, die Anlagen, Kräfte und wundersame Bildung jedes einzelnen, und die unübersehbare Mannichfaltigkeit, den genauen Zusammenhang, und den allgemei-

nen lieblichen Einklang aller dieser Dinge überhaupt, und erregen ihm dann den sehnsuchtsvollen Wunsch nach einem Blick in eine mit dieser sichtbaren zusammenhängende und sie begränzende unsichtbare Welt. Wenn der Mensch nun, voll von den Wundern, von der Schönheit, und von der Erhabenheit dieser ihn umgebenden Welt, aber doch auch ihre Beschränktheit, Abhängigkeit, und die Nichtigkeit eines jeden Dinges an sich selbst betrachtet fühlend, von Ahnungen höherer, in sich selbst bestehender, und durch nichts ausser ihnen bedingter Dinge ergriffen wird — dann führen sie ihn in sich selbst, unterrichten ihn von den mannichfaltigen, mit nichts in der Körperwelt zu vergleichenden vortreflichen Anlagen und Kräften seines Geistes; lassen ihn recht eindringend die Erhabenheit seiner eigenen Natur, als eines mit Vernunft begabten und durch freye Willenskraft von jedem Zwange freyen, nur unter seinem eigenen Geseze, mit freyer Willkühr es zu halten oder zu übertreten, stehenden Wesens empfinden; zeigen ihm die in diesem Geseze enthaltenen Regeln, die seine Handlungen sowohl in Beziehung auf sich selbst, als auf andere, mit ihm unter gleichem ursprünglichen Geseze vereinigte Wesen leiten müssen, und die mancherley sinnlichen Triebe, Neigungen und Leidenschaften, die bald dazu dienen, seine Kräfte auf eine zweckmässige und heilsame Art zu beleben, bald in einen Strudel von verderblichen Verirrungen zu treiben; lassen ihn überhaupt die vielerley Schwierigkeiten sehen, die er zur Behauptung seiner menschlichen Würde zu übersteigen hat, aber geben ihm auch Mittel und Beweggründe an die Hand, sie siegreich zu überwinden; leiten endlich seinen Blick in eine ewige vollkommnere Welt jenseit den Grenzen dieses kurzen irdischen Daseyns, und entflammen in ihm, indem sie ihm dort das grosse und

herr-

herrliche Ziel seines Strebens und seiner Anstrengungen zeigen, einen unüberwindlichen Muth, jedem Hinderniss zu trozen, das sich seinem Streben nach freyerem und edlerem Gebrauch seiner Kräfte und nach höherer Vollkommenheit in den Weg stellt, und durch keinerley Art von Unglück und Leiden sich niederdrücken zu lassen.

Die Wissenschaften liefern und bearbeiten also nicht allein auf das zweckmässigste den Stoff, an welchem alle Kräfte und Anlagen des Geistes und des Herzens sich entwickeln, üben, und bilden können: sondern sie zeichnen auch einer jeden insbesondere die Richtung, die sie nehmen, und stecken allen insgesammt das allgemeine lezte Ziel vor, auf welches ihre gesammte Wirksamkeit gerichtet seyn, und mit welchem sie durchaus übereinstimmen muss, und geben ihnen zugleich immerwährenden Reiz und Antrieb zu fortgesezter und ausgebreiteterer Thätigkeit.

So eröfnen sie also den einzigen und unmittelbaren Weg, der die Menschen zum lezten Ziel ihres Daseyns leitet, und treiben sie nach demselben hin, während die Künste die Hindernisse, die diesen Weg versperren, wegräumen, und es den Menschen möglich machen, ihn zu betreten, und ungehindert auf demselben fortzugehen.

So weit von dem Forschungstriebe.

Ausser den bis jezt aufgezählten, auf die Erwerbung von Kenntnissen und auf die Bildung der Erkenntnisskräfte abzielenden Trieben, giebt es noch einen, dessen besondere Bestimmung ist, den Wiz und die Einbildungskraft zu üben. Wir finden uns nehmlich immer angetrieben, dasjenige, was wir an andern finden, falls es nicht unsre Misbilligung erregt, oder uns ganz und gar gleichgiltig lässt, auch auf uns über-

überzutragen, es zu etwas auch uns angehörigem zu machen. Dies ist der Nachahmungstrieb, oder der Trieb uns Andern zu verähnlichen. Er äussert sich in vorzüglicher Stärke bey Kindern. Diese sind immer geneigt, alles, was sie an Andern wahrnehmen, nachzuahmen, Mienen, Reden, Handlungen u. s. w. und daher rührt hauptsächlich auch der unzuberechnende Einfluss, den das Betragen der Personen, von welchen die Jugend umgeben ist, auf ihre Bildung und Erziehung hat. Er zeigt sich aber auch in nicht geringer Thätigkeit bey Erwachsenen. Das beweiset das viele Gemeinsame, das sich in willkührlichen und nicht schon in der Natur gegründeten Dingen unter den Menschen findet, und vorzüglich in den Gegenständen des Luxus und der Mode, die ganze Länder, ja ganze Welttheile unter einerley Form von äusserlicher Tracht, Sitten und Werkzeugen der Bequemlichkeit oder des Bedürfnisses bringt.

Es ist aber in die Augen leuchtend, dass durch das Bestreben etwas nachzuahmen nicht allein, weil man dabey doch immer zu überlegen hat, wie die Nachahmung zu bewerkstelligen sey, in sehr vielen Fällen die Erkenntnisskräfte überhaupt in Thätigkeit gesezt, sondern insbesondere der Wiz und die Einbildungskraft geübt werden müssen, — jener, weil der Dienst desselben, als des Vermögens, Aehnlichkeiten zwischen den Dingen wahrzunehmen, unentbehrlich ist, um die Eigenschaften des Vorbildes auf die Kopie hinüberzutragen und zu entscheiden, in wie weit sie einander ähnlichen, — diese, um dem vergleichenden Wize das Vorbild anschaulich und mit lebendigen Farben vorzumahlen.

So hat die Natur vermittelst einer allgemeinen Triebfeder, des Bestrebens angenehme Gefühle sich zu verschaffen und zu erhalten, und unangenehme zu ent-

entfernen, wodurch sie die Erhaltung und Ausbildung jedes lebenden Wesens bewirkt, nach ihrer nicht genug zu bewundernden Weisheit nicht nur dafür gesorgt, die Erkenntnisskräfte des Menschen überhaupt zu wecken, zu üben, und zu bilden; sondern sie hat auch noch fast für jede einzelne einen besondern Trieb als Hebamme und stets ermunternden Führer bestellt.

Aber der Mensch soll nicht blos denken, und in seiner Erkenntniss eine unzählbare Menge von Dingen umfassen; er soll auch nach dem, was seine Vernunft in seinen Handlungen als zu thun oder nicht zu thun entscheidet, die freye Kraft seines Willens bestimmen.

Zwar ist und soll dieses Sache der Freyheit, und seine freyen Handlungen dürfen, vermöge ihrer Natur, nicht an fremde Ursachen, als ihre Bedingung, nach dem Gesez der Kausalität, gebunden seyn. Der Mensch kann daher nur in sofern Anspruch machen auf Moralität, in wie fern er frey handelt, das ist, in wie fern er sich unabhängig von jeder Bedingung oder Kausalität ausserhalb seines Willens blos nach und um einer Regel der praktischen Vernunft zu Handlungen bestimmt, und er hört auf moralisch zu handeln, sobald eine sinnliche Triebfeder Kausalität seiner Handlungen wird: denn alsdann gehören diese nicht mehr in das Reich der Freyheit und eigentlicher Moralität, sondern in das Reich der Natur, und erfolgen nach dem nothwendigen Geseze der Verknüpfung zwischen Ursach und Wirkung, nach welchem alles geschieht, was in der Natur geschieht.

Die Moralität besteht nehmlich, um kürzlich diesen Saz zu erläutern, in der nach den Gesezen der praktischen Vernunft bestimmten Handlungsweise. Zur

Mög-

Möglichkeit derselben aber gehört Freyheit, oder eine unbedingte Kausalität des Willens. Denn sobald der Wille unter fremden Bedingungen steht, und nach dem Gesez der Naturnothwendigkeit durch diese zu Handlungen bestimmt wird, so hängt es nicht mehr von ihm ab, sich den Gesezen der Vernunft gemäs zu bestimmen, sondern er kann auch eben sowohl zu — diesen Gesezen gerade zuwiderlaufenden — Handlungen bestimmt werden, wodurch also selbst die Möglichkeit der Moralität aufgehoben wird *).

Wenn daher die Natur den Menschen durch gewisse sinnliche Triebfedern zu moralischen, oder eigentlich legalen, den Gesezen der praktischen Vernunft nicht dem Geiste, sondern nur dem Buchstaben nach entsprechenden Handlungen reizt: so bewirkt sie dadurch in ihm zwar keinesweges wesentliche Moralität, sondern blosse Legalität, die von jener wie der Schatten von dem Körper unterschieden ist; aber sie leitet ihn doch dadurch allmälig zur reinen Moralität, sie bedient sich, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen, dieser sinnlich-moralischen Triebfedern als Erziehungsmittel, um den Menschen aus der blos sinnlichen in die moralische Welt hinüberzuleiten, und um einen etwanigen gänzlichen Rückfall aus dieser in jene zu verhindern.

Wenn also gleich die Natur durch sinnliche Triebe die wahre Moralität selbst nicht zu bewirken im Stande ist, so leistet sie doch zur Vorbereitung und Erhaltung oder Rückkehr zu derselben sehr wesentliche, ja unentbehrliche Dienste.

Doch wir haben ja erst zu zeigen, ob die Natur auch wirklich solche Triebfedern zu diesem Behuf in das menschliche Gemüth gelegt habe?

Das

*) Man sehe meine Morgengespräche zweyer Freunde u. s. w. S. 88.

Das erste, was die gütige Mutter der Erziehung ihres Lieblings zur Moralität zum Grunde legte, ist das **sittliche Gefühhl**, das ist, dasjenige angenehme Gefühl, welches durch die Wahrnehmung und Vorstellung der mit der praktischen Vernunft übereinstimmenden, und dasjenige unangenehme Gefühl, welches durch die Wahrnehmung und Vorstellung der der praktischen Vernunft widerstreitenden Gesinnungen und Handlungen in uns entsteht, mit einem Worte, das Wohlgefallen an guten, und das Misfallen an bösen Handlungen.*) Dieses sittliche Gefühl findet sich, wie es muss, um eine ursprüngliche Anlage der Menschennatur zu seyn, bey allen Menschen. Ein jeder spricht, im Allgemeinen genommen, mit Beyfall und sichtbarem Vergnügen von gerechten, grossmüthigen, unschuldigen und liebevollen Handlungen; und ein jeder

*) Man pflegt das sittliche Gefühl auch durch das **Gefühl von Recht und Unrecht** zu erklären. Diese Definition beruht aber blos auf einer eben keinen sonderlichen Scharfsinn voraussezenden Verwechselung eines dunkeln Bewusstseyns von einem Urtheil der praktischen Vernunft mit einem daraus entspringenden Gefühl. Das Rechtseyn einer Handlung ist nichts anders, als ihre Uebereinstimmung mit einem Geseze oder mit einer Regel der praktischen Vernunft. Diese Uebereinstimmung aber lässt sich nicht fühlen, sondern blos erkennen. Denn nur indem ich eine gegebene Handlung unter eine Regel der praktischen Vernunft subsumire, und dadurch einsehe, ob sie damit übereinstimme oder nicht, werde ich mir bewusst, dass sie recht oder unrecht sey. Dies ist aber nicht eine Sache des Gefühls, sondern allein der Vernunft. Das sittliche Gefühl kann also nicht ein Gefühl von Recht und Unrecht, sondern blos das aus einem, wiewohl oft dunkeln Bewusstseyn von einem billigenden oder misbilligenden Urtheil der praktischen Vernunft über Handlungen entspringende Wohlgefallen oder Misfallen seyn.

jeder blickt mit Misbilligung und Widerwillen auf ungerechte, grausame, lasterhafte und lieblose Handlungen hin. Wer fände sich auch nicht durch jene auf das angenehmste bewegt, und wer wendete nicht mit Abscheu sein Auge von diesen hinweg? Wie gefallen wir uns nicht in einer Gessnerschen Unschuldswelt, wo Laster und Bosheit nie gesehene Fremdlinge sind; welche stille sanfte Heiterkeit verbreitet sich da über unsre ganze Seele, und über alles, was wir um uns her erblicken? Und wie empört sich unser Gefühl bey dem Anblick von Greuelscenen, die der Genius unsrer Zeit in Dichtungen und Wirklichkeit aufstellt, um das Schaudervolle aller Zeiten auf einen Punkt zu vereinigen? Selbstsucht und Leidenschaften können freylich bisweilen die Stimme des Herzens übertäuben, und uns verleiten, in einzelnen Fällen auf die Seite der Ungerechtigkeit und Bosheit zu treten: aber das sind nur vorüberziehende Wolken, die auf kurze Zeit das reine Sonnenlicht hemmen, und doch können wir uns auch in solchen Fällen nur selten oder nie den geheimen Abscheu verbergen, der sich gegen schlechte Handlungen in unsern Herzen unwillkührlich regt.

Natürliche Anlage, Erziehung, Umstände und Schicksale, die insgesammt unter den Menschen so verschieden ausgetheilt sind, bringen auch sehr verschiedene Grade der Stärke und Wirksamkeit des sittlichen Gefühls in ihnen hervor. Je mehr ein Mensch von Natur schon Sinn und Reiz für Unschuld und sittliche Güte fühlt, je sorgfältiger und weiser von Kindheit auf die verschiedenen Anlagen seines Gemüths entwickelt, und sein Gefühl für Gerechtigkeit und Güte gebildet wurde, je günstiger seine Umstände und Schicksale waren, um das, was Natur und weise Erziehung gethan, nicht allein nicht zu zerstören, sondern vielmehr weiter zu vervollkommnen — desto reizbarer muss

muss nothwendig auch das sittliche Gefühl bey ihm seyn. Und so geht es stufenweise abwärts. Menschen, in deren Gemüth ursprünglich schon viel Härte liegt, die von Natur einen überwiegenden Hang zu bösartigen und lasterhaften Handlungen hegen, deren bessere Anlagen durch keine weise Pflege geleitet und gebildet, deren schlimme nicht verbessert, sondern durch böse Beyspiele, durch unglückliche Umstände und ungestörte Wirksamkeit vielmehr verstärket wurden, und so mit ihnen zu einer fürchterlichen Gewalt heranwuchsen — solche Menschen können durch den Anblick von Unschuld oder Bosheit, von Tugend oder Laster freylich nur wenig gerührt werden.

Auch die vortrefflichsten Anlagen, selbst wenn sie durch eine wahrhaft gute Erziehung aufs beste gepfleget wurden, bleiben immer einer grossen Verderbniss fähig, und auch das regsamste Gefühl für Unschuld und sittliche Güte, selbst wenn es durch die Hand eines weisen Führers zu einem hohen Grade von Festigkeit und Stärke gediehen war, kann doch in eine ungewöhnliche Gleichgiltigkeit gegen gute und böse Handlungen ausarten. Wenn durch eine lange Erfahrung von Lieblosigkeit und Ungerechtigkeiten, die die Menschen, mit welchen wir leben, gegen uns verüben, sich Bitterkeit in unser Herz einschleicht, wenn durch den tödlichen Hauch derselben die zarte Pflanze Menschenliebe allmälig abstirbt, und das giftige Unkraut Menschenhass an ihrer Stelle wuchernd hervorwächst, wenn uns dadurch die Menschen um uns her, ihre Handlungen, ihre Leiden und ihre Freuden gleichgiltig werden, ja wenn wir, die Erbitterung gegen einzelne Ungerechte in unserer finstern, durch keinen Sonnenstrahl der Freude erhellten, melancholischen Laune gegen die ganze Menschengattung kehrend, eine Art von Genugthuung und Vergnügen darin finden,

dass auch sie, die uns stets so lieblos und ungerecht behandelten, Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit erdulden müssen, wenn wir endlich, von Hass und Rache unaufhörlich gereizt, es uns sogar zur Angelegenheit machen, die Menschen dasjenige, wo wir es immer vermögen, wieder empfinden zu lassen, was wir selber oft von ihnen so schmerzlich leiden mussten, und uns nun so an den Anblick und an den Gedanken von Ungerechtigkeit und Bosheit gewöhnen: — dann ist wohl nichts natürlicher, als dass wir vor bösen Thaten, die uns gewöhnlich sind, nur geringen Abscheu, und an guten, so empfindlich wir auch sonst dafür waren, an die wir aber nicht mehr glauben, und sie in der Bitterkeit unsers Herzens vielleicht gar verlachen, nur wenig Vergnügen mehr empfinden. — Solche Umstände sind am gefährlichsten für das sittliche Gefühl. Aber auch Verführung, widrige Schicksale, und andere Ursachen können in einem nicht geringen Grade diese Wirkung auf uns hervorbringen, indem sie unser Leben zu einer Kette von schlechten und verabscheuungswürdigen Handlungen machen, und unser Gefühl an dieselben gewöhnen.

Kann aber das sittliche Gefühl bey Menschen, bey welchen es von Natur so reizbar war, und so gut gebildet wurde, so sehr abgestumpft und verdorben werden, wie wenig Wirksamkeit desselben werden wir bey solchen zu erwarten haben, bey welchen es schon von Natur so wenig thätig war, und durch den mächtigen Einfluss der Umstände und gewohnter Unthaten immer mehr verwilderte? Und dennoch lässt es sich auch im verhärtetsten Bösewichte nicht so ganz ertöden, dass es nicht wenigstens dann und wann seine Kräfte in ihm äussern, ja dass es nicht sogar bey manchem bisweilen mit aller seiner Stärke hervorbrechen sollte.

sollte. Die Tugend ist gar zu schön*), und die Bosheit ist gar zu hässlich, als dass es nicht Stunden oder Augenblicke geben sollte, wo auch der abscheulichste Verbrecher von jener gerührt, und von dieser erschüttert wird.

So beweiset schon die blosse Erfahrung die Allgemeinheit des sittlichen Gefühls. Noch deutlicher und sicherer aber erhellet sie, wenn wir die Entstehungsart desselben untersuchen wollen.

Jedes Gefühl sezt einen Eindruck voraus, dessen Wirkung es ist. Also auch das sittliche. Dieser Eindruk nun kann nur entstehen, entweder durch die sittliche Handlung selbst, sofern sie Gegenstand der Wahrnehmung ist, oder durch das Urtheil der Vernunft über dieselbe, oder — welches dasselbe ist — durch die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung derselben mit einem sie für nothwendig, oder möglich, oder unmöglich erklärenden Urtheil der Vernunft. Das erstere ist unmöglich. Denn erstlich lässt sich in diesem Falle nicht absehen, warum nur manche und nicht alle Handlungen das sittliche Gefühl erregen; zweytens ist oft von zween der äussern Form oder Beschaffenheit nach, wodurch sie Gegenstände der Wahrnehmung sind, sich völlig gleichen Handlungen die eine recht, die andre unrecht, die eine gut, die andre böse. Wenn also blos die Handlungen, sofern sie Gegenstände der Wahrnehmung sind, der Entstehungsgrund des sittlichen Gefühls wären, wie könnte eine und dieselbe Handlung das Gefühl von Recht und

 Gut,

*) Versteht sich in ihrer Reinigkeit und Aechtheit, unentstellt durch Fanatismus, Schwärmerey und Heucheley, wodurch sie oft verächtlicher wird, als die Bosheit selbst, die wenigstens durch einen gewissen Muth, und durch eine gewisse Kraft gefällt, die in derselben sichtbar wird.

Gut, und auch das entgegengesezte bewirken, zugleich Wohlgefallen und Misfallen erwecken? — Zwey Staaten überziehen einander mit Krieg, so, dass sie einander gegenseitig angreifen. Die Rechte des einen sind von dem andern gekränkt. Die Regierung des erstern ist also verpflichtet, den leztern anzugreifen — vorausgesezt, dass sich die gekränkten Rechte des ihrer Verwaltung anvertrauten Staats auf gütlichen Wegen nicht wieder herstellen lassen, oder nicht zu unbedeutend sind, um einen mislichen, kostspieligen, und Menschenblut fordernden Krieg zu heischen. Die Handlung von jener muss also das Gefühl von Recht und Wohlgefallen, die Handlung von diesem hingegen das Gefühl von Unrecht und Misfallen erzeugen. Wie ist das aber möglich, da beyde der äussern Form nach einander vollkommen gleich sind?

Der erste Fall ist also in sich selbst unmöglich. Und wo fände sich auch, wenn er Statt hätte, das Kriterium der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des sittlichen Gefühles selbst, auf welches man sich lediglich verlassen müsste, und das doch auch wohl in manchen Fällen falsch seyn könnte? Nicht zu gedenken, dass, wie kurz vorher gezeigt worden ist, die Beurtheilung der moralischen Giltigkeit oder Ungiltigkeit, des moralischen Werths oder Unwerths der Handlungen nicht eine Sache des Gefühls, sondern lediglich der praktischen Vernunft seyn kann.

Folglich bleibt nur der leztere Fall übrig. Der Entstehungsgrund des sittlichen Gefühls muss in der Vernunft, oder in ihrem Urtheil über unsere Handlungen anzutreffen seyn. Wir wollen sogleich untersuchen, wie es durch dieselbe verursacht wird.

Wenn wir die Vernunft über unsre Handlungen befragen, so findet sich, dass sie manche zulässt, und manche verbietet, und dass sie nur solche für zuläs-

sig

sig oder möglich erklären kann, durch welche die Möglichkeit der Handlungen überhaupt nicht aufgehoben wird. Darum erklärt sie, um ein auch dem im Denken Ungeübten sogleich in die Augen fallendes Beyspiel zu geben, den Diebstahl für — moralisch — unmöglich. Denn er hebt — wenn er als Regel oder Gesez der Handlungen vernünftiger Wesen überhaupt gilt, wie er muss, wenn wir, wie es hier der Fall ist, das Urtheil der Vernunft über die Möglichkeit der Handlungen nicht eines besondern Individuums in besondern Fällen, sondern des Menschen überhaupt abhören — die Möglichkeit alles Besizes, folglich die Mittel der menschlichen Existenz, und mit dieser die Möglichkeit der Handlungen überhaupt auf. Eben so erklärt, um auch den geübtern Denker zu befriedigen, die Vernunft alle willkührliche Behandlung der Menschen gegen einander — welches alle Pflichten der Gerechtigkeit umfasst — für unmöglich. Denn durch das Gesez: Ein jeder darf den andern nach Willkühr behandeln, würde ein jeder mit Haabe und Leben der Willkühr eines jeden überliefert, folglich die Vernichtung alles Besizes und aller Existenz, und mithin die Vernichtung der Möglichkeit alles Handelns überhaupt zugelassen. Wie kann aber die Vernunft Handlungen für möglich erklären, wodurch diese ihre Möglichkeit selbst vernichtet wird? Oder wie kann sie ein Gesez für die Möglichkeit der Handlungen geben, wodurch diese Möglichkeit unvermeidlich aufgehoben wird?

Sehet da unveränderliche und unwandelbare Regeln oder Geseze der Vernunft in Ansehung unsrer Handlungen!

Jede Handlung nun, die einem dieser Geseze widerspricht, erregt unausbleiblich einen Widerstreit mit der Vernunft, folglich Misbilligung, und ein damit verbundenes unangenehmes Gefühl. Jede Hand-

lung hingegen, die einem jener Geseze entspricht, erzeugt Einklang mit der Vernunft, folglich Beyfall — sie ist etwas unsrer ursprünglichen vernünftigen Natur angemessenes, damit verschwistertes — und ein ihn begleitendes angenehmes Gefühl.

In manchen Fällen wird das Wirken der Vernunft in Hervorbringung des sittlichen Gefühls auch noch durch verschiedene ursprüngliche Triebe unterstüzt, z. B. durch den Trieb des Mitleids, der Wohlthätigkeit, und durch andere. Wenn wir sehen, dass ein Nothleidender von drückender Ungerechtigkeit befreyt, oder seinem Elende sonst durch eine menschenfreundliche Seele abgeholfen wird, so werden wir durch eine solche gute Handlung um so lebhafter gerührt, je mehr uns schon zuvor unser Mitleid den Wunsch abnöthigte, den Unglücklichen gerettet zu sehn. Dies kann jedoch nicht in Erwägung kommen, wenn von dem eigentlichen Ursprunge des sittlichen Gefühls die Frage ist.

Die Erkenntniss dieses Ursprungs aber löset alle Misverständnisse, Zweifel und Irrthümer, die sonst in der Beurtheilung des sittlichen Gefühls Statt finden können. Fürs Erste lässt sie über die Allgemeinheit desselben keinen Zweifel übrig. Denn da es aus der Vernunft seine Entstehung herleitet, so muss es bey allen Menschen — wenigstens als Anlage — anzutreffen seyn, weil die Vernunft ein allgemeines Eigenthum der Menschen ist. Dann giebt sie aber auch den befriedigendsten Aufschluss über die grosse Verschiedenheit der Stärke und Wirksamkeit desselben. Denn nichts ist dann natürlicher, als dass es bey denen am wirksamsten und richtigsten ist, deren Vernunft in Ansehung sittlicher Handlungen am vollkommensten und richtigsten gebildet, und bey denen es überhaupt am zweckmässigsten und meisten geübt worden ist; dass es hingegen bey solchen Menschen am wenigsten thätig seyn

kann,

kann, welcher Vernunft die geringste oder gar keine sittliche Bildung erhielt; und dass es endlich bey denen, deren Vernunft durch Vorurtheile oder andere Ursachen irre geleitet wurde, gleichfalls und in gleichem Grade verfälscht und verdorben werden musste.

Daraus erklärt es sich, dass z. B. Menschen, die in andern Fällen ein sehr lebhaftes und richtiges Gefühl des Abscheus vor schlechten, und des Wohlgefallens an guten Handlungen äussern, doch aus religiöser oder politischer Intoleranz ihre Nebenmenschen auf das ungerechteste und grausamste sowohl selbst verfolgen, als von Andern sie mit Beyfall und Wohlgefallen können verfolgen sehen. Diesem ihrem falschen sittlichen Gefühle bey so höchst ungerechten Handlungen liegt jederzeit ein falsches Urtheil der Vernunft zum Grunde. Sie wurden von Iugend auf gewöhnt, Menschen, die in ihren Meynungen von dem statutarischen Glauben ihrer Kirche abwichen, oder sich der politischen Verfassung des Staats nicht unbedingt, sey es auch nur in Urtheilen, unterwerfen wollten, als die abscheulichsten Verbrecher, und als Leute zu betrachten, die sich gegen die Gottheit selbst auflehnen, und der von ihr gestifteten Ordnung frevelnd widerstreben wollten, und welche unterdrücken, verfolgen, ausrotten, die Sache des Allerhöchsten selbst gegen seine Widersacher führen heisse. Auf diese Weise wurde die Stimme der Vernunft unterdrückt, und ihrem eigenen Geseze ein fremdes, von der Willkühr, Dummheit, oder Selbstsucht ersonnenes falsches untergeschoben. Da nun das sittliche Gefühl nichts anders, als die Wirkung der über die menschlichen Handlungen urtheilenden, oder ihre moralische Giltigkeit oder Ungiltigkeit bestimmenden Vernunft ist: so ist nichts natürlicher, als dass, weil das Urtheil dieser irre geleitet und verfälscht worden war, auch jenes nicht richtig ausfallen konnte.

Die Handlungen erzeugen in diesem Falle einen Widerstreit mit einem falschen Geseze der Sittlichkeit, dieser eine irrige Misbilligung, und diese wieder ein sie begleitendes verkehrtes unangenehmes Gefühl. Darum ändert sich aber auch das sittliche Gefühl dieser Menschen, und zeigt sich von einer ganz entgegengesezten Seite, sobald durch eigenes Nachdenken, oder durch das Licht einer richtigeren Belehrung jene zuvor obwaltenden Irrthümer der Vernunft verschwinden.

Auf ähnliche Art kann auch das sittliche Gefühl solcher Menschen, deren Vernunft, durch keine Irrthümer verkehrt, die richtigste sittliche Bildung erhielt, irre geleitet und verdorben werden, — durch Verführung nehmlich, und durch Laster. Der angehende Verbrecher, der zuvor einer guten Erziehung genoss, fühlt jederzeit einen lebhaften Abscheu vor den schlechten Handlungen, die er selbst begeht. Aber die öftere Wiederholung, und die daher entstehende Gewöhnung an dieselben stumpft allmälig den Blick seiner Vernunft in Beurtheilung derselben ab; das Verlangen, sie durch sich selbst ungestört verüben zu können, reizt ihn, allerhand Scheingründe hervorzusuchen, um sie zu entschuldigen und die hässlichen Seiten derselben zu verdecken; und da ihm dieser Selbstbetrug gewöhnlich nur zu gut gelingt, so verschwindet sehr natürlich endlich aller Abscheu vor Handlungen, die er vor seiner Vernunft gerechtfertigt glaubt.

So geht also einem verfälschten sittlichen Gefühle jederzeit ein verfälschtes Urtheil der Vernunft voraus, und jenes ist, so wie die Wirkung, so auch der jedesmalige Abdruck von diesem.

Es verhält sich mit dem Gefühl des Guten, wie mit dem Gefühl des Schönen. Die Reizbarkeit und Richtigkeit von beyden beruht auf der Fähigkeit der Vernunft und Urtheilskraft, die Gegenstände des Guten

und Schönen schnell und richtig zu beurtheilen; und die Beschaffenheit jener Gefühle richtet sich stets nach der Beschaffenheit dieser Vermögen. Daher rührt die grosse Verschiedenheit des Geschmacks unter den Menschen, die Manche verleitet hat, ihn für eine wächserne Nase zu halten, die keiner bestimmten und bleibenden Form fähig sey, daher die vielfältigen Veränderungen desselben, die er auf den verschiedenen Stufen der Kultur erfährt, ohne dass dieses zu einem Zweifel an das Daseyn eines einzig und wirklich richtigen Geschmacks, so wenig wie an das eines einzig und wirklich richtigen sittlichen Gefühls berechtigt. Denn beyden liegen unwandelbare Geseze und Regeln zum Grunde, die für dieses in der Vernunft, und für jenes in der ästhetischen Urtheilskraft ihren Ursprung haben; und so wie sich diese mehr entwickeln, so entwickelt sich mit ihnen auch das reine sittliche Gefühl, und der reine Geschmack. Irrthümer, Vorurtheile, und andere Ursachen verderben beyde.

Aus dieser Ursache beweiset auch, beyläufig zu erwähnen, die Allgemeinheit des sittlichen Gefühls das Daseyn eines allgemeinen Sittengesezes; weil jenes nur als Wirkung von diesem existirt. Der Ursprung dieses Gefühls zeigt aber auch, wie sehr diejenigen irrten, die dasselbe, durch die Allgemeinheit seines Daseyns verleitet, zum obersten Princip der Sittlichkeit selbst erheben wollten. Denn da es selbst nur unter Voraussezung eines andern höchsten Princips oder Gesezes der Moralität, dem der Vernunft, als seiner Kausalität, und folglich als Bedingung seiner Möglichkeit existirt, so kann es unmöglich dieses Princip selbst seyn; wenn man auch anderer Gründe gegen eine solche Behauptung gar nicht gedenket.

Liegt es nun, wie aus dem bisher Gesagten hoffentlich zur Genüge erhellet, in dem Wesen der menschlichen

lichen Natur, von guten Handlungen angenehm, und von bösen unangenehm afficirt zu werden: so lässt sich leicht beurtheilen, wie geschickt dieser Umstand sey, die Menschen zur, wenn auch nicht ganz reinen — denn diese kann, wie gesagt, durchaus nicht die Wirkung sinnlicher, sey es auch noch so vortrefflicher Gefühle, sondern blos reinsittlicher Maximen seyn — doch legalen Moralität zu leiten, und dadurch die wesentliche vorzubereiten. Iedes angenehme Gefühl reizt und bestimmt, nach einem allgemeinen Geseze unserer Natur, das Begehrungsvermögen, seine Wirksamkeit auf dieses Gefühl, und den dasselbe bewirkenden Gegenstand zu richten. Wir streben jederzeit, angenehme Gefühle und ihre Gegenstände zu erhalten, und die entgegengesezten zu entfernen. Die Folge davon ist, dass wir auch diejenigen angenehmen Gefühle, welche aus der Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesezen der praktischen Vernunft entspringen, zu erhalten, und folglich auch in unsern Handlungen jene Uebereinstimmung hervorzubringen, und das Gegentheil zu vermeiden streben. Es befindet sich in uns ein Trieb nach Sittlichkeit.

Kraft dieses Triebes würden die Menschen nie von der Bahn der Sittlichkeit abweichen, wenn ihnen das reine Licht der Vernunft bey einer jeglichen ihrer Handlungen leuchtete, oder wenn die Macht der Leidenschaften sie nicht nach entgegengesezten Richtungen triebe. Diese schon *a priori*, aus der hier gezeigten ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur hervorleuchtende Wahrheit erhält auch von der Erfahrung durchgängig ihre Bestätigung. Denn wo fändet ihr einen Menschen, der, wofern er nur im Stande ist, Recht und Unrecht, Gut und Böse gehörig von einander zu unterscheiden, und nicht ein überwiegender Hang zu schlechten Handlungen, oder eine mäch-

mächtigere Leidenschaft sich seines Gemüths bemeistert, nicht lieber das, was recht und gut ist, thun sollte, als das Gegentheil? Befraget die Geschichte und eure eigene Erfahrung, und sie werden euch immer sagen, dass auch die auffallendsten Verbrecher nur in solchen Fällen, und nur so lange Böses thun, als sie irren, oder heftige Leidenschaften, von welcher Art diese seyen, sie dazu antreiben; und dass sie zur Tugend zurückkehren, sobald ihre Leidenschaften schweigen, und die Erkenntniss ihrer Uebelthaten in ihnen erwachet. Daher sagt Rosseau mit Recht: „Tyrannen, die im Blutvergiessen, im Menschenquälen Wollust finden, sind Traumgeschöpfe der Dichter. Selbst Könige ziehen die Natur nicht aus, so sehr sie auch ihre Macht berauscht, und ihre Schmeichler verderben. Als Oktavius unumschränkt regierte, und keine Nebenbuhler mehr scheute, ward er gelind und gütig. Die Grausamkeit seiner Nachfolger war zum Theil eine Folge der Gährung der republikanischen Parthey. So wie ihre Furcht dafür nachliess, liess auch ihre Härte nach."

Es ist also ausser Zweifel, dass die Menschen einen nie zu vertilgenden Trieb zur Tugend in sich selber finden, und dass sie kraft desselben sich nie einer Untreue gegen dieselbe schuldig machen würden, wenn sie stets im Stande wären, über die Rechtmässigkeit ihrer Handlungen richtig zu urtheilen, und nie ein entgegengesezter Trieb oder eine heftige Leidenschaft sie zum Bösen verleitete. Ob nun gleich diese beyden Hindernisse der Wirkungen des sittlichen Triebes in der That sehr häufig eintreten, und bisweilen einen solchen Einfluss auf den Menschen behaupten, dass man kaum noch eine Spur von der Wirksamkeit dieses Triebes bemerkt: so bleibt ihm doch im Ganzen noch Spielraum genug, um die Absichten der Natur nicht un-

unerfüllt zu lassen. Eine nähere kurze Beleuchtung jener beyden Hindernisse wird diese Wahrheit hinlänglich ins Licht sezen.

Fürs Erste ist es nicht gedenkbar, und widerstreitet aller Erfahrung, dass jene Blindheit der Vernunft in Ansehung der Sittlichkeit unserer Handlungen stets, und in allen Fällen, oder auch nur eine lange Zeit Statt finden sollte. Die Vernunft strebt immer aufwärts, wozu selbst ein anderer ursprünglicher Trieb sie reizt, und so wie sie ihre Kräfte an andern Gegenständen versucht, so thut sie es auch in Absicht menschlicher Handlungen, und so wie ihre Einsichten sich in Beziehung auf jene erweitern und berichtigen, so geschieht dies auch in Beziehung auf diese. Es giebt sogar noch ein ganz besonderes vielfaches Interesse, das ihre Aufmerksamkeit auf diese mehr, als auf tausend andre Gegenstände lenkt, und sie, den Werth oder Unwerth derselben zu beurtheilen, reizt. Dieses Interesse gründet sich bald auf unsre Eigenliebe, bald auf Stolz, bald auf Freundschaft, bald auf eine andere Ursache. Ein Anderer beleidigt uns. Da ist es uns — ich seze, dass wir blos von sinnlichen Triebfedern bestimmt werden, und uns noch gar nie in den Sinn gekommen ist, nach Gesezen der Vernunft, als solchen, zu handeln, — da ist es uns nun nicht genug, die Beleidigung blos abzuwenden, oder auch nur thätlich zu erwiedern, wir wollen uns auch vor uns selbst und vor Andern wegen unsers Benehmens rechtfertigen, oder, um unsre Rachbegierde auf jede mögliche Art zu befriedigen, unsern Beleidiger der Verachtung Anderer Preis geben, um ihm auch dadurch zu schaden, oder sie mit uns gegen ihn zu verbinden. Dies kann aber nicht anders geschehen, als dadurch, dass wir den Werth seiner Handlung untersuchen, um sie als unerlaubt und schändlich darzustellen. Ob es uns nun gleich

gleich hierbey keineswegen darum zu thun ist, den wahren Werth dieser Handlung kennen zu lernen, sondern blos etwas Schlechtes und Unerlaubtes daran aufzufinden, und uns dies also leicht zu einem falschen Urtheil führen kann: so reizt es uns doch überhaupt zum Nachdenken über die Moralität der Handlungen, die ursprünglichen Regeln, nach welchen die Vernunft dieselben beurtheilt, treten hervor, und lassen uns nicht selten wider unsern Willen die Wahrheit sehn.

Eben diese Wirkung hat auch unser Stolz und unsre Freundschaft gegen Andere. Jener treibt uns an, die Handlungen unsrer Nebenmenschen herabzusezen, um die unsrigen sowohl in unsern eigenen, als in fremden Augen desto mehr zu erheben; diese macht uns geneigt, das Thun oder Lassen derer Menschen, mit welchen sie uns verbindet, zu rechtfertigen oder hochzupreisen, und die ihnen geschehenen Beleidigungen der Misbilligung und Verachtung Preis zu geben. In beyden Fällen sind wir genöthigt, über den Werth oder Unwerth der Handlungen nachzudenken, um sowohl selbst darüber entscheiden, als auch ihn den Augen Anderer bemerkbar machen zu können.

Ueberhaupt mag man entweder den Fall sezen, dass irgend einmal alle Menschen durchaus böse handeln, welches das äusserste ist, was man annehmen kann, oder dass wenigstens hin und wieder, oder auch häufig gute Handlungen ausgeübt werden: so dienen beyde Fälle dazu, das Urtheil der Vernunft über die Moralität der Handlungen zu wecken. Im ersten ist es unser Egoismus, und also der Inbegriff aller unsrer Fehler selbst, der uns über die Fehler andrer Leute, und vermittelst ihrer auch über unsre eigenen die Augen öfnet, sey es, dass er durch selbst erlittene Beleidigungen, oder durch Lieblosigkeit, oder Stolz, oder andere Ursachen gereizet werde. Im zweyten

wird,

wird, wo nicht irgend ein Interesse der Selbstsucht dagegenwirkt, und den sonst unvermeidlichen Eindruck guter Handlungen hindert, unwillkührlich das Bewustseyn von sittlicher Güte, und das damit verbundene Wohlgefallen geweckt; oder gesezt auch, dass wir aus einer unglaublichen Bösartigkeit, selbst in für uns übrigens ganz gleichgiltigen Fällen, das Gute, was Andere thun, anzuschwärzen geneigt wären: so würden wir durch die Anstrengung unsers Nachdenkens darüber es nur um so deutlicher erkennen.

Es hat daher noch nie ein Volk, selbst auf der tiefsten Stufe der Kultur, gegeben, unter welchem Begriffe von Sittlichkeit ganz und gar fremd gewesen wären; und die Geschichte beweiset durchgängig, dass, so wie die Nationen in der Kultur ihrer übrigen Geisteskräfte vorwärts giengen, sich mit ihnen auch die praktische Vernunft mehr und mehr entwickelte und berichtigte.

Von dem einen Hinderniss des Triebes nach Sittlichkeit *) haben wir also selbst in den äussersten Fällen den gänzlichen Tod desselben gar nicht zu befürchten. Eben so wenig von dem andern. Wer nur irgend Menschen beobachtet hat, wird mit mir einstimmig seyn, dass nicht alle und jede, sondern nur eine oder wenige Leidenschaften eine bleibende Herrschaft in den Herzen einzelner Menschen behaupten, und dass die übrigen nur dann und wann, und nur bey ungewöhnlichem Reiz eine überwiegende Stärke äussern. Jeder Mensch, pflegt man daher sprüchwörtlich zu

*) Ich finde nöthig, den Leser hier nochmals zu erinnern, den Unterschied nicht zu vergessen, der oben zwischen reiner und legaler Sittlichkeit gemacht worden ist. Wenn ich von dem Triebe nach Sittlichkeit rede, so verstehe ich unter derselben immer blosse Legalität.

zu sagen, hat seine gute und seine böse Seite, das heist, er ist in gewissen Fällen gewöhnlich geneigt, dem Rufe des Rechts, der Billigkeit und der Güte zu folgen, und nur in manchen beharrt er hartnäckig darauf, blos die Stimme seiner Neigungen und Leidenschaften zu hören. So ist es bey Manchem der Stolz, der sein Gemüth mit einer daurenden überlegenen Gewalt beherrscht. Tastet ihr diesen an, so empört sich sein ganzes Herz, alle seine Kräfte werfen sich in Harnisch, um ihrem Despoten Genugthuung zu verschaffen. Er zerreisst die süssesten und heiligsten Bande der Menschheit, er achtet keine Pflicht, keine Rücksicht, er ist jeder Unthat fähig, wenn der Stolz gebietet. Aber mischt sich dieser nicht ins Spiel, so erscheint er oft als der liebenswürdigste Mensch, ist gerecht, gütig, theilnehmend, und geneigt, selbst auf Kosten seines eigenen Vortheils der Noth seiner Nebenmenschen abzuhelfen, oder ihren Wünschen Befriedigung zu gewähren; und es kann sogar Fälle geben, wo selbst der tyrannische Stolz einer bessern Triebfeder weichen muss.

Ein Anderer wird vom Geiz beherrscht. Stets eifersüchtig auf den Besiz seiner Güter, wacht er mit Argus-Augen über allem, was ihm denselben entreissen oder schmälern, weicht er ängstlich jeder Gelegenheit aus, die ihn auch nur um den geringsten Theil vermindern könnte; und immer begierig, diesen Besiz zu vermehren, ergreift er mit Leidenschaft ein jegliches Mittel, das ihm zu seinen Wünschen tauglich und sicher scheint. Da darf sich freylich der Nothleidende und Bedrängte von ihm keine Hülfe versprechen; da darf es freylich nicht befremden, wenn ein solcher dem Geiz ergebener Mensch immer nur mit Mühe giebt, selbst wo eine Zwangspflicht ihn dazu auffordert; wenn er jedem, welchem er schuldig ist, etwas abzu-

drücken

drücken sucht; wenn er hart und unbarmherzig gegen Arme ist; wenn er immer neidisch nach der Haabe andrer Menschen schielt, und sich oft jeder List, jeder Betrügerey, ja bisweilen sogar der schändlichsten und empörendsten Mittel bedient, um seiner Leidenschaft zu dienen. So schlecht indess, und so fähig zu den abscheulichsten Handlungen sich auch der Geizige zeigt, wo es das Eigenthum betrifft: so bemerkt man doch an ihm in vielen andern Fällen, wo das Mein und Dein nicht ins Gedränge kommt, ein sehr thätiges Bestreben, demjenigen gemäs zu handeln, wozu die Vernunft den Menschen auffordert. Oft lernt man im Geizigen den eifrigen Sachwalter gekränkter Ehre, den wohlmeynenden Rathgeber unbesonnener Wüstlinge u. s. w. kennen, man sieht, mit einem Worte, auf diesem dürren hungrigen Erdreiche Blumen gedeihen, die man von demselben gar nicht erwartet hätte; ja hin und wieder sieht man darauf wohl gar ein Blümchen der Freygebigkeit und Wohlthätigkeit hervorsprossen.

Die Wünsche jedes einzelnen Menschen konzentriren sich gemeiniglich auf einen einzigen Punkt, der bald durchs ganze Leben feststeht, bald mit den verschiedenen Lebensaltern sich verändert. Jedes Mittel und jedes Hinderniss, das auf dem Wege zu diesem Punkte liegt, findet unsre Begierden und Kräfte in voller Thätigkeit, um entweder von uns ergriffen, oder auf die Seite geräumt zu werden. Was mit jenem Punkte weder als Mittel, noch als Hinderniss in einiger Beziehung steht, lässt uns kalt und ruhig, und giebt jeder andern Anlage unsrer Natur Raum, ihre Kraft zu äussern.

So gross also die Gewalt auch seyn mag, die die Begierden und Leidenschaften über das Gemüth des blos sinnlichen Menschen ausüben, so giebt es doch

immer

immer noch Fälle genug, wo es guten Eindrücken offen steht, und wo der Trieb nach Sittlichkeit ungehindert wirken kann; und da nicht alle Menschen von einerley Neigung beherrscht werden, und folglich der Trieb nach Sittlichkeit bey dem einen diese, bey dem andern jene Tugend hervorbringen kann: so erklärt sich hieraus das interessante Phänomen, dass, der reissenden Macht der Leidenschaften ohngeachtet, doch im Ganzen immer alle Arten von Tugenden unter den Menschen angetroffen werden. Die Menschen arten nie so sehr aus, dass Bosheit und Laster die Alleinherrschaft über sie erhielten; es bleibt in der moralischen Welt, so wie in der physischen, ein immerwährendes Gleichgewicht. Epochen von Greuelscenen treten zwar ein, wo Laster und exaltirte Leidenschaften jeder Tugend den Untergang zu drohen scheinen: aber es sind nur vorübergehende Erscheinungen, wie Ungewitter und Erdbeben in der Natur; über lang oder kurz kehrt das wohlthätige Gleichgewicht zurück. Der Sinn für Tugend erhält sich ewig, so wie der Sinn für Schönheit, weil beyde in der Natur ihren Grund haben. Der Trieb nach Sittlichkeit ist es, der die Tugend vor ihrem Untergange schüzt, ja der die Macht derselben immer mehr zu begründen und zu erweitern beflissen ist. So wie er selbst zuerst von dem sittlichen Gefühl gewirkt oder geweckt wird, so wirkt auch er wieder auf dieses Gefühl zurück, und strebt, es bey jeder sich darbietenden Gelegenheit zu erneuern, zu erhalten, zu erhöhen. Darum verweilt der Mensch so gern bey schönen Handlungen; daher sein Hang, bey zunehmender Kultur auch die Idee von Sittlichkeit mehr und mehr von falschem Zusaz zu säubern, sie in ihrer vollkommenen Reinigkeit darzustellen, und sogar zum reinen Bestimmungsgrund seiner Handlungen zu erheben.

So bewahrt der Trieb nach Sittlichkeit das menschliche Geschlecht nicht allein vor gänzlicher moralischer Verderbniss, wirkt und erhält nicht nur immerfort legale Moralität, sondern leitet es endlich auch hinüber in das Reich reiner und unverfälschter Sittlichkeit.

Ist nun der Mensch auf dieser erhabenen Staffel angelangt, hat er seine moralischen Begriffe möglichst berichtiget, dem Sittengesez die ausschliessende Herrschaft über seinen Willen eingeräumt, strebt er mit Ernst und Eifer nach einer vollkommenen Freyheit von dem Zwange der Sinnlichkeit: so hört der sinnliche Trieb doch auch hier noch nicht auf, seine guten Dienste zu leisten. Immer bleibt es nur ein Kampf rein moralischer Gesinnungen mit Leidenschaften und sinnlichen Bestimmungsgründen, was der Mensch auch mit dem besten Willen auf dem Felde der Moralität zu leisten vermag. Wenn wir einmal meynen, uns auf unserm Posten unüberwindlich befestigt, und unsern sittlichen Maximen eine ungefährdete Sicherheit verschafft zu haben: so spielt uns unversehends die Einbildungskraft einen bösen Streich. Durch irgend einen sinnlichen Eindruck gereizt, führt sie uns unvermerkt von einem Bilde der Begierden zu dem andern fort, regt dabey ein Heer von Gefühlen und gefährlichen Begierden auf, und verstrickt uns so tief in das listige und gefahrvolle Nez der Sinnlichkeit, dass wir nicht eher wieder zur freyen Besinnung kommen, bis die Niederlage unsrer schönen Vorsäze vollendet ist. Oder irgend eine schlafende oder unterdrückte Leidenschaft nimmt die Gelegenheit wahr, aus ihrem Hinterhalte plözlich hervorzubrechen, und ihres Sieges über uns gewiss zu werden, ehe wir noch Zeit gewinnen können, ihrem Angriff auszuweichen, oder ihn zurück zu schlagen. So müssen

ten wir von Zeit zu Zeit immer eine Demüthigung nach der andern erfahren, und nicht selten würden wir in Gefahr gerathen, ganz und gar der Sklav unsers so mächtigen, so ränkevollen, und mit einer so grossen Zahl sieghafter Waffen versehenen Feindes zu werden, oder auch in eine gewisse Trägheit und Gleichgiltigkeit gegen alles, was sittlich ist, zu versinken, wenn nicht von Seiten der Sinnlichkeit selbst ein schüzender Genius uns zu Hülfe eilte. Der Trieb nach Sittlichkeit facht den gesunkenen Muth wieder an, stellt in Verbindung mit dem sittlichen Gefühl das Laster in seiner hässlichen Gestalt, und die Tugend in verjüngter himmlischer Schönheit dar, und leiht uns immer wieder neue Lust und Kraft, gegen jenes zu kämpfen, und nach dieser zu ringen.

Aus den bisher entwickelten Wahrheiten fliessen von selbst einige Bemerkungen, die in Hinsicht auf die Moralität der Menschen überhaupt, und besonders in Absicht auf die sittliche Erziehung derselben, wie mich dünkt, von sehr grosser Wichtigkeit sind, und die ich deshalb, ob sie gleich einer strengen Ordnung nach nicht hierher gehören, bey dieser Gelegenheit wenigstens im Vorbeygehen berühren zu müssen glaube.

Wenn es nehmlich gegründet ist, dass die Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesezen der praktischen Vernunft überhaupt ein Wohlgefallen, und dieses ein Bestreben nach solchen Handlungen erweckt: so folgt, dass dieses Wohlgefallen desto grösser, und dieser Trieb desto stärker seyn müsse, je vollkommner und reiner jene Uebereinstimmung ist. Dieses Mehr oder Weniger der Uebereinstimmung liegt aber nicht in den Handlungen als äussern Erscheinungen, denn diese sind blos eine Wirkung unsrer innern Gesinnungen; sondern in diesen Gesinnungen selbst. Die äussern Handlungen können sogar mit den Gese-

zen der Vernunft übereinkommen, während die ihnen zum Grunde liegenden Gesinnungen ihr widersprechen; und selbst das Wohlgefallen, das wir an guten Handlungen finden, würde daher nicht möglich seyn, wenn wir dabey nicht auch eine innere Uebereinstimmung der Gesinnungen mit den sittlichen Gesezen voraussezten. Wer Betrug und Diebstahl meidet, blos aus Furcht vor den damit verknüpften schlimmen Folgen, oder aus Hoffnung gewisser aus der Ehrlichkeit entspringenden Vortheile, und ausserdem sich jenen Verbrechen eben so eifrig ergeben würde, als er sie jezt fliehet, ist weit entfernt, unsern vollkommnen Beyfall und Wohlgefallen zu erregen. Es ist ihm gar nicht darum zu thun, ein Gesez der Sittlichkeit zu vollziehen, sondern blos gewissen Maximen der Klugheit gemäs zu handeln; seine äussern Handlungen zwar stimmen mit den Gesezen der praktischen Vernunft überein, aber nicht seine Gesinnungen. Da also hier keine wahre Uebereinstimmung mit sittlichen Gesezen Statt findet, so ist auch das Wohlgefallen, welches die Wirkung derselben ist, unmöglich. *)

Unsere Gesinnungen stimmen aber nur dann mit praktischen Vorschriften überein, wenn wir nicht um irgend eines Gegenstandes eines Triebes, einer Be-

*) Das Vollzogenwerden dieser Geseze ist die Uebereinstimmung mit denselben. Dieses nur giebt einen wahren Einklang mit denselben, und das dadurch entstehende angenehme Gefühl. Hier ist aber blos ein Vollzogenwerden von Maximen der Klugheit, das auch ohne jene Geseze Statt finden würde. Wenn wir aber auch bey blos legalen Handlungen ein Wohlgefallen empfinden, so kömmt dieses vorzüglich daher, weil uns die wirkliche Uebereinstimmung mit dem Sittengeseze dabey vorschwebt.

Begierde, überhaupt der Sinnlichkeit, sondern allein um jener Vorschriften selbst willen uns zu Handlungen bestimmen, wenn wir so wollen und so handeln, weil die Vernunft — nicht um einer Neigung, um eines Gefühls willen, sondern schlechthin — es so gebietet. Ie mehr sinnliche oder fremdartige Triebfedern sich also in die Willensbestimmung mischen, desto mehr verunreinigen sie die Sittlichkeit derselben, desto mehr vermindern sie die Uebereinstimmung unsrer Gesinnungen und der aus ihnen entstehenden Handlungen mit der praktischen Vernunft. Ie reiner also aber unsere Gesinnungen von fremdartigen — heteronomen — Bestimmungsgründen sind, desto fähiger werden sie auch seyn, unser Wohlgefallen zu erregen; und dieses wird nur dann in seiner ganzen Stärke Statt haben, wenn der einzige Bestimmungsgrund unsrer Gesinnungen und Handlungen die Vorschriften des praktischen Vernunftgesezes selbst sind.

Die Wahrheit dieses Sazes erhebt sich zur Anschaulichkeit, wenn wir auf dasjenige Acht haben, was bey der Wahrnehmung der sittlichen Handlungen der Menschen in uns vorgeht. Wenn wir, wie schon oben bemerkt worden ist, Ursache haben, bey einer, dem Aeussern nach, guten Handlung eines Menschen eine eigennüzige Absicht anzunehmen: so wird sie uns eher verächtlich, als dass sie uns gefallen sollte, flöst uns eher Widerwillen, als Wohlgefallen ein. Haben wir aber Grund, eine uneigennüzige, lautre Absicht, nehmlich die — einer sittlichen Vorschrift gemäs zu handeln, vorauszusezen: so erfolgt mit der Handlung auch unausbleiblich ein Wohlgefallen an derselben. Ie mehr die Gewissheit von der moralischen Lauterkeit jener Absicht zunimmt, desto mehr wächst auch das Wohlgefallen, das wir

daran finden. Ein Mensch, der, weit entfernt, bey der Ausübung einer Pflicht irgend eine eigennüzige, oder auf einen Gegenstand der Sinnlichkeit gehende Absicht zu haben, vielmehr um ihretwillen alles Preiss giebt, was fähig ist, ihm angenehme Empfindungen zu machen, und bey welchem sich durchaus kein anderer, als reinmoralischer Beweggrund denken lässt, erhält unser Wohlgefallen im höchsten Grade, nimmt uns ganz für sich ein, und erzeugt in uns den lebhaften Wunsch, ihm gleich zu seyn.

Eben solche verschiedene Eindrücke macht unter andern Dingen z. B. auch die wahre nnd falsche Andacht, wenigstens bey denen, welchen sie überall etwas gilt. Der wahrhaft, ernstlich Andächtige erregt ihr Wohlgefallen, der Heuchler erweckt ihren Abscheu. Und doch thut der Eine, was der Andre thut; ihre äussern Handlungen sind einander gleich. Aber ihre Gesinnungen sind verschieden. D i e s e r befleissigt sich der Andacht blos aus eigennüzigen Absichten, bald aus einer Art von Ehrgeiz, um mehr wie Andre vor den Augen der Menschen als ein eifriger Verehrer der Gottheit zu erscheinen, bald aus andern Beweggründen, um irgend einen Vortheil zu erschleichen; J e n e r, weil er es für Recht und Pflicht hält. Der Leztre will wirklich eine für moralisch giltig gehaltene Regel befolgen, und erweckt durch diese Uebereinstimmung seiner Gesinnungen mit derselben bey denen, welche seiner Ueberzeugung sind, Wohlgefallen; der Erstre sucht blos eine Maxime der Klugheit in Ausübung zu bringen, wozu er eine jener Regel gemäse Handlungsweise wählt, und erregt Misfallen und Abscheu, theils weil er diese Regel für sich selbst nicht achtet, theils weil er die durch sie gebotene Handlungsweise zu seinen eigennüzigen Absichten misbraucht.

Fas-

Fassen wir nun das Gesagte zur Erleichterung in folgende kurze Säze zusammen!

Die Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesezen der praktischen Vernunft erweckt in uns ein angenehmes Gefühl — Wohlgefallen —, und dieses einen Trieb nach solchen Handlungen.

Diese Uebereinstimmung liegt aber nicht in der äussern, sondern in der innern Form der Handlungen, d. i. in den diesen zum Grunde liegenden Gesinnungen.

Je reiner und vollkommner sie ist, desto fähiger ist sie auch, jenes Gefühl und jenen Trieb zu erwecken.

Sie ist aber nur dann ganz rein und vollkommen, wenn in Beziehung auf Moralität die Geseze der praktischen Vernunft der einzige ausschliessende Bestimmungsgrund der Gesinnungen sind.

Nur solche Gesinnungen können folglich das Wohlgefallen an guten Handlungen, und den Trieb nach denselben in ihrer ganzen Stärke hervorbringen.

Lasst uns nun die Anwendung von diesen Säzen auf die sittliche Erziehung machen. Die Absicht derselben ist nicht der Willkühr anheimgestellt, sondern *a priori*, durch das praktische Vernunftgesez selbst, nothwendig bestimmt. Es hängt gar nicht davon ab, ob wir aus irgend einem willkührlichen Beweggrunde für gut befinden, sie zu wollen, sondern wir sind durch das Sittengesez, dessen Wille uns in allen Fällen gleich heilig seyn muss, unwiderruflich dazu aufgefordert. Wir sind also auch verpflichtet, zur Erreichung derselben nicht irgend einen willkührlichen, sondern denjenigen Weg einzuschlagen, welcher allein und am sichersten zu ihr führt. Diese Absicht kann aber keine andere seyn, als: die Befolgung des Sittenge-

sezes in der Person unsers Zöglings, so weit dieses von uns abhängt, zu bewirken. Wir können aber Andere auf keine andere Weise zu Handlungen bestimmen, als indem wir auf dasjenige ihrer Vermögen wirken, wodurch überhaupt ihre Kräfte und insbesondere ihr Begehrungsvermögen in Thätigkeit gesezt wird, das ist, auf ihre Sinnlichkeit. Indem wir ihnen z. B das aus einer gewissen Handlung für sie entspringende angenehme oder unangenehme Gefühl vorstellig, und dadurch ihre Begierde nach derselben, oder ihren Abscheu vor derselben rege machen: so bewirken wir, weil durch diese wiederum ihre Willenskraft bestimmt wird, dass sie, je nachdem es unsre Absicht erfordert, eine Handlung vollbringen oder meiden. Weil aber reine Moralität durchaus blos das Werk eigener unbedingter Kausalität nach der blosen Vorstellung einer sittlichen Regel seyn kann, und augenblicklich verschwindet, sobald der Bestimmungsgrund einer sittlichen Handlung in der Sinnlichkeit, oder in irgend einer vermittelst ihrer auf uns wirkenden fremden Ursache liegt: so ist klar, das wir durchaus keine Kausalität in Ansehung der wahren oder reinen Moralität unsrer Zöglinge haben können. Alles, was wir also in dieser Absicht zu leisten vermögen, ist, ihre praktische Vernunft zu entwickeln, oder ihnen zu der Fähigkeit zu verhelfen, sich in allen Fällen der in der Vernunft ursprünglich enthaltenen Regeln und Vorschriften der Handlungen schnell und richtig bewusst zu werden. Sich darnach zu bestimmen, ist lediglich Sache ihrer freyen Thatkraft.

Dies würde auch, weil der Mensch ohne die Dazwischenkunft entgegenwirkender Ursachen sich jederzeit nach seinen Einsichten bestimmt, in der That nie unterbleiben, und es würde dazu von unsrer

Seite

Seite wirklich nichts weiter bedürfen, als sorgfältiger und gründlicher Entwickelung der praktischen Vernunft unsers Zöglings, wenn nicht ein anderes immer thätiges und überaus mächtiges Vermögen, die Sinnlichkeit, das obere Begehrungsvermögen, als das Realprinzip — *principium essendi* — der Moralität immerfort in Anspruch nähme, und es, gewöhnlich mit nur allzu glücklichem Erfolg, zu Handlungen bestimmte, die den Vernunftgesezen zuwiderlaufen.

Dieser höchst wichtige Umstand eröfnet dem Erzieher ein besonderes sehr grosses Feld seiner Thätigkeit, nehmlich die Kultur der Sinnlichkeit zum Behuf der Sittlichkeit. Das heist nicht: Er hat die Obliegenheit, die Sinnlichkeit seines Zöglings so zu bestimmen, dass sie selbst Bestimmungsgrund seiner rein moralischen Handlungen, oder seiner Sittlichkeit wird; — denn das ist, weil diese unabhängig von den Gefühlen der Lust und Unlust, als den alleinigen Triebfedern der Sinnlichkeit, lediglich ein Produckt der Freyheit ist, wie gesagt, unmöglich, — sondern nur, er soll das, was in der Sinnlichkeit selbst für die Moralität günstiges liegt, möglichst zu benuzen, und was sich dieser widerstreitendes oder gefährliches darin findet, zu beschränken suchen, um dadurch die Kraft des mächtigen Feindes der Sittlichkeit zum voraus zu schwächen, ihm durch bewirkte Legalität in seinem eigenen Gebiete einen kräftigen Gegner zu erwecken, und durch diese der reinen Sittlichkeit zugleich gewissermassen eine Vorbereitung und einen Rückenhalt zu verschaffen; gerade so, wie die Natur es macht, die in dem Menschen erst Legalität begründet, und ihn dadurch in den Stand sezt, auf diesen Stamm gleichsam die ächte Frucht der Sittlichkeit zu pfropfen.

Er wird auch hierzu denselben Weg einschlagen, und sich derselben Mittel bedienen müssen, die die Natur benuzt, um eines glücklichen Erfolgs gewärtig zu seyn, nur dass er vermittelst seiner gesammelten Beobachtungen, Erfahrungen und Regeln in wenigen Iahren mehr zu leisten vermag, als die Natur in Iahrhunderten; eben so wie der Ackerbauer sich im Allgemeinen nach denselben Maasregeln richtet, nach welchen die Natur verfährt, um die Erzeugnisse der Erde hervorzubringen, aber vermöge seiner gemachten Beobachtungen und seiner selbst gefundenen Regeln in einem Iahre auf einem gegebenen Flächeninhalte mehr erzeugt, als die Natur auf einem gleichen Flächeninhalte in vielen Iahren zu gewinnen vermag.

Nun ist es aber die Uebereinstimmung der Handlungen, oder vielmehr der diesen zum Grunde liegenden Gesinnungen mit den Gesezen der praktischen Vernunft — in dem angegebenen Sinne —, wodurch, wie wir gesehen haben, nach der Veranstaltung der Natur, und nach der von ihr beliebten Methode, das Wohlgefallen an guten Handlungen, und der Trieb nach denselben im höchsten Grade geweckt, folglich die Sinnlichkeit selbst zu Gunsten der Moralität am besten und wirksamsten gestimmt, und die zu bezweckende Legalität sicher und zweckmäsig bewirkt wird. Der Erzieher wird also auch zu diesem Behuf seinem Zöglinge die Grundsäze der Sittlichkeit in ihrer vollkommensten Reinigkeit darstellen, und ihn in allen Fällen auf die Lauterkeit oder Unlauterkeit der Gesinnungen bey den Handlungen der Menschen aufmerksam machen müssen. Denn nur dadurch wird er in ihm ein hohes Interesse für Sittlichkeit entzünden, nur dadurch wird er machen, dass er die Tugend selber liebgewinnt, und vermittelst der Sinnlichkeit selbst geneigt wird, sie auszuüben. Weil aber alle un-

unsere Kräfte und Gefühle nur durch fortgesezte Uebung und Nahrung zu einem immer höhern und höhern Grade von Wirksamkeit und Stärke gedeihen: so wird er auch keine Gelegenheit versäumen dürfen, um auf eine geschickte Art das sittliche Gefühl seines Zöglings immerfort zu beschäftigen, und den sittlichen Trieb ohn' Unterlass in Thätigkeit zu sezen, um beyden immer mehr Wirksamkeit, Kraft und Festigkeit zu geben.

Er würde aber seinen sich nothwendig vorzusezenden Zweck nicht allein ganz verfehlen, sondern ihm sogar geradezu entgegenarbeiten, wenn er gute Handlungen nur um ihrer guten Folgen, oder um der dadurch zu erlangenden Gegenstände sinnlicher Triebe und Begierden willen empfehlen, und ihre moralische Lauterkeit dadurch verunreinigen wollte. Denn in diesem Falle würde er das Wohlgefallen an guten Handlungen, und den Trieb darnach, als den einzigen zu diesem Zweck in der sinnlichen Natur vorhandenen Triebfedern, nicht nur umsonst zu wecken und zu bilden sich bemühen; sondern er würde auch den der Sittlichkeit stets entgegenwirkenden Hang nach der Befriedigung sinnlicher Begierden nur desto mehr verstärken; er würde nicht eine Neigung zu guten Handlungen, zur Tugend selbst, sondern lediglich zu dem dadurch zu hoffenden sinnlichen Genuss zuwege bringen, und das Interesse für jene, als Mittel, das er dadurch allenfalls erzeugte, würde dem für diesen jederzeit untergeordnet, und von demselben in hohem Grade überwogen werden.

Diese Materie ist eben so fein und verwickelt, als wichtig, und die täuschende Aehnlichkeit der hieher gehörigen Gegenstände ist so sehr gemacht, zur Verwechselung derselben zu verführen, dass es in der That der feinsten Werkzeuge des Scharfsinns bedarf, um

ihre

ihre unterscheidenden Merkmale genau von einander zu sondern, und sie in einem solchen untrüglichen Lichte darzustellen, dass Misverständnisse und Streitigkeiten, deren sich schon so viele hierüber erhoben haben, unmöglich werden.

Man kann sagen: Es ist doch immer ein sinnlicher, durch ein Gefühl der Lust erregter Trieb, wodurch wir Legalität bewirken, mag dieser Trieb auf einen Gegenstand gerichtet seyn, auf welchen, und von einem Gefühle geweckt werden, von welchem er wolle; und es ist doch immer Legalität, was wir bewirken, mögen wir die Mittel und Beweggründe dazu aus der moralischen Lauterkeit der Handlungen selbst, oder aus ihren, den Wünschen unsrer Sinnlichkeit entsprechenden Folgen hernehmen, es ist in jedem Falle blose Legalität, und in keinem von beyden reine Moralität.

Man sieht, dass dieser Einwurf viel täuschendes und verführerisches hat. Bey einer genaueren Untersuchung löst sich jedoch die Täuschung bald, und es wird klar, dass sich sowohl zwischen den Trieben, wodurch man Legalität zu bewirken sucht, als zwischen dieser selbst eine sehr bedeutende Verschiedenheit befindet, und dass diese in Hinsicht auf den eigentlichen Zweck der sittlichen Erziehung von sehr verschiedenen und grossen Folgen ist. Wenn der Erzieher die guten Folgen der Tugend zum Beweggrunde wählt, um seinen Zögling zur Legalität zu führen, so ist es nichts als irgend ein gemeiner sinnlicher Trieb, der dieser zur Triebfeder dient; wählt er aber die moralische Lauterkeit der sittlichen Handlungen, so ist es der unmittelbare Trieb nach diesen Handlungen selbst. Der Gegenstand von jenem ist ein sinnliches Gut, der Gegenstand von diesem ist die Tugend an und für sich selbst. Die durch den

lez-

leztern gewirkte Legalität ist gesezmäsige Handlungsweise zwar ebenfalls aus einem sinnlichen Triebe, aber aus einem sinnlichen Triebe nach sittlichen Handlungen selbst, um ihrer selbst, oder vielmehr um ihrer Uebereinstimmung mit dem Sittengeseze willen, — aus einem sittlich-sinnlichen Triebe, — die durch den erstern gewirkte Legalität hingegen ist gesezmäsige Handlungsweise aus einem sinnlichen Triebe nach einem Gegenstande der Begierden vermittelst sittlicher Handlungen, und nicht um dieser willen, — aus einem sinnlich-sinnlichen Triebe, wenn es vergönnt ist, der Unterscheidung wegen diese Ausdrücke zu gebrauchen —. Iene erzeugt ein lebhaftes Wohlgefallen an der Tugend selbst, als solcher; diese nur an den daraus entspringenden Gegenständen der Begierden. In jenem Falle will man die Tugend um des Vergnügens willen, das unmittelbar aus ihr selbst entspringt, in diesem um des Vergnügens willen, das die durch tugendhafte Handlungen zu erlangenden Gegenstände der Begierden gewähren. Man strebt also im erstern blos und allein und jederzeit nach der Tugend selbst; im leztern nur nach sinnlichen Gütern, und wird natürlich die Tugend übergehen, so oft man ohne sie zu jenen Gütern gelangen kann.

Die fernern Folgen von diesen beyden Arten der Legalität für den eigentlichen Zweck der sittlichen Erziehung sind leicht zu übersehen. Derjenige, welcher ein sehr erhöhtes und lebhaftes Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Handlungen mit dem Sittengeseze selbst, ohne alle Hinsicht auf sinnliche Vortheile, und einen sehr thätigen und verstärkten Trieb darnach empfindet, und also schon vermittelst der Sinnlichkeit selbst geneigt ist, die Tugend um ihrer selbst willen zu wollen, wird sich natürlich

ohne

ohne Schwierigkeit entschliessen, auch ohne diesen sinnlichen Antrieb, aus freyer unbedingter Willkühr, und ohne alle Rücksicht auf Vortheil, sich den Vorschriften der praktischen Vernunft gemäs zu bestimmen, oder rein moralisch zu handeln, — er wird um so fähiger seyn, aus Freyheit zu thun, wozu er schon vermöge einer sinnlichen Triebfeder so viele Neigung hat; der aber, welcher gewohnt ist, die Tugend nicht anders, als um des aus den Folgen derselben entspringenden Genusses willen auszuüben, wird es augenscheinlich ausserordentlich finden, auf alles das, wornach zu streben bisher jede Triebfeder seines Herzens in Bewegung gesezt wurde, Verzicht zu thun, und die Tugènd aus Freyheit nun blos um ihrer selbst willen zu wollen, - und eben das, was ihn zur reinen Moralität führen und dazu vorbereiten sollte, seine Legalität, wird folglich gerade das grösste Hindernis derselben werden.

Der Trieb nach Sittlichkeit ist gleichsam der Mittler zwischen Gott und Menschen in uns, zwischen der blosen Sinnlichkeit und zwischen der von allen sinnlichen Bedingungen geläuterten, nur aus unbedingter Freyheit möglichen reinen Moralität. Ohne dass der Erzieher sich an diesen wendet, und ihn auf die gezeigte einzig mögliche Art zu kultiviren sucht, wird er sich umsonst bemühen, einen festen empirisch-sittlichen Charakter, der dem intellektuellen gleichsam zur Grundlage und zur Stüze dient, in seinem Zöglinge zu gründen.

Es giebt hier keinen Mittelweg, und Beweggründe der Glückseligkeit mit Beweggründen der reinen Sittlichkeit zu verbinden, um, wie Manche meynen, dadurch desto sicherer das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ist, zum mindesten, ein sehr vergebliches Bemühen. Denn entweder werden es die Beweg-

weggründe der Sittlichkeit selbst seyn, warum der Zögling sich zu sittlichen Handlungen bestimmt, und dann sind die der Glückseligkeit überflüssig; oder die leztern werden von ihm als Bestimmungsgründe aufgenommen werden, dann schliessen diese jene aus. Beyde sind von so verschiedenartiger Natur, dass sie einander jederzeit nothwendig ausschliessen müssen, und es ist widersprechend, zwey einander ausschliessende Ursachen zur Hervorbringung einer gemeinschaftlichen Wirkung vereinigen zu wollen. Wenn ich meinem Zöglinge sage: Du musst die Tugend ausüben sowohl um ihrer selbst, als auch um Deiner Glückseligkeit willen, so heist ja das nichts anders, als: Du musst deine Pflicht thun um derselben, und auch nicht um derselben willen, um sie zu thun, und auch nicht um sie zu thun, und ist folglich ein offenbarer Widerspruch. Was soll nun der junge Mensch beginnen? Will er die Tugend ausüben um ihrer selbst willen, so kann er es unmöglich um seiner Glückseligkeit willen; und will er das leztere, so wird ihm das erstere unmöglich. Da es also durchaus nicht angeht, die eine Art von Beweggründen zu Triebfedern seiner Handlungen aufzunehmen, ohne die andere auszuschliessen: so ist klar genug, wie widersinnisch und zweckwidrig eine solche Vereinigung sey. Es ist unmöglich, zweyen so sehr verschiedenen Herren zu dienen; man muss jederzeit den einen verlassen, um dem andern anzuhangen.

Die Erziehung zur Sittlichkeit schliest jedoch die Erziehung zur Glückseligkeit keinesweges aus, und so sehr der Erzieher es sich zur Angelegenheit zu machen hat, in dem, was die Pflicht betrifft, sich blos an die Aussprüche der praktischen Vernunft zu halten, nur diese und durchaus keine Maxime der Glückseligkeit als Beweggrund zur Tugend vor-

zu-

zustellen und anzuempfehlen, um einen reinen Sinn und Trieb für dieselbe in dem ihm vertrauten Pflegling zu erwecken, und ihn zur wahren Sittlichkeit zu leiten — so wenig ist ihm doch benommen, auch die Herzens-Angelegenheit seines Zöglings, dessen Glückseligkeit nehmlich, zu besorgen, so wenig, dass dieses sogar einen Theil seiner Obliegenheiten ausmacht. Beyde Zweige der Erziehung können sehr wohl neben einander bestehen, und es kömmt nur alles darauf an, die Grenzen zwischen beyden genau und richtig abzustecken. Gewisse Handlungen sollen wir, gewisse Handlungen dürfen wir wollen. Iene gehören in das Gebiet der Sittlichkeit, diese in das Gebiet der Glückseligkeit. Für die erstern gilt oder entscheidet nur der Ausspruch der Vernunft, für die leztern entscheidet die Stimme des Herzens — wiewohl durch Klugheit geleitet —. In Ansehung der einen darf der Erzieher keinen Beweggrund geben, als den: Es ist Gebot der Vernunft; in Ansehung der andern dient ihm zum Leitungsprincip, und dem Zöglinge zum Bestimmungsgrunde die Regel: Ein dem Umfange und der Dauer nach grösseres, ein eine überwiegende Summe angenehmer Empfindungen wirkendes Gut, einem ihm darin nachstehenden, und umgekehrt, ein in jeder Rücksicht geringeres Uebel einem in jeder Rücksicht grösseren vorzuziehen. Was durch die praktische Vernunft geboten ist, und zur Sittlichkeit gehört, erkennt keine fremde Autorität, leidet keine Einschränkung, ist absolut giltig; was das Herz, was Triebe und Begierden fordern, was zur Glückseligkeit gehört, erkennt die Autorität der Vernunft, ist nur bedingt giltig, so fern es nehmlich einer Regel der praktischen Vernunft nicht widerstreitet — ein Umstand,

den

den der Erzieher durchaus nicht aus dem Auge lassen darf.

Mancherley Begierden und Leidenschaften widerstreben dem einen, wie dem andern dieser Zwecke der Erziehung. Der Erzieher muss sie leiten oder beschränken, je nachdem es die Umstände erfordern. Um die der Sittlichkeit widerstrebenden zurückzuweisen, hat er nichts entgegenzusezen, als eine verbietende Regel der Vernunft, oder, wo es nöthig ist, eine durch die Vernunft autorisirte physische oder psychologische Gewalt, Strafe genannt; um die der Glückseligkeit widerstreitenden zu entkräften, hat er vorzüglich auf die daraus entspringenden üblen Folgen auf das deutlichste, lebhafteste und nachdrücklichste aufmerksam zu machen, wobey jedoch, um auch ihnen ein hinreichendes Gegengewicht zu geben, nach Befinden auch absichtlich zu erregende unangenehme Empfindungen, unter dem Insiegel der Klugheit, nicht ausgeschlossen sind. Unermüdete Aufmerksamkeit und sorgfältige Gewöhnung sind in dieser Angelegenheit unstreitig die wirksamsten Mittel.

Alles, was in Betreff der bisher erörterten Angelegenheit für den Erzieher gilt, das gilt, mit einigen Abänderungen, auch für den Volkslehrer. Beyde Zwecke sind gleich, und nur die Objekte ihrer Bemühungen sind, und zwar blos dem Alter und den damit verknüpften Umständen nach, verschieden. Sie haben sich also auch beyde, um ihre Zwecke, Sittlichkeit und Glückseligkeit, in ihren Zöglingen, oder in ihren Zuhörern zu erreichen, im Wesentlichen nach einerley Regeln zu richten; und sie verfehlen beyde ihr Ziel, wenn sie dieselben vernachlässigen.

Doch es ist Zeit, dass ich meinen Bemerkungen ein Ziel seze, um nicht, statt einer blosen beyläufigen Anmerkung über sittliche Erziehung, gar eine

Theorie derselben zu schreiben. Nur folgende Bemerkung sey mir noch hinzuzufügen vergönnt.

Aus Unkunde der menschlichen Natur, aus bedaurenswürdiger Unwissenheit in Sachen der wahren Sittlichkeit und der ächten Kultur des Menschen, und aus andern Ursachen mehr, hat man von jeher allerley phantastische und abentheuerliche Lehren und Mährchen ersonnen, um — die Menschen zur Ausübung der Tugend zu bewegen. Man erträumte sich einen — tief im Bauche der Erde, oder, der Himmel weis, wo? befindlichen — Ort, der alles vereinigen soll, was, wie ein roher brausender Wein seinen Unrath, eine rohe, von Fieberzuckungen erhizte Phantasie nur Schaudervolles und Gefühlempörendes ausstossen kann — einen Ort von ewiger Nacht bedeckt *), von einem Fluss voll Schlamm und reissenden Strudeln **), oder zum Theil von feurigen Fluthen umgeben ***); diesseit der Kummer und die Sorgen, die verzehrenden Krankheiten, das traurige Alter, die Zaghaftigkeit, der Hunger, die schimpfende Armuth, die Mühe, der Tod, der mörderische Krieg, die wüthende Zwietracht mit ihrem Schlangenhaar von blutiger Binde umwunden, die Lernische Schlange schrecklich zischend, die Flammenbewaffnete Chimära, die Schlangenhaarigen Gorgonen, die scheuslichen Harpyen, und unzählige andre Unholde mehr; jenseit ein dreyköpfiges Ungeheuer, von dessen furchtbarem Bellen rings umher die öde Nacht ertönt, ****) ewiges Wimmern

*) — *loca nocte silentia late.*

**) *Turbidus hic coeno, vastaque voragine gurges*
Aestuat, atque omnem Cocyto eructat arenam.

***) — *rapidus Flammis ambit torrentibus amnis*
Tartareus Phlegeton, torquetque sonantia saxa. —

****) *Cerberus haec ingens latratu regna trifauci*
Personat, adverso recubans immanis in antro.

mern und Wehklagen, unzählige Iammergestalten, Schlangenumwundene Furien, die unaufhörlich die Verdammten geisseln, im unüberwindlichen Palast des Richters der Unterwelt, bewacht von einer funfzigköpfigen Hyder, u. s. w., überall nichts, als Finsterniss, Qualen, und Elend; — oder einen Ort, wo Pech und Schwefel, und allerley brennbare Stoffe ein ewiges Feuer unterhalten, wo ewige Qualen den Verdammten erwarten, bevölkert von höllischen Geistern, die von unerlöschlichen Begierden brennen, einander mit unausdenklichen Martern zu foltern, und an ihrer Spize ein moralisches Ungeheuer, das an Bosheit alles übertrifft, was die ausschweifendste Phantasie nur immer Böses ersinnen kann.

Durch solche empörende Bilder, verbunden mit dem, was Schicksal und Natur selbst Schaudervolles und Gefühlzermalmendes darstellen, mit Pest, Seuchen, Erdbeben, Feuer- und Wassers-Noth, als Strafgerichte Gottes vorgestellt — durch alles dieses suchte man, und thut es nicht selten auch noch, den von so vielen Schreckensbildern betäubten Sünder von seinen Vergehungen zurückzuschrecken. Dagegen mahlte man den Himmel, Elysium, Paradies, oder wie es sonst noch Nahmen hat, mit einem Wort, den künftigen Aufenthalt der Guten und Edlen, oder auch — der irregeleiteten Einfalt, mit den reizendsten Farben, um die nach Sinnengenuss so begierigen Menschen nach diesem Himmel lüstern zu machen, und sie, als auf den sichern Weg dazu, zur Tugend zu führen. Vor allen thut sich hierin der mohamedanische Himmel hervor: Ströme von Nektar, ewige Iugend und Kraft, Hourris von unvergänglicher Iugend und Schönheit, kurz alles, was die üppigste Phantasie eines weichlichen Morgenländers nur fesseln kann, erwartet dort

 den

den seinem Propheten und dessen Gesezen getreuen Muselmann.

Nun aber schreyt oder seufzet man, dass die hochmüthige Vernunft in ihrem verdammlichen Frevel all diese herrlichen Tugendmittel zu zerstören beginnt, indem sie dieselben — *o tempora! o mores!* — für leere Phantome erklärt, und die Menschen, ohne Rücksicht auf Himmel und Hölle, durch die blose Tugend selbst zur Tugend führen will. Allein, meine Herren, nur ruhig! Die Tugend ist hierbey im mindesten nicht gefährdet, und alles, was in dieser Sache den Kürzern ziehen kann, ist weiter nichts, als der Fanatismus, der Eigennuz, und das Laster selbst, das bey solchem Glauben in sichern Mauern sein Unwesen treibt. Da es unmöglich ist, dass ausser dem sittlichen Gefühl irgend ein Sinnenguss als Triebfeder zur wahren Tugend wirke: so mögen jene Hirngeburten, der Tugend unbeschadet, immerhin zurücksinken in ihr wohlverdientes Nichts; und da es nur die reine Tugend selber ist, die in dem Menschen den ächten Trieb nach ihr bewirken kann: so mag der Glaube an jene Arten von Himmel und Hölle, die durch nichts in der Vernunft gerechtfertigt werden können, immerhin seiner gerechten Vernichtung Preis gegeben werden.

Wie in aller Welt kann man auch wähnen, die heilige Flamme der Tugend in dem Herzen eines Menschen zu entzünden, der blos dadurch von Verbrechen zurückgehalten wird, weil er zittert vor den Gluthen unauslöschlicher Flammen, vor dem immerwährenden Nagen eines unvergänglichen Wurms, und vor der erfinderischen Pein unendlich ausgearteter höllischer Geister; oder der blos darum die irdischen Gegenstände seiner sinnlichen Begierden fahren lässt, um sie gegen einen weit überwiegenden Genuss im

Him-

Himmel zu vertauschen? Wird er in dem einen Falle die Tugend nicht, anstatt sie lieb zu gewinnen und als den höchsten Gegenstand seiner Achtung zu verehren, als einen gefährlichen furchtbaren Gegenstand fürchten lernen, dessen Verlezung ihm ewige Qualen bereitet; und wird er sie nicht in dem andern blos als einen lockenden Köder ergreifen, der ihm nur dazu dient, die unbegrenzten Wünsche seiner Begierden dereinst befriedigt zu sehn? Werdet ihr also, anstatt den Menschen zur Tugend zu leiten, nicht vielmehr den reinen Sinn für dieselbe nur verkehren, oder, wenn's möglich wäre, ganz und gar vernichten? Verfeinert auch eure Begriffe von Himmel und Hölle, so viel ihr immer wollt, sie werden, wofern ihr sie als Mittel zur Tugend gebrauchet, ewig nur dazu dienen, die Tugend zu hindern.

Dass man, um den in so grosse Furcht gejagten Menschen, der, vorzüglich bey einer solchen Leitung, sich doch nie von mancherley Vergehungen frey fühlen kann, wegen der zukünftigen Schrecknisse wieder zu beruhigen, allerley Mittel ersann — als da sind: Glauben an das unverschuldete Leiden und Verdienst eines Dritten, Freygebigkeit gegen Geistliche, Kirchen und Klöster, bezahlte Büsungen und dergleichen mehr — um ihm, auch ohne die so schwierige Ausübung der Tugend, mit aller Gemächlichkeit zu den so sehnlich gewünschten himmlischen Freuden zu verhelfen, und von den Qualen der Hölle zu befreyen; dass man erst das arme geängstete Gewissen mit dem Hammer des Gesezes unbarmherzig in die Enge treibt, und hinterher die geschlagenen Wunden mit dem lindernden Balsam des blutenden Lammes wieder zu heilen sucht, und auf diese Weise die ohnehin so zweckwidrigen Beweggründe zur Tugend noch obendrein

wieder selbst entkräftet — das will ich nicht einmal erwähnen. Uebereinstimmung ist nur in der Wahrheit, Widerspruch ist immer im Gefolge des Fanatismus und der Unwissenheit.

Lasst also immer den Eis-Palast des Trugs, des Irrwahns und des Vorurtheils vor den erwärmenden Strahlen der philosophirenden Vernunft zusammenschmelzen! Die ächte Sittlichkeit läuft dabey keine Gefahr. Sie steigt nur mit befreyter Kraft und in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Schönheit aus den Ruinen empor. Das Wohlgefallen an der Tugend ist unvergänglich, und der Trieb zur Sittlichkeit ist so stark, dass, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, selbst der widersinnigste und arglistigste Fanatismus ihn nicht ganz zu erdrücken vermag. Das besonders etwas plözliche Zusammenstürzen des alten Truggebäudes kann zwar, je nachdem die Umstände sind, den Strom der Leidenschaften eine Zeit lang über seine Ufer treiben, und einige Verwüstung anrichten; aber nicht lange, so kehrt er wieder in sein natürliches Bette zurück, und lässt der ächten Weisheit freyes Spiel, um ihr wohlthätiges und nun mit raschen Schritten forteilendes Geschäft an den Herzen der Menschen zu beginnen.

An das sittliche Gefühl und den dadurch erregten Trieb nach Sittlichkeit knüpft sich ein anderes Gefühl und ein andrer durch dasselbe geweckter Trieb, welche beyde der Natur gleichfalls zu wichtigen und unmittelbaren Triebfedern in der Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit dienen. Ienes Gefühl ist die Reue. Diese ist überhaupt ein von Unlust begleiteter Gemüthszustand, welcher durch das Bewusstseyn selbstbegangener zweck- oder regelwidriger Handlungen entsteht. Alle unsre Zwecke sind entweder

Zwecke der Glückseligkeit, oder Zwecke der Klugheit — im weitesten Sinn —, oder Zwecke der praktischen Vernunft, d. i. wir wollen jederzeit etwas entweder darum, weil es angenehme Empfindungen gewährt, oder darum, weil die praktische Vernunft es gebietet.

Die einzigen unmittelbaren, oder die obersten Vermögen zu Handlungen sind — das obere und niedere Begehrungsvermögen. Dieses wird lediglich durch Gefühle, jenes, wenn's recht ist, lediglich durch Regeln der praktischen Vernunft bestimmt, sofern nehmlich Handlungen durch diese entweder geboten, oder doch frey gelassen sind. Ich sage mit Fleis — der praktischen Vernunft. Denn die theoretische Vernunft kann zwar auch allerley Regeln zu Handlungen geben, indem sie lehrt, welche zu gewissen Zwecken tauglich oder untauglich sind; allein diese Regeln finden ihre bewegende Kraft blos in den Gefühlen: die praktische hingegen muss durch sich selbst bestimmend seyn. Dies giebt einen höchst wesentlichen Unterschied zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft. Es ist freylich immer nur eine und dieselbe Vernunft, welche die Regeln der Sittlichkeit und die Maximen der Klugheit giebt. Aber diese beyden Funktionen derselben sind so sehr verschieden, dass sie zur Unterscheidung durchaus besonderer Nahmen bedürfen. In Ansehung der erstern zeigt sie die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Handlungen an und für sich selbst; in Ansehung der leztern hingegen zeigt sie nur die Tauglichkeit derselben zu einem gegebenen beliebigen Zwecke. In jenem Falle haben ihre Aussprüche unbedingte Nothwendigkeit, in diesem hängt ihre bestimmende Kraft nur von Gefühlen ab. Dass man diesen grossen Unterschied übersah, das hat selbst den vortrefflichen

Garve verleitet, an der kantischen Distinktion zwischen theoretischer und praktischer Vernunft einen Anstos zu nehmen. *)

Uebrigens erhellet, dass, weil es nur zwey unmittelbar bestimmende Vermögen zu Handlungen, und nur zweyerley Arten von Bestimmungsgründen derselben giebt, Gefühle nehmlich und Regeln der praktischen Vernunft, in jedem Falle auch nur zweyerley Arten von Zwecken möglich sind — Bewirkung angenehmer Gefühle, die die Klugheit besorgt, Zwecke der Glückseligkeit, und Vollziehung der Sittengeseze, die die praktische Vernunft vorschreibt, Zwecke der Sittlichkeit. Wenn die Kausalität der praktischen Vernunft cessirt, so cessiren auch die reinsittlichen Zwecke; es verbleiben dann nur die Gefühle als Kausalität der Handlungen, die zunächst das untere, und durch dieses auch das obere Begehrungsvermögen zur Thätigkeit, zu Handlungen reizen, und diese hören gänzlich auf, und mit ihnen zugleich alle Zwecke, sobald auch die Gefühle verstummen.

Der allgemeine Zweck der Klugheit also ist Gewinnung angenehmer Gefühle, der allgemeine Zweck der Sittlichkeit ist Vollziehung des Sittengesezes. Alle zweckwidrige Handlungen verstossen entweder gegen die eine, oder gegen die andre; in beyden Fällen aber haben sie die Reue zur Folge. Wenn wir uns zu einer Handlung entschliessen, um dadurch angenehme Empfindungen zu erhalten, und hinterher finden, dass sie gerade das Gegentheil bewirkt, oder doch dass die dadurch erlangte Summe angenehmer Gefühle eine bey weitem grössere verhindert: so entsteht — indem dadurch dem Streben nach Gefühlen der Lust, das vermöge

*) S. dessen Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre u. s. w. S. 223 fg.

möge seiner Natur allemal die grössere Summe der geringern vorzieht, weil diese immer eine Verminderung, einen Mangel von Lust, wornach doch jenes strebt, mit sich führt, entgegengewirkt wird, — so entsteht, sage ich, nothwendig ein Widerstreit mit dem positiven Zustande des Gemüths, das ist, ein unangenehmes Gefühl, Verdruss, Reue genannt.

Eben dieses geschieht auch, wenn wir eine einer Vorschrift des Sittengesezes widerstreitende Handlung begehen, welches diejenige Reue ist, von welcher wir hier eigentlich reden. Folgende Erörterung wird die Allgemeinheit derselben, folglich auch ihren Charakter als einer ursprünglichen Anlage der Menschennatur erweislich machen, und damit zugleich alle Zweifel lösen, die sich bey dem einen oder bey dem andern meiner Leser dagegen erheben könnten. Denn man kann mir den Einwurf machen: „Es giebt doch Menschen, die mancherley, ja jede Art von Verbrechen begehen, wozu sie nur Veranlassung finden, ohne dass bey ihnen durch das Bewusstseyn derselben das geringste unangenehme Gefühl entsteht, ja die einen jeden verlachen, welcher sich oder ihnen wegen einer solchen Handlungsweise einen Vorwurf macht; es hat sogar ganze Nationen gegeben, und giebt ihrer noch, die sich Raub und andre Verbrechen zur grössten Ehre anrechnen. Wenn sich also Menschen finden, denen das Bewusstseyn begangener Unthaten sogar sehr angenehme Empfindungen erweckt, wie will denn die Behauptung bestehen, dass die — moralische — Reue ein allen Menschen gemeines ursprüngliches Gefühl der Menschennatur sey?“ Ich bin weit entfernt, jenes Faktum zu leugnen; aber es entkräftet die Wahrheit meiner Behauptung nicht. Das Wohlgefallen an guten, und das Misfallen an bösen Handlungen, mit einem Worte, das sittliche Gefühl äussert sich, eben so wie die Reue,

 gleich-

gleichfalls nicht bey allen Menschen, wenigstens nicht zu jeder Zeit, und nicht in allen Fällen, und doch ist es, wie wir gesehen haben, eine allgemeine ursprüngliche Anlage der menschlichen Natur. Wenn von allgemeinen Anlagen und Beschaffenheiten des Menschen die Rede ist, so muss man nicht auf Ausartungen und durch mancherley Umstände mögliche Abweichungen, sondern lediglich auf die ursprüngliche Einrichtung seiner Natur sein Augenmerk richten. Es können in jeder Gattung von Wesen ursprüngliche, d. i. ihnen vermöge ihrer besondern Natur eigene Anlagen liegen, die, durch allerley Umstände verhindert, bey manchen Individuen nicht zur Wirksamkeit gelangen. Hören sie aber darum auf, ursprüngliche Anlagen zu seyn? Und darf man irgend einem Wesen eine Kraft, oder eine Anlage absprechen, die von Natur in ihm liegt, aber nur durch andere überwiegende Kräfte beständig unterdrückt wird? Diese Anmerkung bitte ich nicht zu übersehen, weil sie sowohl bey dem hier abzuhandelnden, als bey allen übrigen in diesem Werke zu erörternden natürlichen Trieben des Menschen sehr nöthig ist, um Misverständnisse und unnüze Einwürfe zu verhüten.

Da die Reue dasjenige unangenehme Gefühl ist, welches durch das Bewusstseyn einer begangenen zweck- oder regelwidrigen Handlung entsteht: so fällt in die Augen, dass es nur auf den Fall Statt finden kann, wenn der durch die Handlung verlezte Zweck Statt gefunden, oder die dabey hintangesezte Regel, sey es auch nur durch ein dunkles Bewusstseyn, als giltig anerkannt wird. Sehen wir nun auf die ursprüngliche Beschaffenheit der menschlichen Natur, so hat sich bereits aus dem oben in dieser Rücksicht Gesagten zu Tage gelegt, dass die Vernunft nothwendiger Weise gewisse Handlungen schlechthin für nothwendig und möglich, und andere

schleht-

schlechthin für — moralisch — unmöglich erklärt; dass durch die Wahrnehmung der leztern ein Widerstreit mit der Vernunft — ein Verdrängenwollen dessen, was doch als nothwendig Statt zu findend in uns gesezt ist, — folglich ein Gefühl des Misfallens, und durch die Wahrnehmung der erstern ein Einklang mit der Vernunft — ein Geltenlassen, ein Folgeleisten dessen, was als nothwendig geltend in uns gesezt ist —, folglich ein Gefühl des Wohlgefallens, und, weil alle unsere Gefühle das Begehrungsvermögen entweder zur Verschaffung oder zur Entfernung derselben afficiren, ein Streben, ein Trieb nach solchen Gefühlen des Wohlgefallens, und also auch nach den dieselben bewirkenden sittlichen Handlungen entsteht. Hier haben wir also, kraft der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Natur, nicht allein ein nothwendiges Anerkennen der Regeln der praktischen Vernunft, sondern auch sogar durch einen sinnlichen Trieb selbst verursachte Zwecke der Sittlichkeit. Wo nun ein solches Anerkennen sittlicher Regeln, und solche sittliche Zwecke Statt finden, da muss nothwendig durch jede denselben widerstreitende Handlung, die wir begehen, ein Widerstreit mit etwas durch uns selbst — durch die praktische Vernunft — in uns als nothwendig Geseztem, und mit unserm eigenen Wollen, folglich eine Misbilligung, eine Unzufriedenheit mit uns selbst, kurz Reue, und dadurch ein Wunsch, es nicht gethan zu haben, entstehen. Dieses unangenehme Gefühl muss aber desto stärker seyn, je lebhafter und deutlicher das Bewusstseyn sittlicher Regeln, folglich dessen, was recht und unrecht überhaupt, und des begangenen Unrechts insbesondere, und je stärker sonst unser Trieb nach sittlichen Handlungen ist; und je mehr, je sorgfältiger und richtiger bey einem Menschen die praktische Vernunft, das sittliche Gefühl, und der Trieb nach Sittlichkeit ausgebildet, und in je

leb-

lebhaftere Thätigkeit dieselben dadurch gesezt worden, um so lebhafter und wirksamer muss auch das Gefühl der Reue bey ihm seyn. In seiner grössten Thätigkeit aber muss es sich bey demjenigen äussern, der das Sittengesez bereits zum höchsten ausschliessenden Bestimmungsgrunde seines Willens erhoben hat. Denn bey ihm findet, was einer solchen Gesinnung schon vorausgehen muss, nicht allein die deutlichste Erkenntniss der sittlichen Vorschriften, mithin von Recht und Unrecht, Gut und Böse, sondern auch die vollkommenste Anerkennung und höchste Achtung des Sittengesezes als höchster, unverlezbarer, heiliger Richtschnur der Handlungen, und ein steter ernstlicher Vorsaz, nicht blos auf Anregung eines sinnlichen Triebes, sondern vielmehr öfters im Widerspruche und auf Kosten aller sinnlichen Begierden aus bloser unbedingter Willkühr dieser Richtschnur um ihrer selbst willen gemäs zu handeln, Statt. Jede unsittliche Handlung, deren er sich schuldig macht, streitet also gegen sein bestes Wissen, gegen ein von ihm selbst als ausschliessend und absolut giltig anerkanntes Gesez, und gegen seinen ernstlichen Vorsaz, es nie zu übertreten, beleidigt auf das empfindlichste seine tiefe Ehrfurcht gegen dasselbe, und reisst ihn mit einemmale von dem höchsten Gipfel alles Achtungswürdigen in den Staub verkehrter Sinnlichkeit herab. Er, der die reinen durch das Vernunftgesez gegebenen Regeln der Handlungen vernünftiger Wesen so deutlich erkennt; er, der die alles übertreffende Erhabenheit dieses Gesezes, die heilige Bestimmung und hohe Würde seiner menschlichen Natur so lebhaft empfindet, der mit so vieler Selbstverleugnung, mit so vieler Anstrengung und Aufopferung sinnlicher Triebe und Begierden sich dem Willen dieses Gesezes so ganz ergab, und schon gleichsam nur den Aether reiner Menschlichkeit zu athmen schien, — der

sieht

sieht sich nun durch sich selbst aus dieser erhabenen so schwer errungenen Region auf einen Schlag herabgeschleudert. Kann eine solche Handlung also wohl von ihm begangen werden, ohne den empfindlichsten Verdruss, ohne die tiefste Reue in ihm zurück zu lassen?

So wie aber die Wirksamkeit des Gefühls der Reue mit jeder aufwärts steigenden Stufe der sittlichen Kultur zunimmt, so vermindert sie sich auch mit jeder zur sittlichen oder vielmehr unsittlichen Rohheit abwärts steigenden, immer aus gleichen Ursachen; und es lässt sich eine Stufe denken, wo gar keine Aeusserung derselben angetroffen wird. Sie ist das Produkt des im Menschen zur Sprache gekommenen Sittengesezes, und der dadurch afficirten Sinnlichkeit. Wo jenes noch unentwickelt in seinem Keime schlummert, und diese die Wirkungen desselben noch nicht empfunden hat, da ist auch noch keine Aeusserung des Reuegefühls gedenkbar. Je nachdem aber der Mensch seine Pflichten mehr oder weniger deutlich und richtig erkennt, je nachdem sein Gefühl für Sittlichkeit und sein Trieb nach sittlichen Handlungen mehr oder weniger gebildet, und je nachdem die Pflicht mehr oder weniger Zweck seiner Handlungen geworden ist, je nachdem wird auch das Gefühl der Reue bey ihm mehr oder weniger thätig und lebhaft, mehr oder weniger fein und richtig seyn.

Es kann also gar nichts gegen die Allgemeinheit des Gefühls der Reue, als einer, nicht eben unter allen Umständen und auf jeder Stufe der Kultur thätigen, aber doch ursprünglichen Anlage der menschlichen Natur beweisen, wenn es sich bey manchen Menschen schwächer, als bey andern, bey manchen — im Fall Vorurtheil und Irrthümer das reine Urtheil ihrer Vernunft über sittliche Handlungen verfälschen, welches, wie wir gesehen haben, nicht selten auch

das

das sittliche Gefühl verkehrt, — auf eine verkehrte Weise, und bey manchen endlich gar nicht äussert, so wenig, als es etwas gegen die Allgemeinheit der praktischen Vernunft, oder irgend einer andern natürlichen Anlage des Menschen beweiset, weil sie unter gewissen Umständen, in gewissen Lebensaltern, und auf einer gewissen Stufe der Kultur wenig oder gar nicht thätig ist. Die Allgemeinheit des Gefühls der Reue ist, als eines auf das zur Sprache gekommene ursprünglich in uns befindliche Sittengesez, und auf die ebenfalls ursprüngliche Wirkungsart der durch dasselbe afficirten Sinnlichkeit gegründeten Gefühls, *a priori* gewiss, und kann aus bloser Erfahrung, so fern sie eine Sammlung von hieher gehörigen einzelnen Thatsachen bedeutet, weder erwiesen, noch widerlegt werden.

Indess documentirt doch in der That auch leztere die nur *a priori* feststehende Allgemeinheit des Reuegefühls. *) Denn da es wirklich nicht leicht einen in jeder

*) Um Misverständnisse zu verhüten, die, aus Mangel an erforderlicher Einsicht, durch viele Ausdrücke und Begriffe der neuen Philosophie so leicht und so häufig entstehen, und zu so vielen ungereimten Räsonnements und Einwürfen, so wie zu so mancherley übelangebrachten Wizeleyen und Spöttereyen, die zu nichts dienen, als ihre eigenen Urheber lächerlich zu machen, Veranlassung geben: finde ich es nöthig, über den hier gebrauchten Ausdruck, *a priori*, folgende Erklärung zu geben. Der Ausdruck, *a priori*, kann in zwiefacher Bedeutung genommen werden. Einmal bedeutet er ein Urtheil, eine Erkenntniss, die schlechthin für sich gewiss ist, deren wir uns nur bewusst werden dürfen, um ihr absolute Giltigkeit beyzumessen, ohne irgend ein Bedürfniss, ohne irgend eine Rücksicht auf Erfahrung, kurz bey welcher die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte unbedingte Nothwendigkeit enthält. Dergleichen sind alle Säze der reinen Mathe-

jeder Rücksicht noch so vernachlässigten Menschen, noch eine auf einer noch so niedrigen Stufe der Kultur

Mathematik und Physik, und dergleichen ist unter andern auch der Saz des Widerspruchs, welcher den Grundstein des ganzen wolfischen Systems abgiebt. Ich sehe nicht, mit welchem Ausdrucke man solche Erkenntnisse, um ihren Charakter im Verhältniss zu allen übrigen, und diejenige Eigenthümlichkeit derselben, vermöge welcher sie zu ihrer Giltigkeit und Gewissheit durchaus nicht allein keiner Erfahrung bedürfen, sondern dieser sogar als Bedingung ihrer Möglichkeit schon zum Grunde liegen, vor ihr vorausgehen müssen, bemerkbar zu machen, schicklicher, kürzer und bestimmter bezeichnen könnte, als mit dem Ausdrucke, *a priori*, der ohnehin in der Philosophie schon längst gebräuchlich war. Man könnte solche Erkenntnisse, Säze, Begriffe, zu Deutsch also wohl ursprüngliche, voraus gewisse, vorhergehende, aber nicht, wie ein gewisser deutscher Schriftsteller spottend gethan hat, Begriffe von vorn nennen; eine Wizeley, die wenigstens seinem Wize sehr wenig zur Ehre gereicht. Das Wort vorn bezeichnet ein Verhältniss im Raum; Begriffe aber nehmen meines Wissens keinen Raum ein. Hätte daher der Mann seinen Ausdruck der wahren Natur der Dinge — und Wahrheit, denke ich, muss auch dem ächten Wize zum Grunde liegen, gemäs gewählt, so würde der kantische Ausdruck zu deutsch nicht allein seine ganze Lächerlichkeit verlohren, sondern unvermuthet auch sehr treffend, und zur Ehre der kritischen Philosophie ausgefallen seyn. — Uebrigens begreife ich nicht, wie man den wahren Sinn, welchen Kant mit dem von ihm häufig gebrauchten Ausdruck, *a priori*, verbindet, so vielfältig hat verfehlen können; und doch ist in der That das Misverstehen dieses einzigen Ausdrucks schon allein eine sehr reichhaltige Quelle von Misverständnissen und Absurditäten geworden. — Herr Prof. Kant pflegt jene angeführten Arten von Urtheilen, welche durch sich selbst gewiss sind, auch rein, oder, damit nicht irgend ein Wizling diesen Ausdruck wieder durch ein entgegengeseztes unrein *a priori* parodirt, schlechterdings *a priori* zu nennen, aus dem sehr guten Grunde,

tur stehende Nation giebt, bey welcher die praktische Vernunft ihr Daseyn ganz und gar nicht äusserte; da sich

Grunde, um sie von gewissen andern Urtheilen zu unterscheiden, die man **zweytens** gleichfalls durch den Ausdruck, *a priori*, charakterisirt, die aber nicht wie jene eine unbedingte, sondern nur eine bedingte Nothwendigkeit enthalten. Dergleichen sind alle Urtheile, die aus allgemeinen Begriffen fliessen, welche leztern aber selbst wieder aus der Erfahrung abgezogen, und also nicht rein, sondern empirisch sind. „So sagt man, um hierzu ein Beyspiel aus der kantischen Vernunft-Kritik selbst anzuführen, s. Einl. p. 2., von Jemand, der das Fundament seines Hauses untergrub, er konnte es *a priori* wissen, dass es einfallen würde, d. i. er durfte nicht auf die Erfahrung, dass es wirklich einfiel, warten. Allein gänzlich *a priori* konnte er dieses doch auch nicht wissen. Denn dass die Körper schwer sind, und daher, wenn ihnen die Stüze entzogen wird, fallen, musste ihm doch zuvor durch Erfahrung bekannt werden.“ In dem leztern Sinne ist der Ausdruck *a priori* auch in unserm Texte von der Giltigkeit des Gefühls der Reue genommen; und man würde sehr Unrecht haben, mich zu tadeln, oder wohl gar sich darüber lustig zu machen, dass ich einen Saz, der nur aus Erfahrung entspringen kann, *a priori* dargethan zu haben behaupte. Der Saz: dass die Reue ein allgemeines Gefühl der Menschennatur sey, kann freylich **rein** *a priori* nimmermehr bewiesen werden; denn er gründet sich auf einen Begriff, der selbst nur ein Abkömmling von der Erfahrung ist, auf den Begriff von der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Gemüths, wie es uns durch Wahrnehmung gegeben ist. Allein so wie alles, was aus der Natur eines Dinges, oder, was dasselbe sagen will, aus dem allgemeinen richtig gefassten Begriffe von demselben fliest, den Charakter der Nothwendigkeit trägt, und in so fern *a priori* giltig ist: so wird man in diesem Sinne auch der behaupteten Allgemeinheit des Reuegefühls ihre Giltigkeit *a priori* nicht absprechen, ohne dass es dazu der Erfahrung bedarf, dass es bey jedem einzelnen Menschen auch wirklich angetroffen werde, so wenig, als man es für nöthig halten wird, erst den Grund eines Hauses

sich selbst bey denjenigen Völkern, die man wegen ihres bald eingebildeten, bald gegründeten hohen Mangels

Hauses zu untergraben, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, dass es dann auch gewiss zusammenstürzen werde. Weil ich nur eben einmal veranlasst worden bin, eines und das andere über die Terminologie der kritischen Philosophie zu sagen, so will ich, um den oft unbefugten Tadlern, Spöttern und Beschwerdeführern darüber ein Wort zu seiner Zeit zu sagen, diese Gelegenheit nicht vorüber lassen, ohne ihnen einige hierher Bezug habende Worte des Cicero zu Gemüthe zu führen, die für sie um so weniger verdächtig seyn werden, da sie dem Cicero doch unmöglich Schuld geben können, dass er sich dieselben aus blinder Anhänglichkeit für das neue System entfallen lassen habe. Dieser weise und geschickte Verpflanzer der griechischen Philosophie auf seinen vaterländischen Boden sagt in seinem Werke — *De Fin. Bon. et Mal. Lib. III. c. I.* — *Stoicorum non ignoras quam ſit ſubtile, vel ſpinoſum potius, diſſerendi genus: idque cum Graecis, tum magis nobis, quibus etiam verba parienda ſunt, imponendaque nova novis rebus nomina. Quod quidem nemo mediocriter doctus mirabitur, cogitans, in omni arte, cujus usus vulgaris communisque non ſit, multam novitatem nominum eſſe, cum conſtituantur earum rerum vocabula, quae in quaque arte verſentur. Itaque et dialectici, et phyſici verbis utuntur iis, quae ipſi Graeciae nota non ſunt. Geometrae vero, muſici, grammatici, etiam more quodam loquuntur ſuo. Item ipſae rhetorum artes, quae ſunt totae forenſes, atque populares, verbis tamen in docendo quaſi privatis utuntur, ac ſuis. Atque, ut omittam has artes elegantes, et ingenuas, ne opifices quidem tueri ſua artificia poſſent, niſi vocabulis uterentur nobis incognitis, uſitatis ſibi. Quin etiam agricultura, quae abhorret ab omni politiore elegantia, tamen eas res, in quibus verſatur, nominibus notavit novis.* Quo magis hoc philoſopho faciendum eſt: ars eſt enim philoſophia vitae, de qua diſſerens arripere verba de foro non poteſt. — —

gels an Kultur Wilde genannt hat, wenigstens einige, und bey manchen sogar sehr feine und geläuterte Begriffe von Recht und Unrecht finden: so kann es nicht fehlen, dass auch sie sowohl die Wirkungen des sittlichen Gefühls, als bey begangenen, ihren Begriffen von Recht und Unrecht zuwiderlaufenden Handlungen Reue — sey's auch noch so schwach — empfinden. Ia sieht man nicht bisweilen bey ausgearteten seltnen Bösewichtern, denen, durch ihre aus nichts als aus einer langen Reihe von Unthaten und Verbrechen bestehende Lebensart, Tugend und Laster ganz und gar gleichgiltig geworden zu seyn schienen, mit dem durch besondere Umstände plözlich erwachenden Bewusstseyn ihrer zahllosen Greuelthaten das Gefühl der Reue eine fürchterliche zermalmende Gewalt über ihr keiner Empfindung für Tugend mehr fähig scheinendes Herz ausüben?

Hat aber die sittliche Kultur bereits begonnen; hat sie schon beträchtliche Fortschritte gemacht; erscheinen die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse den Menschen nicht mehr im Zwielicht halbklarer Erkenntniss; sind sie durch die philosophirende Vernunft bereits auf Grundsäze zurückgeführt, und von der Menge in die gangbare Masse ihrer Erkenntnisse aufgenommen; ist es sogar schon zu einem besondern Gegenstande der Aufmerksamkeit und Bemühungen, zum Geschäft geworden, den Verstand der Menschen in Ansehung der Sittlichkeit aufzuhellen, und sie zur Ausübung derselben anzuführen; mit einem Worte, stehen die Menschen bereits auf derjenigen Stufe der sittlichen Kultur, auf welcher gegenwärtig so viele, und zwar die angesehensten und mächtigsten Völker des Erdbodens wirklich stehen: dann ist auch das Gefühl moralischer Reue eine gewöhnliche

allgemeine Erscheinung. — Und so bestätigt aufs genaueste auch die Erfahrung, was die Vernunft schon *a priori* als gewiss giebt.

Es ist nun leicht zu überschlagen, welcher Gewinn der Sittlichkeit aus dem Gefühl der Reue zuwächst. Weil nehmlich jedes unangenehme Gefühl das Begehrungsvermögen unfehlbar zur Entfernung desselben bestimmt, so muss auch dasjenige unangenehme Gefühl, welches durch das Bewusstseyn verbotener, oder dem Sittengeseze widerstreitender Handlungen in uns entsteht, nothwendig ein Streben wirken, dergleichen Gefühle, und folglich auch die sie verursachenden unerlaubten Handlungen zu vermeiden. Dieser Trieb nach Vermeidung moralisch zweck- oder regelwidriger Handlungen, oder, wenn man lieber will, dieser Abscheu vor denselben, der, eben so wie die Reue über begangene unkluge Handlungen, falls nicht das Bewusstseyn von Recht und Unrecht, und das sittliche Gefühl durch den Einfluss von mancherley möglichen Umständen eingeschläfert werden, durch jeden neuen Fehltritt einen höhern Grad von Stärke gewinnt, erzeugt in uns einen ernstlichen Vorsaz, begangene Fehler für die Zukunft zu unterlassen, und eine beständige Wachsamkeit über uns selbst, um ja auch unvermerkt, oder auf Antrieb irgend einer sinnlichen Begierde nicht wieder in dieselben zu verfallen.

Die Gelegenheit, diesen Trieb, und das ihn bewirkende Reue-Gefühl recht anschaulich kennen zu lernen, findet jeder in sich selbst, der nur beobachten will, was vor und nach einem begangenen — besonders etwas auffallenden Verbrechen in seinem Herzen vorzugehen pflegt. Begierde und Leidenschaft verstehen, wenn wir im Begriffe sind, es zu begehen, recht meisterhaft, jede schreckende und hässliche Seite des-

selben wegzukehren, und es uns in der Gestalt der Unschuld vorzuspiegeln; oder sie wissen es ganz und gar uns aus dem Auge zu rücken, indem sie nur den daraus zu erwartenden lockenden Genuss uns vor den Sehpunkt schieben. So gehen wir in die Falle. Ist es aber begangen, und der Zweck der Begierde oder Leidenschaft erfüllt, dann verschwindet ihr Gaukelspiel, das Verbrechen tritt in seiner wahren Gespenstergestalt vor unsre Seele, Verdruss und Reue erfüllt unser Herz, und der lebhafte Vorsaz entsteht, uns künftig sorgfältig davor zu hüten. Nun werden wir aufmerksam auf unser Herz, nun richten wir einen schärfern Blick auf das verführerische Spiel der Begierden und der Einbildungskraft, die Erinnerung an das schmerzhafte Gefühl der Reue leihet uns gegen ihre Macht ein wirksames Gegengewicht: und so entgehen wir, wenn auch nicht jedesmal, doch oftmals ihren Schlingen. Auch das sittliche Gefühl, und der durch dasselbe gereizte positive Trieb nach sittlichen Handlungen gewinnen durch die Reue und den durch sie geweckten negativen Trieb nach Vermeidung unsittlicher Handlungen neue Stärke. Denn es kann nicht fehlen, dass unser Herz für die Tugend um so empfindlicher, und das Bestreben nach derselben um so lebhafter werde, da das Verbrechen in uns so schmerzliche Empfindungen erweckt, und das Bestreben diese zu vermeiden uns stets zur Aufmerksamkeit auf dasjenige reizt, was in unsern Handlungen gut oder böse ist.

Uebrigens hängt bey jedem Menschen der Grad der Wirksamkeit dieses Triebes jederzeit von dem Grade seiner sittlichen Kultur überhaupt, so wie von verschiedenen andern Umständen ab. Im Ganzen aber sind die heilsamen Wirkungen desselben zur Vermin-

derung

derung der Summe sittlicher Fehltritte so wenig, wie die des sittlichen Triebes zur Vermehrung der Summe tugendhafter Handlungen nicht zu verkennen.

Ausser diesen beyden Trieben, deren einzige Bestimmung ist, legale Sittlichkeit zu wirken, scheint es zu diesem Zwecke keines andern mehr zu bedürfen. Denn der eine treibt den Menschen geradezu zur Ausübung sittlicher, der andre zur Vermeidung unsittlicher Handlungen an. Gleichwohl hat es die Natur, in Erwägung der grossen Wichtigkeit dieses Zweckes und der mancherley Hindernisse, die sich demselben in den Weg stellen, bey ihnen nicht bewenden lassen, sondern zur Unterstüzung derselben noch verschiedene andere Triebe in das menschliche Herz gelegt, die, wiewohl sie auch noch eine andere Bestimmung haben, doch zu einem grossen Theil auf diesen Zweck legaler Sittlichkeit hinwirken. Unter diesen thut sich vorzüglich einer hervor, der zwar gleichfalls noch für andre Zwecke bestimmt, doch hauptsächlich für diesen wirksam ist und seyn soll, und welchem daher auch nirgends schicklicher als hier seine Stelle angewiesen werden kann. Dies ist der Trieb nach Ehre.

Die Ehre besteht in nichts anderm, als in der guten Meynung, welche Andre von uns hegen, in der Anerkennung unsers Werths, sey es überhaupt, oder nur in Beziehung auf einzelne gute Eigenschaften. Einen je höhern Werth man uns beylegt, einer desto grösseren Ehre geniessen wir. Ein Arzt hat Ehre als Arzt, ein Künstler als Künstler, wenn man ihnen die zu einem jeden erforderlichen Eigenschaften beymisst. In je höherem Grade man ihnen diese Eigenschaften zutraut, eine desto vorzüglichere Ehre besizen sie auch. Ein Mensch, welchem man alle gute Eigen-

schaften, die ein Mensch besizen kann, im höchsten Grade beylegt, ist im Besiz der grössten menschlichen Ehre. In sofern man ihm eine sowohl dem Grade als dem Umfange nach die aller übrigen Menschen übertreffende Summe guter Eigenschaften zuschreibt, in sofern besizt er vor allen Uebrigen Ehre. Wenn man durch Verleumdung die gute Meynung Andrer von uns vermindert oder gar vernichtet, so raubt man uns unsre Ehre, obgleich nicht unsre guten Eigenschaften, und die daraus entspringende Würdigkeit der Ehre, als die nur wir selbst uns entreissen können.

Man sieht also, dass die Ehre immer gewisse gute Eigenschaften in uns voraussezt, in deren Anerkennung sie dann besteht, und dass man weder als Mensch überhaupt, noch in Rücksicht irgend einer besondern Bestimmung, als Arzt, Künstler, Gelehrter, Handwerker, Soldat, Staatsmann, Regent u. s. w. Ehre haben kann, ohne im Besize der dazu erforderlichen guten Eigenschaften zu seyn. Es giebt zwar Leute, die, wenn sie auch wirklich von allen guten Eigenschaften entblösst sind, worauf die Ehre als auf ihrer Bedingung beruht, sich doch ausschliessend, und vor allen andern, möchten deren Vorzüge sie auch würdig machen, einen Plaz unter den Göttern zu finden, Leute von Ehre nennen, und deren Ehre sich lediglich auf ein kleines Wörtchen vor ihrem Nahmen, das ist, genau genommen, auf gar nichts gründet. Allein dies ist nicht wahre, sondern falsche Ehre. Falsche Ehre überhaupt besteht in der Anerkennung solcher Eigenschaften, deren Werth nur eingebildet ist, und blos auf Irrthum und Vorurtheil beruht; und wenn die gute Meynung Anderer von uns sich nur auf solche Eigenschaften gründet, so haben wir blos falsche, oder eigentlich gar keine Ehre.

Die uns geschehende Anerkennung unsrer guten Eigenschaften durch Worte, Geberden, und allerley willkührliche äussere Zeichen, Zerimonien genannt, ist Ehrenbezeigung. Diese ist weder die Ehre selbst, noch sezt sie dieselbe jederzeit, wenigstens nicht die wahre voraus. Häufig wird sie solchen Menschen erwiesen, bey welchen sich die wenigsten guten Eigenschaften finden, ja die man, indem man ihnen äusserlich Weihrauch streut, im Herzen aufs tiefste verachtet. Gewöhnlich ist sie nur solchen Eigenschaften gewidmet, welche ihren Werth nirgends anders, als in der Einbildung, im Vorurtheil, in der Willkühr, und in der Unwissenheit haben. Diese Ehrenbezeigungen gleichen öfters den noch übrig gebliebenen Zeichen an eingegangenen Weinschenken. Sie verführen den unkundigen Fremden, im Hause Wein zu suchen, und er findet nichts — als die leeren verödeten Keller. Es fehlt zwar nicht an schwachen engbrüstigen Menschen, die in jenes Schattenspiel ihre einzige, oder doch ihre grösste Ehre sezen. Sie ist aber Troz ihnen nichts mehr und nichts weniger, als eine Ehre des Wahns, ein leerer Dunst, ein Kizel nur für arme kleine Seelen.

So viel voraus, zur Beförderung deutlicherer Einsicht.

Was nun den Trieb nach Ehre betrift: so wird wohl niemand ihm seinen Plaz unter denjenigen Trieben streitig zu machen suchen, welche als Keime schon von Natur in uns vorhanden sind. Keiner spricht lauter in unsern Herzen; keiner äussert sich stärker und vernehmlicher bey jeder sich jeden Augenblick darbietenden Gelegenheit; keiner wird durch eine ununterbrochene Erfahrung allgemeiner und einstimmiger dargethan. Es giebt kaum einen Zeitpunkt sowohl im Alter des einzelnen Menschen, als des menschlichen

Geschlechts überhaupt, wo er sich nicht wirksam zeigt. Er webt schon im lallenden Kinde, und ruft oft noch Iugendkraft in das Herz des allmälig absterbenden Greisen. Er hat den Vorsiz beym muthwilligen Spiele der Knaben, wie bey den ernsten Verhandlungen der Männer. Er ist der unzertrennliche Begleiter des Menschen von der niedrigsten Stufe seiner Kultur bis zur höchsten. Seine Heimath ist überall, wo Menschen leben; er ist eine Pflanze, die auf jedem Boden und unter jeder Zone gedeiht. Er hat fast an allem Theil, was Menschen je auffallend schlechtes, oder auffallend vortrefliches thaten. Die stärksten Explosionen menschlicher Kräfte, die verderblichsten wie die wohlthätigsten Anstrengungen einzelner Menschen und ganzer Nationen, die folgereichsten Veränderungen in dem Zustande der Völker und des ganzen Menschengeschlechts, sey es zum Guten oder zum Bösen, sind wenigstens zum Theil sein Werk. Auch im verworfensten Menschen, der allem andern Gefühl, was Menschen eigen ist, abgestorben scheint, hört er doch nicht auf seine Kraft zu beweisen; auch der verworfenste Mensch will, worin es auch bestehe, bey Andern doch noch etwas gelten.

Ein jeder wird sich also durch ihn angetrieben finden, sich, so viel an ihm ist, und so viel andere Triebe, Neigungen und Umstände ihm verstatten, in den Besiz derjenigen Eigenschaften zu sezen, wodurch er bey Andern etwas gelten kann. Da es aber hierbey immer auf den Verstand und die Einsicht dieser Andern ankömmt, um den so sehr verschiedenen, bald hohen, bald niedern, bald wahren, bald blos eingebildeten Werth der Eigenschaften gehörig zu beurtheilen; ja da sie in der That nicht selten die höchsten Vorzüge unter die nichtigsten herabsezen: so würde die Natur für ihren Zwek der höhern und besonders

moralischen Bildung des Menschen durch diesen Trieb offenbar sehr wenig ausrichten, wenn er blos durch die Meynung Anderer von unsern guten Eigenschaften bestimmt würde.

Allein man kann von ihrer Weisheit schon voraus erwarten, dass, wenn sie einmal einen gewissen Trieb zu einem gewissen Zwecke in das Herz der Menschen pflanzte, sie auch solche Anstalten getroffen haben werde, dass die Erreichung desselben im Ganzen gesichert sey. Und so findet es sich bey einer nähern Untersuchung auch in der That.

Das Streben nach Ehre ist nehmlich stets an die Meynung gebunden, die ein jeder selbst von dem Werthe der den Menschen zukommenden Eigenschaften hegt. Wer den Werth des Menschen, und den Vorzug des einen vor dem andern in vornehme Geburt, in Stand und Titel, und was dem angehörig, sezt, der wünscht auch nichts so sehnlich, als von andern Menschen für einen Mann von solchen Eigenschaften angesehen zu werden. Mag man von seinen Einsichten, von seinen Verdiensten, von seinen Grundsäzen, von seinem Herzen immerhin eine zweydeutige oder schlechte Meynung hegen, das kümmert ihn in vielen Fällen wenig: aber vernichtet würde er sich dünken, wenn man den Irrthum sich zu Schulden kommen liesse, ihn für einen Menschen aus einer niedern Volksklasse zu halten; Zorn und blutige Rache würde er schnauben, wenn man das Verbrechen auf sich lüde, der Achtung, dem Respekt auf irgend eine Art zu nahe zu treten, den er der Erhabenheit seiner Geburt und seines Ranges schuldig, und durch deren Verlezung er sich aufs äusserste entehrt wähnt. Redlichkeit, Verdienste, Kenntnisse, Geschicklichkeit, das alles, meynt er, sind Dinge von gemeinem Werthe, Dinge nur für gemeine Leute; der Mann von Stand

ist durch seine Geburt, und durch seine äussere ihr angemessene Bildung, die die Mode bestimmt, schon über alles dies erhaben.

Du, mein Erbe, ruft ein Reichsbaron,
Deine Wissenschaft sey guter Ton!
Handle dreist, gebärde dich bescheiden,
Lerne leben, werde kein Pedant,
Tanze zierlich, wisse dich zu kleiden,
Und vergiss ja niemals deinen Stand!

Grazie macht an Verdiensten reich;
Werde keinem plumpen Deutschen gleich!
Deutsch beleidigt unsrer Fürsten Ohren;
Nur Paris kann grosse Männer ziehn;
Freyherrn sind zum Glänzen nur gebohren;
Lass um Tugend sich das Volk bemühn!

Ob du junger Unschuld Kränze raubst,
Dir Betrug und Ehebruch erlaubst,
Ob dich heimlich Neid und Hochmuth quälen,
Das entehrt dich Erstgebohrnen nicht;
Denn die Mode duldet schwarze Seelen,
Aber keine Flecken im Gesicht. — *)

Ein eitles Frauenzimmer, das den Vorzug eines Weibes nur in körperliche Schönheit, in Pracht und Glanz im äusserlichen Anzuge sezt, hat keinen angelegentlicheren Wunsch, als wegen ihrer Pracht und Schönheit von jedermann bewundert zu werden. Nichts klingt ihren Ohren lieblicher, als die Worte: Welch ein reizendes Mädchen! Welch ein eleganter Anzug! Sie achtet alles gering, was nicht dient, ihr diesen Vor-

*) S. Sturz Schriften, zweyte Sammlung, S. 368.

Vorzug zu geben, oder ihn zu erhöhen. Sie vernachlässigt jede Pflicht, die einem Weibe über alles heilig seyn sollte, und ihr zur wahren Zierde gereicht: Ordnung und Besorgung ihres Hauswesens, Erziehung ihrer Kinder, Pflege ihres Gatten, den seine Geschäfte ermüden u. s. w., sie verschwendet Summen Geldes, und bringt die Zeit zu halben Tagen vor ihrer Toilette zu, — alles nur um die sinnlichen Reize, welche ihr die Natur verlieh, ins vortheilhafteste Licht zu stellen, oder wo die Natur sie versagte, sie durch die Kunst zu ersezen, und ihrem ganzen Anzuge diejenige geschmackvolle Ordnung, den Glanz, und die Pracht zu ertheilen, von welchen sie glaubt, dass sie die meiste Bewunderung erregen werden; und um sich dabey schon in der Einbildung an den staunenden Blicken zu weiden, mit welchen die Gesellschaft sie, wie sie sich schmeichelt, wird eintreten sehn. Sie geräth ausser sich, wenn sie sich in ihrer süssen Erwartung getäuscht findet, wenn man geschmacklos und indolent genug ist, um ihre Reize nur flüchtig oder gar nicht zu bemerken, oder wenn eine andere mit hervorstechenderen Reizen, mit einem glänzenderen und geschmackvolleren Anzuge, und mit einer neueren Mode erscheint, wenn diese nun die Augen der Bewunderer auf sich zieht, und den Weihrauch erntet, dessen Geruch ihr ihre Phantasie schon so lieblich vorgegaukelt hatte. Es beschleicht sie die unerträglichste Laune, Neid, Misgunst, Hass, Verleumdungssucht, und gänzlicher Ueberdruss des Lebens erheben mit furchtbarer Gewalt ihr Haupt in ihrem Busen, und zerreissen wie geisselnde Furien ihr armes Herz. Naht nun vollends gar das unerbetene Alter, sieht sie den Zahn der Zeit eine Blüthe ihrer Schönheit nach der andern auf das unbarmherzigste zernagen; will keine Kunst mehr helfen, um an ihr das

allge-

allgemeine Schicksal der Vergänglichkeit zu verhüllen, und den schwindenden Resten den täuschenden Anstrich der Iugend zu leihen; will kein faselnder Geck sich mehr finden, um ihren mühsam erborgten Reizen in süssklingenden Phrasen eine Lobrede zu halten: — ach dann stirbt ganz und gar der Lebensbaum der Freude für sie ab, Hypochondrie und ununterbrochene üble Laune sind für die Zukunft ihr Loos.

So ist es, *mutatis mutandis*, durchgängig. Wem Reichthum, oder Gelehrsamkeit, oder Tapferkeit für den Vorzug des Menschen gilt, den verlangt vor allem für reich, oder gelehrt, oder tapfer gehalten zu werden. Er sezt alles andre bey Seite, oder betreibt es blos als Nebensache, und strebt nur aus allen Kräften, sich diejenige Eigenschaft zu erwerben, welcher in seinen Augen vor allen übrigen der Preis gebührt. Sieht man aber auch jemanden um Eigenschaften sich bemühen, auf welche er wirklich keinen, oder doch einen sehr geringen Werth legt: so ist gewiss nicht der Trieb nach Ehre, sondern irgend eine andere Triebfeder die Ursache davon. — Hier liegt auch der Grund von der so gewöhnlichen Erscheinung, dass einer den andern verachtet, weil diesem diejenige Eigenschaft mangelt, welche jenem über alle andere gross erscheint. Der Kaufmann, welcher im Reichthum den ausschliessenden, oder doch den bedeutendsten Werth des Menschen zu finden meynt, verachtet den Gelehrten, weil er nicht reich ist; und dieser, der den ausschliessenden, oder doch den grössten Vorzug eines Menschen in der Gelehrsamkeit sucht, verachtet den Kaufmann, weil er nicht gelehrt ist. Beyde verachten den Edelmann, der eine, weil er arm, der andre, weil er ungelehrt ist; und dieser verachtet wieder beyde, weil sie nur von bürgerlichem Herkommen sind. Nur der-

jenige wird jedem die ihm gebührende Achtung erweisen, und nach den wahrhaft vorzüglichsten Eigenschaften streben, welcher jede derselben gehörig zu würdigen versteht.

So ist es also das eigene, nicht fremde, Urtheil des Verstandes eines jeglichen Menschen über den Werth der den Menschen möglich zukommenden Eigenschaften, wodurch die Richtung seines Triebes nach Ehre bestimmt wird.

Wollen wir nun die natürliche wahre Bestimmung dieses Triebes nach Ehre kennen lernen: so dürfen wir nur untersuchen, welchen verschiedenen Werth der Verstand in seiner reinen unverfälschten Wirksamkeit einer jeglichen der den Menschen möglich zukommenden Eigenschaften *) beylegen müsse. Denn da der Trieb nach Ehre, wie wir bereits aus der Erfahrung gesehen, und in der Folge aus der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Gemüths noch deutlicher erkennen werden, jederzeit durch das Urtheil des Verstandes bestimmt wird: so wird er seine Richtung auch nur nach solchen Eigenschaften nehmen können, denen vom Verstande das Siegel der Würdigkeit aufgedrückt ist, und nach der einen immer stärker als nach der andern, je nachdem sie sich nach dem Ausspruche des Verstandes durch ihren Werth über einander erheben; und wir werden diejenige Richtung desselben, die, in dem reinen, aber entwickelten Zustande der menschlichen Natur, sich vor allen übrigen an Stärke und Lebhaftigkeit auszeichnet, für seine höchste Bestimmung erkennen.

Alle

*) Es bedarf wohl keiner Erinnerung, dass hier nur von guten Eigenschaften, sogenannten Vorzügen, die Rede ist, da sich nur auf solche, seyn sie auch blos eingebildet, die Ehre gründen kann.

Alle Eigenschaften, die ein Mensch besizen kann, kommen ihm entweder von Natur zu; oder sie sind das Werk des Zufalls, das ist, der von seiner Wirksamkeit unabhängigen Umstände, unter welchen sein Daseyn begann und fortdauert; oder endlich sie sind das Erzeugniss seiner eigenen Thätigkeit.

Die der ersten Klasse sind entweder dem Körper, oder dem Geiste angehörige. Jene begreifen Gesundheit, Stärke, Gewandtheit und Schönheit in der Bildung des ganzen Körpers, und in den Zügen des Gesichts. Diese befassen überhaupt die Kräfte zu erkennen, zu fühlen, zu begehren. Was nun das Verhältniss des Werthes aller dieser Eigenschaften unter einander überhaupt betrift; so ist von selbst klar, dass, so wie der Körper sich zum Geiste, dem er blos als vergängliches Werkzeug seiner Entwickelung und Ausbildung dient, nur als Mittel zu seinem Zwecke verhält, und demselben folglich an Werth unendlich nachsteht, dass, sage ich, die Eigenschaften des Körpers denen des Geistes auf gleiche Weise untergeordnet seyn müssen. Der Werth der einzelnen Eigenschaften gegen einander verhält sich wie ihre Wirksamkeit, — ihre Kraft, mehr oder weniger, wichtigere oder geringere Wirkungen hervorzubringen, — ihre Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit zum höchsten Zweck der menschlichen Natur. Die Schönheit des Körpers wird von der Stärke, diese von der Gewandtheit, die Gewandtheit von der Gesundheit, das niedere Begehrungsvermögen von dem obern, das Gedächtniss vom Verstande, und dieser wieder von der Vernunft u. s. w. an Werthe übertroffen. Je nachdem ein Mensch mehrere oder wenigere, vorzüglichere oder geringere, oder je nachdem er die einen oder die andern dieser Eigenschaften in einem höheren oder geringeren Grade der Vollkommenheit besizt, je nachdem kömmt ihm auch ein höhe-

höherer oder geringerer Werth zu — als Geschöpfe, als Dinge der Natur. Dieser Werth kömmt ihm aber nicht zu als Person, das ist, als freyem, nach Vorstellungen und Gründen selbstthätigem Wesen; sondern, wie gesagt, blos und lediglich als Naturdinge. So wie er von Natur ist, ist er nicht durch sich selbst; sondern durch die Natur. Der daraus entspringende Werth kann also auch nur dieser, nicht ihm beygemessen werden; und wenn man ihn nach seiner natürlichen Beschaffenheit würdiget, so würdiget man nicht ihn selbst, sondern gleichsam nur ein Kunstwerk der Natur, dem man nach Maasgabe seiner Eigenschaften unter den übrigen Werken dieser grossen Bildnerin einen höhern oder niedern Rang anweiset: die Ehre von diesem Kunstwerk aber fällt allein auf seine Urheberin zurück. Auf gleiche Art legen wir auch den Kunstwerken der Menschen nach Beschaffenheit ihrer höhern oder mindern Vollkommenheit einen höhern oder mindern Werth bey. Dieser kömmt ihnen aber nur zu, sofern sie Werke eines Künstlers sind; und die Ehre von den Eigenschaften und Vorzügen des Kunstwerks kann allein dem Künstler zugemessen werden. Wir bewundern in den Werken der Kunst immer die Kraft, durch welche sie hervorgebracht wurden; wir ehren in dem Werke stets den Meister.

Können aber alle dem Menschen von der Natur zugetheilten Eigenschaften ihm selbst, als Person, keinen Werth geben, weil sie ihm nicht angehören: so kann er auch nicht begehren, dass Andere dieselben als einen ihm zukommenden Werth anerkennen sollen. Folglich können sie auch seinen Trieb nach Ehre nicht rege machen, und es kann nicht dessen Bestimmung seyn, darnach zu streben. Wie könnte es auch die Natur zum Zwecke dieses Triebes machen,

nach

nach Dingen zu streben, die von dem Wirkungsvermögen des Menschen schlechterdings unabhängig sind? Dass die Menschen auf solche Eigenschaften sich dennoch häufig viel zu gute thun, dass sie Andere, die sie nicht, oder in einem mindern Grade besizen, verachten, und mit grösster Begierde darnach streben, sie bey Andern als einen ihnen selbst zukommenden Vorzug gelten zu sehen: das rührt daher, weil sie irrig sich selbst zuschreiben, was doch lediglich der Natur gehört.

Zu den Eigenschaften, welche die Menschen blos der eigensinnigen Gunst des Zufalls, das ist, der von ihrer eigenen Wirksamkeit unabhängigen Umstände, zu danken haben, gehören Reichthum, Geburt, Würden — ein gewisses auf der Willkühr der obersten Gewalt beruhendes äusserliches Gelten im Staate, — Gelingen aller, oder doch der meisten unsrer Unternehmungen und Wünsche, Glück genannt, und andre Dinge.

Manche dieser Dinge, könnte man vielleicht einwenden, sind doch nicht blos ein Geschenk des Zufalls. Durch Geschicklichkeit, Fleis, Sparsamkeit u. s. w. kann man sich Reichthümer; durch Verdienste kann man sich Würden erwerben. Also hängen ja diese Güter des Lebens keineswegs blos vom Zufall, sondern eben sowohl von unserm eigenen Wirken ab. Allein gehört nicht jederzeit ein glückliches Zusammentreffen der von uns unabhängigen Umstände dazu, um bey aller Geschicklichkeit und Fleis zu Reichthum, und bey allen persönlichen Verdiensten zu Würden zu gelangen? Wie Manchen hält nicht die Dürftigkeit, troz aller seiner Geschicklichkeit und Fleis, mit Riesengewalt in ihren hagern Armen; und wie Manchen deckt nicht mit allen seinen Verdiensten die Nacht der Verborgenheit und der Verachtung?

Und

Und selbst der, welchen einmal seine Verdienste und Fleis zu den schimmernden Höhen des Reichthums und der Ehre emportrugen, schwebt er nicht jeden Augenblick in Gefahr, sich wieder von ihnen herabgestürzt zu sehn? Muss er also den Besiz derselben nicht jeden Augenblick als eine neue Gunst des Geschicks ansehen? Nein! um Reichthum, Rang und Würden, und dergleichen, in unserer Gewalt zu haben, dazu gehört nichts geringeres, als eine unumschränkte Herrschaft über die gesammte Körper- und Geisterwelt.

Einige dieser Eigenschaften nun beruhen blos auf Vorurtheil und unerlaubter Willkühr, und sind so weit entfernt, nur an sich selbst einigen Werth zu haben, dass sie vielmehr die gerechteste Verachtung verdienen. Denn läuft es z. B. nicht offenbar gegen alle Pflichten der Gerechtigkeit, und gegen alle Maximen einer ächten Klugheit, wenn manchen Menschen schon wegen ihrer Geburt, wegen des zufälligen Umstandes, dass ihre Eltern Leute von Rang und Würden sind, ein Vorzug vor andern gestattet wird; wenn sie deshalb ausschliessend zu den wichtigsten Stellen und Würden gelangen, unangesehen, ob sie dazu die erforderlichen Fähigkeiten und Verdienste besizen; wenn sie, darauf sich verlassend, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten vernachlässigen, und dasjenige zu leisten unbekümmert sind, was sie nach ihrer natürlichen und menschlichen Bestimmuug leisten könnten und sollten; wenn Andere, welche ihre Fähigkeiten und Verdienste zu jenen Stellen und Würden berechtigen, mit schreyender Ungerechtigkeit davon ausgeschlossen werden; wenn das Beste des Ganzen, welches nach Kräften zu befördern eines jeden Menschen, und vorzüglich der Regierungen heiligste Pflicht ist, dadurch auf das unverzeihlichste gehindert und verabsäumt wird? — Kann also eine solche Eigenschaft, ein solcher Vorzug der Geburt an

sich selbst wohl den mindesten Werth haben? Ist er nicht vielmehr höchst unerlaubt, und folglich der tiefsten und gerechtesten Verachtung werth?

Andere, als Reichthum, Glück u. d. g., deren Besiz, obgleich auch zufällig, doch rechtmässig ist, wenigstens seyn kann, haben zwar einen Werth, sofern sie als Mittel zur Erreichung höherer Zwecke dienen: dieser ihr Werth hängt aber jederzeit von dem mehr oder weniger guten Gebrauche ab, den ihr Besizer von ihnen macht, und wird also durch eine von denjenigen Eigenschaften bestimmt, welche, als Wirkungen seiner Selbstthätigkeit, dem Menschen selber angehören. Vergleichen wir die Eigenschaften des Zufalls mit denen, welche den Menschen von der Natur verliehen sind: so ergiebt sich ohne tiefe Untersuchung, dass die leztern vor den erstern bey weitem den Vorzug verdienen. Zuerst sind jene geeignet, in ihrer Vereinigung ein Wesen darzustellen, das schon vermöge seiner Natur — als Naturwesen — in der ganzen uns bekannten Schöpfung den obersten Plaz einnimmt. Hält man sie dann einzeln gegen einander: so wird wohl niemand, der nur einige Fähigkeit besizt, den Werth der Dinge zu schäzen, z. B. den Reichthum über den Verstand, und über die Gesundheit eine vornehme Geburt und einen hohen Rang erheben. Was nüzen alle Güter der Erde ohne einen Verstand, der sie mit Klugheit zu nüzen versteht? Und was hat alle äusserliche Hoheit für Werth in den Augen eines Menschen, der gegen sie seine Gesundheit vertauschen, und sein ganzes Leben auf dem Siechbette verschmachten soll? Man kann bey einer festen Gesundheit, und bey einem gesunden Verstande vortrefflich und glückselig seyn, auch ohne alle Güter des Zufalls; aber ohne Verstand und Gesundheit ist im Besiz aller zufälligen Vorzüge weder Tugend noch Glückseligkeit möglich, und oft dienen diese

Vor-

Vorzüge gerade dazu, den Menschen zum verächtlichsten Bösewicht, und zum unglückseligsten Geschöpfe zu machen.

Uebrigens mag der Werth der von dem Zufall abhängigen Eigenschaften für sich beschaffen seyn, wie er wolle: so haben sie es mit denen der Natur gemein, dass sie dem Menschen selbst keinen Werth zu geben im Stande sind; weil sie ebenfalls nicht das Werk seiner eigenen Wirksamkeit sind, und also ihm nicht angehören. Es gilt also von jenen auch alles das, was in dieser Rücksicht von diesen schon gesagt worden ist.

Es bleiben nun also noch diejenigen Eigenschaften übrig, welche blos das Werk der eigenen Thätigkeit des Menschen sind, um ihm einen wahren, ihm in der That selbst zukommenden Werth zu geben. Alle Selbstthätigkeit *) des Menschen besteht theils im Denken, theils im Handeln. Zu beyden findet er von Natur gewisse Kräfte in sich vor. Alles, was er nun durch seine eigene Thätigkeit zu leisten vermag, ist Ausbildung und Gebrauch oder Anwendung dieser Kräfte. Hieraus werden also auch allein alle ihm selbst zukommenden, und seinen eigenthümlichen

 in-

*) Alle Selbstthätigkeit sezt voraus einen Vorsaz, ein vorausgehendes Bewusstseyn einer zu vollbringenden Handlung, und ein Sichbestimmen nach diesem Bewusstseyn zur Hervorbringung der Handlung. Durch dieses charakteristische Merkmal unterscheidet sie sich von aller übrigen — mechanischen — Thätigkeit des Menschen, deren Bestimmungsgrund oder Kausalität in ihm selbst schon von Natur, oder in Aussendingen liegt. Der Säugling, wenn er aus Instinkt nach der Brust der Mutter greift, und an derselben seine Nahrung sucht, ist zwar thätig, aber nicht selbstthätig: die Kausalität seiner Handlung ist ein blinder Naturtrieb.

individuellen Werth bestimmenden Eigenschaften, als aus ihrer wahren Quelle, hervorgehen.

Alle Kräfte des Menschen dienen theils zum Erkennen, theils zum Wirken, — auch das Gefühlvermögen dient zum leztern, sofern es das Begehrungsvermögen zur Hervorbringung einer Wirkung, zur Thätigkeit bestimmt. — Der selbstthätige Gebrauch der leztern sezt jederzeit den selbstthätigen Gebrauch der erstern voraus: denn alles selbstthätige Wirken besteht in der Hervorbringung einer Wirkung, Veränderung in der Körper- oder Geisterwelt, nach einem gewissen selbstgedachten Grunde, Vorsaz, Absicht. Dazu gehört aber, theils sowohl eine Kenntniss des Gegenstandes selbst, an welchem die Wirkung oder Veränderung hervorgebracht, als auch der Art, wie sie hervorgebracht werden soll, theils eine Kenntniss und Beurtheilung der Gründe, warum man sich zu derselben bestimmen soll. Daraus folgt, dass wir um so fähiger seyn müssen zu wirken, je mehr Kenntnisse wir von Gegenständen und von den Arten, wie Wirkungen möglich sind, besizen; und dass wir um so zweckmässiger und besser werden handeln können, je fähiger wir sind, die Gründe der Handlungen zu beurtheilen und gegen einander abzuwiegen.

Zur Möglichkeit einer richtigen, und besonders vielumfassenden Erkenntniss gehört aber Uebung und Bildung der Erkenntnisskräfte. Wir werden also vor allen Dingen darauf bedacht seyn müssen, diese Kräfte mit möglichster Sorgfalt und Fleis zu üben und zu bilden; und weil dieses zur Möglichkeit jener Erkenntniss, und diese wieder zu allem selbstthätigen Handeln durchaus erforderlich ist: so wird dieser geschehenen Uebung und Bildung, und, weil sie das Werk unsrer Selbstthätigkeit ist, uns selbst, in Beziehung auf sie, ein nothwendiger und wesentlicher Werth zukommen.

Die-

Dieser Werth wird sich aber, dem Grade nach, verhalten, theils wie das Maas der von uns dazu verwandten Kraft, und der dadurch bewirkte Grad jener Uebung und Bildung, theils wie diejenigen Vermögen des Erkennens, welche entweder allein, oder vor andern geübt und gebildet worden sind. Denn obschon alle Erkenntnisskräfte zum Erkennen überhaupt unentbehrlich sind, und um so mehr zur möglichen Richtigkeit und Erweiterung unserer Erkenntniss beytragen, je mehr sie vervollkommnet worden: so reicht hierzu das Vermögen der einen doch immer weiter, als das der andern, und es ist also einleuchtend, dass, so wie die eine — der Richtigkeit und dem Umfange nach — uns fähiger macht zum Erkennen und Handeln, als die andere, auch die Vervollkommnung der einen vor der Ausbildung der andern den Vorzug haben muss.

An die Reihe der Erkenntnisskräfte schliessen sich unmittelbar die Sinne an, zwar nicht als solche Kräfte, welche selbst ein Vermögen zu erkennen besizen, aber doch als unentbehrliche Dienerinnen, die jenen den Stoff ihrer Thätigkeit liefern, in Ansehung der gesammten Sinnenwelt. Auch sie können geübt, vervollkommnet und verdorben werden, und je nachdem wir Sorge tragen, das leztre zu verhüten, und das erstre zu bewirken, je nachdem erwerben wir uns auch in Beziehung auf sie einen Werth.

Diese Uebung und Bildung der Erkenntnisskräfte ist die erste Stufe des eigenen Werths, die ein sinnlich-vernünftiges Wesen durch seine Selbstthätigkeit betreten kann. Diese geübten und gebildeten Kräfte zu erkennen sind aber nur Werkzeuge zur Erlangung eines zunächst folgenden höhern Zwecks, nehmlich der dadurch zu erwerbenden bestimmten Kenntnisse. Es lässt sich zwar von ihnen in vielen gegebenen Fällen auch schon ein unmittelbarer Gebrauch machen: denn

öfters können und müssen wir im Besiz geübter Erkenntnisskräfte auf der Stelle, und ohne vorhererlangte Kenntniss, beurtheilen, wie etwas beschaffen und anzufangen sey. Allein in Hinsicht auf den ganzen Umfang unsers Wirkens langen wir damit nicht aus: sondern da ist es nöthig, dass wir uns schon vor allem Fall der Anwendung mit einem möglichst beträchtlichen Vorrathe von Kenntnissen versehen.

Unter diesen Kenntnissen selbst aber, so wie auch in Ansehung ihres Werthes, findet ein überaus grosser Unterschied Statt. Es ist, besonders wenn wir auf die kurze Zeit seines Daseyns auf der Erde sehen, unmöglich, dass ein Mensch alle Kenntnisse umfasse. Daher muss ein jeder sich, nach Maasgabe seiner Umstände, Fähigkeiten, und anderer Rücksichten, auf gewisse Klassen derselben beschränken, zu denen er dann nach Befinden und nach Möglichkeit immer mehrere hinzuzuthun hat. Alle Kenntnisse aber, die ein Mensch sich zu erwerben bemühen muss, theilen sich in drey Klassen. Zur ersten gehören die, welche zur Erlangung der höchsten und allgemeinen Bestimmung des Menschen führen, und nach deren Besiz also ein jeder ohne Ausnahme unnachlasslich, und vor allen Dingen zu streben verpflichtet ist. Zur zweyten gehören diejenigen, welche die Menschen in den Stand sezen, ihr physisches Daseyn zu erhalten, und demselben die möglichste Vollkommenheit zu geben. Diese sind von sehr verschiedener Art, und ein jeder muss unter ihnen nach Verhältniss seiner Fähigkeiten und seiner Umstände wählen. Die dritte Klasse endlich begreift diejenigen Kenntnisse in sich, welche theils zur Belustigung, theils zur fernern mehr oder weniger wesentlichen Ausbildung eines jeglichen Menschen dienen.

Genau nach dieser Ordnung bestimmt sich auch der Werth der Kenntnisse. Um nun den Werth jedes ein-

einzelnen Menschen in Ansehung seiner Kenntnisse zu bestimmen, darf man nur untersuchen, wie viel, und was für welche er besize. Ueberhaupt aber dient hierzu als Beurtheilungsregel folgender Saz: Je mehrere und zweckmässigere Kenntnisse ein Mensch besizt, sowohl um seine höchste Bestimmung, seine Erhaltung, und seine anderweitige Ausbildung und Glückseligkeit zu erlangen, als auch alles dieses ausser sich, an andern Menschen, zu befördern, desto mehr Werth hat er in Rücksicht auf seine Kenntnisse. Doch kömmt es hierbey auch wesentlich auf den Grad von Sorgfalt und Fleis an, den jeder auf die Erlangung seiner Kenntnisse verwandte: denn was Einer durch Begünstigung vorzüglicherer natürlicher Fähigkeiten vor Andern voraus hat, kann ihm nicht als eigener Werth angerechnet werden.

Nach der Ausbildung der Erkenntnisskräfte, und den dadurch erworbenen Kenntnissen, folgt die Uebung und Bildung der Kräfte zu wirken, als derer, wodurch wir eigentlich zu handeln, oder Wirkungen hervorzubringen im Stande sind. Sie sind theils körperliche, theils geistige. Jene stehen unter diesen, als unter ihren Bestimmungsgründen; aber sie sind von grosser Wichtigkeit, weil sie es sind, wodurch wir unmittelbar auf die Körperwelt wirken, von deren Beherrschung für unser gegenwärtiges Daseyn ausserordentlich viel abhängt. Sie bestehen im Allgemeinen theils in Stärke, deren Grad sich verhält, wie ihr Vermögen, einen stärkern oder geringern physischen Widerstand zu überwinden, theils in Schnelligkeit, deren Grad sich verhält, wie der längere oder kürzere Zeitraum, in welchem eine physische Kraft eine zu gebende Wirkung vollendet. Ihnen liegt zum Grunde Gesundheit, d. i. der unverlezte Zustand des Körpers.

Dieser gehört vor allen übrigen körperlichen Eigenschaften der Preis, nicht allein weil sie die Quelle und Bedingung aller Kräfte des Körpers; sondern auch weil sie zur ungestörten Wirksamkeit der Geisteskräfte unumgänglich erforderlich ist. Die Erhaltung und Beförderung derselben hängt grossentheils von unsrer Sorgfalt ab; und in wie weit sie die Wirkung von dieser Sorgfalt ist, in so weit giebt sie uns auch einen eignen Werth.

Die Kräfte unsers Körpers können wir erhöhen durch Uebung und Bildung, das ist, durch öftere absichtliche Wiederholung ihrer Kraftäusserungen, und durch mannichfaltige zweckmässige Anwendung derselben auf verschiedene Gegenstände; und in dem nehmlichen Grade, in welchem wir dies thun, entspringt auch für uns daraus ein uns eigenthümlicher Werth. Der Werth dieser Kräfte an sich selbst, so unentbehrlich sie sind, ist jedoch sehr untergeordnet, nicht blos, weil sie für sich blind sind, und immer der Leitung des Verstandes und der bewegenden oder bestimmenden Kraft des Willens bedürfen, sondern auch, weil der Verstand, in seinem Wirken auf die Körperwelt, sie oft, wenigstens zu einem grossen Theil entbehren, und durch sinnreiche Benuzung und Verbindung der Kräfte fremder Körper ohne Vergleich grössere und wichtigere Wirkungen in der Körperwelt hervorbringen kann, als es durch die blossen Kräfte unsers eigenen Körpers, so gross sie auch seyn mögen, möglich ist. Es kann ein Mensch Körperkräfte in sehr geringem Grade besizen, und doch im Stande seyn, vermöge seines Verstandes unendlich mehr und grössere Veränderungen im Reiche der Körper hervorzubringen, als ein anderer mit unglaublichen Riesenkräften, aber ohne diesen Verstand, zu bewirken vermag. Uebrigens kann ihnen, wie sich von selbst versteht, darum an und für

sich

sich ihr Werth nicht abgesprochen werden, so wenig als dem, welcher sich, oder so weit er sich durch seine Selbstthätigkeit in ihrem Besiz befindet.

Die zum Wirken gehörigen geistigen Vermögen sind Gefühlvermögen, niederes und oberes Begehrungsvermögen. Das erste hat zwar an und für sich, oder unmittelbar, keine Kausalität zu Handlungen, von welcher Art sie auch seyen. Denn was wir auch fühlen, so werden wir dadurch doch nie unmittelbar zum Handeln bestimmt. Demohngeachtet ist mittelbar sein Einfluss auf unsre Handlungen sehr gross. Denn es afficirt jederzeit das niedere Begehrungsvermögen, und weil dieses wieder das obere Begehrungsvermögen, oder den Willen, als das oberste bewegende Princip aller Handlung, bey dem grössten Theil der Menschen in allen, und bey den übrigen in sehr vielen Fällen wirklich bestimmt, und in andern wenigstens zu bestimmen strebt: so ist klar, wie viel in Ansehung des Handelns darauf ankomme, wie das Begehrungsvermögen von dem Gefühlvermögen bestimmt wird.

Manche Handlungen erregen Gefühle der Lust, manche Gefühle der Unlust. Nun bestimmt das Gefühlvermögen das Begehrungsvermögen, die erstern zu begehren, die leztern zu verabscheuen. Jene sind aber oft unerlaubt, böse und schädlich, diese oft moralisch nothwendig und nüzlich. Wir werden also, durch unsre Gefühle verleitet, in vielen Fällen dasjenige thun, was schädlich und böse, und dasjenige unterlassen, was nüzlich und gut ist.

Um nun in unsern Handlungen durch unsre Gefühle so wenig als möglich irregeführt zu werden, wird es darauf ankommen, diejenigen zu mässigen und zu entkräften, welche uns zu schädlichen und bösen, und diejenigen zu erwecken und zu stärken, welche uns zu

nüzlichen und guten Handlungen geneigt machen. Dass dieses nicht unmöglich sey, davon wird sich ein jeder leicht überzeugen. Wer sich z. B. an den Trunk gewöhnte, empfindet dabey überaus lebhafte Gefühle der Lust, die ihn dergestalt zur beständig zu erneuernden Befriedigung dieser verderblichen Leidenschaft reizen, dass es ihm äusserst schwer fällt, sich dieselbe zu versagen. Gewinnt er es aber über sich, diesen Gefühlen und dieser Neigung eine Zeit lang ihre Nahrung zu entziehen: so wird sich allmälig der Grad ihrer Stärke sehr beträchtlich vermindern, und je länger er seine Enthaltsamkeit fortsezt, desto mehr wird ihr Feuer erlöschen, und desto weniger Reiz wird er zur Befriedigung derselben empfinden. Diese Erscheinung ist nicht selten, und man pflegt sie gemeiniglich mit dem Ausdrucke zu bezeichnen: Er hat sich diese oder jene Neigung abgewöhnt. Eben so verhält es sich, nur umgekehrt, mit den Gefühlen der Unlust. Bisweilen erregt uns ein gewisses Geschäft, eine gewisse Arbeit, oder auch jede ernsthafte Anstrengung überhaupt, den lebhaftesten Widerwillen, und es scheint uns fast unmöglich, uns dazu zu entschliessen. Aber haben wir nur den ersten Widerstand überwunden, sezen wir nur die Arbeit emsig und mit Festigkeit fort: so verschwinden immer mehr und mehr die Gefühle der Unlust, die sie in uns erweckte, und nicht selten treten an ihre Stelle sogar Gefühle der Lust. — Auf solche Art also lässt das Gefühlvermögen sich üben und bilden, und in wiefern wir dies thun, in sofern erwerben wir uns dadurch einen eigenthümlichen Werth.

Was von dem Gefühlvermögen gilt, das gilt auch von dem niedern Begehrungsvermögen; nur mit dem Unterschiede, dass jenes durch Gefühle der Lust und Unlust, dieses durch Triebe, Begierden, Leiden-

denschaften, Neigungen und Verabscheuungen wirkt, und uns schon unmittelbarer und stärker zu Handlungen treibt. So wie wir öfters Gefühle der Lust bey bösen und schädlichen, und Gefühle der Unlust bey guten und nüzlichen Handlungen empfinden, so werden wir auch öfters durch Triebe, Neigungen u. s. w. zu jenen hingezogen, und durch Abscheu von diesen zurückgehalten. Wir können und müssen auch auf dieselbe Art das Begehrungsvermögen, wie das Gefühlvermögen üben und bilden, indem wir den bösen und schädlichen Trieben und Begierden die Nahrung abschneiden, und die nüzlichen und guten desto eifriger und zweckmässiger zu wecken und zu beschäftigen uns bemühen; und auch dadurch erhalten wir natürlich einen nicht geringen eigenthümlichen Werth.

Zu aller Selbstthätigkeit wird, wie wir oben bemerkt haben, erfordert: ein Sichbestimmen zu einer Handlung nach einem deutlichen Bewusstseyn von derselben, ein Entschluss. Dasjenige Vermögen, wodurch dieses geschieht, ist das obere Begehrungsvermögen, der Wille. Dieser ist also unter allen Kräften zu wirken die höchste und wichtigste, weil ohne sie kein selbstthätiges Handeln möglich ist, und es durch dieselbe lediglich bestimmt wird. Das Ziel ihrer Uebung und Bildung ist, dass sie frey und ungehindert, und auf das Beste wirke. Je mehr ihre Wirksamkeit sich diesem Ziele nähert, desto höher steigt ihr Werth, und mit ihm, in Beziehung auf sie, zugleich der unsrige, von deren Selbstthätigkeit er die Wirkung ist.

Sind alle diese Kräfte auf diese Art, so viel möglich, geübt und gebildet: so kömmt es nun darauf an, von ihnen den rechten Gebrauch zu machen. Alles Wirken hat zum Zweck — Sittlichkeit und Glückseligheit. Auf diese beyden Punkte muss also aller Gebrauch,

brauch, alle Anwendung unsrer Kräfte gerichtet seyn. Je mehr und je besser wir sie aber geübt und gebildet haben, desto leichter wird es uns auch, jene Zwecke zu erreichen. Denn je fähiger wir sind, in jedem gegebenen Falle das mehr oder weniger Nüzliche, das mehr oder weniger Schädliche, Gut und Böse, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden; je mehr Kraft wir besizen, auf andere Dinge zu wirken; je tüchtiger wir sind, uns selbst zu beherrschen, und frey und ungehindert zwischen dem zu wählen, was uns die Vernunft als nüzlich oder schädlich, gut oder böse vorstellt: desto fähiger sind wir auch, gute und nüzliche Handlungen zu vollbringen.

Dieser Gebrauch unsrer Kräfte, dieses Wirken zur Hervorbringung der Sittlichkeit und Glückseligkeit kann jedoch nicht allererst nach vollendeter Uebung und Bildung derselben seinen Anfang nehmen, ob es gleich alsdann erst in seiner höhern Vollkommenheit möglich wird: denn schon ihre zweckmässige Uebung und Bildung selbst ist nicht anders, als dadurch möglich, dass sie auf eine jene Zwecke bewirkende Art in Thätigkeit gesezt werden. Auch sind dieselben, so viel sie auch geübt und gebildet worden, doch immer noch eines höhern Grades von Uebung und Bildung fähig. Bildung und Anwendung der Kräfte zu ihren Zwecken, besonders was die geistigen Vermögen zu wirken betrift, gehen in der Natur selbst immer Hand in Hand — wiewohl der Grad der leztern stets von dem Grade der erstern abhänglig ist —; und nur in der Betrachtung derselben heischt die Ordnung eine Trennung. Dieses zur Verhütung eines möglichen Misverständnisses. — Es ist hier übrigens nicht der Ort, mich über die Art, wie wir in allen Fällen unsre Handlungen einzurichten haben, im Einzelnen zu verbreiten; zu dem hier gegebenen Zwecke ist es hinreichend, die

von

von der Vernunft und Klugheit bestimmte Natur unsers Handelns, und den daraus entspringenden Werth, im Allgemeinen zu bezeichnen.

Die Summe unsrer angenehmen Empfindungen bestimmt den Grad unsrer Glückseligkeit. Je grösser diese, und je geringer die der unangenehmen Empfindung ist, desto glückseliger sind wir. Die gänzliche Abwesenheit aller unangenehmen Empfindungen, und der ununterbrochene Genuss von lauter angenehmen, weder mehr zu erhöhenden, noch zu erweiternden Empfindungen giebt eine vollkommene Glückseligkeit. Es kömmt also zur Erlangung der Glückseligkeit, so weit dieselbe von uns abhängt, darauf an, dass wir jederzeit nur dasjenige thun, was, und zwar nicht blos für den Augenblick, sondern für den ganzen Umfang unsers Daseyns, die Summe unsrer angenehmen Empfindungen negativ oder positiv, d. i. entweder durch Verminderung der Summe unangenehmer, oder durch Erhöhung und Erweiterung der Summe angenehmer Empfindungen vermehren kann. Mit je mehrerer Genauigkeit, Strenge und Festigkeit wir diese Regel in allem, was wir thun oder lassen, befolgen, desto mehr stimmt unser Handeln mit den Vorschriften der Klugheit überein, desto mehr Werth hat und giebt es uns.

Die Sittlichkeit im engsten Sinne ist Uebereinstimmung des Willens mit den Gesezen der praktischen Vernunft, und zwar so, dass diese der ausschliesssende Bestimmungsgrund von jenem sind. Um sie zu besizen, dürfen wir nichts wollen oder thun, was die praktische Vernunft verbietet, und nichts unterlassen, was diese zu wollen gebietet; und zwar aus keinem andern Beweggrunde, als weil sie es gebietet oder verbietet. Es folgt also, dass unser sittliches Betragen um so vorzüglicher ist, je mehr es sich diesem Ideale

der

der Sittlichkeit nähert, und dass es uns also auch in dieser Rücksicht desto mehr eigenthümlichen Werth ertheilt.

Vergleichen wir das Wirken zur Glückseligkeit mit dem Wirken zur Sittlichkeit: so ist gar nicht schwer einzusehen, dass jenes von diesem an Werthe unendlich übertroffen werde. Das erstre bleibt stets der Willkühr anheimgestellt, das leztre ist unbedingt durch die Vernunft geboten. Es steht uns ganz frey, ob wir uns diese oder jene angenehme Empfindung verschaffen wollen, und es findet dazu durchaus keinerley Zunöthigung Statt; aber einer Pflicht, einem Gebot der Vernunft dürfen wir uns nie entziehen. Auch ist alles Bemühen um angenehme Empfindungen, alles Streben nach Glückseligkeit der Pflicht stets untergeordnet; nur dann ist es uns erlaubt, nach einem Vortheil, nach einem Gut zu streben, wenn es gegen keine sittliche Vorschrift streitet. Der Sittlichkeit muss alles weichen, und es kann blos Statt finden unter der Bedingung, wenn es mit derselben nicht in Widerstreit kömmt. Sie ist also das Höchste, wornach der Mensch zu streben hat, und was er zu erreichen vermag. Ihr kömmt also auch unter allen Dingen der höchste und unbedingteste Werth zu, und derjenige ist der Würdigste und Vorzüglichste vor allen, welcher im höchsten Grade sittlich ist.

Dies sind also im Allgemeinen die dem Menschen selbst, als Person, möglich zukommenden Eigenschaften, und so bestimmt sich der einer jeden insbesondere anhangende Werth. Alles nun, worauf wir einen Werth sezen, erregt unser Wohlgefallen, und bestimmt dadurch das Begehrungsvermögen, es zu begehren, und, wofern es uns zu Theil werden kann, darnach zu streben, welches Streben nur durch überwiegende Hinder-

Hindernisse aufgehoben wird. Wir wünschen immer das, worauf wir, als auf eine uns ziemende Eigenschaft, einen Werth sezen, uns selber beylegen, uns selber diesen Werth zuschreiben zu können, und es ist uns sehr unangenehm, uns denselben absprechen zu müssen, oder von Andern ihn uns abgesprochen zu sehen. Ia dieses Verlangen ist so gross, dass die Einbildungskraft nicht weniger Menschen dadurch endlich dermassen afficirt wird, dass sie fest glauben, Vorzüge zu besizen, die ihnen entweder gänzlich mangeln, oder ihnen doch nur in einem sehr geringen Grade beywohnen.

Ein gewisser Geistlicher, ein sonst ganz verständiger und in mancher Rücksicht wirklich verehrungswürdiger Mann, behauptete gegen jedermann, dass er alle Sprachen der Welt verstehe, und seine genauesten Bekannten versicherten einstimmig, dass er selbst von sich diese Meynung hege; und doch war, ausser der Muttersprache, für die er in der That kein Adelung war, ein wenig Französisch, ein wenig Latein, ein wenig Griechisch und ein wenig Hebräisch, und, wenn's recht hoch kam, die Geschicklichkeit, arabisch und chaldäisch zu lesen, der ganze Schaz, den er von Sprachkenntnissen besass. — Uebrigens findet sich wohl nicht leicht ein einziger Mensch, der sich nicht etwas vorzüglicher dünken sollte, als er wirklich ist, und bey manchen wird sogar der Gedanke, etwas zu seyn, was sie zu werden doch immer vergeblich verlangen, zur fixen Idee, und verursacht eine gänzliche Zerrüttung ihres Gehirns, wie die Irrenhäuser davon traurige Beyspiele liefern.

Es liegt also von Natur in uns ein Trieb, auf uns selbst einen Werth zu legen, uns selbst zu schäzen; wir haben einen Trieb der Selbstschäzung.

Dieser Trieb richtet sich stets nach der Kultur des Menschen, und so wie die Erkenntniss desselben in Ansehung des Werthes der den Menschen möglicher Weise zukommenden Eigenschaften sich verändert und erweitert, so verändert und erweitert sich auch der Trieb der Selbstschäzung. Er wird schon sichtbar in den ersten Iahren der Kindheit. Das Kind, welches nach vielen mislungenen Versuchen zu gehen endlich jedes Hinderniss überwindet, und nun das Uebergewicht und den Vorzug seiner erlangten Kraft empfindet, freut sich derselben nicht wenig, und fühlt sich überaus glücklich, einem jeden, der es bemerken will, Proben davon abzulegen; und so wie es in der Folge der Iahre den Werth anderer und mehrerer Eigenschaften schäzen lernt, so wird es auch begierig nach dem Besiz derselben. Der rohe Mensch, der von dem, was er durch seinen Geist vermag, sich wenig träumen lässt, der zur Befriedigung seiner wenigen Bedürfnisse der Kräfte seines Körpers mehr, als der seines Geistes bedarf, und also auf jene den grössten Werth sezt, wünscht und strebt auch vorzüglich, diese in einem so viel möglich hohen Grade zu besizen. Daher die grosse und ausschliessende Achtung, in welcher bey rohen Nationen immer die persönliche Tapferkeit steht. Fangen sie allmälig an, den Werth der mannichfaltigen Künste, der Wissenschaften, und anderer Vorzüge, die sich der Mensch erwerben kann, kennen zu lernen: so regt sich in ihnen auch der Wunsch und das Bestreben, sich diese Eigenschaften einzuverleiben, und dadurch ihren Werth zu erhöhen.

So geht der Trieb der Selbstschäzung nach Masgabe der Einsichten des Verstandes von dem Geringern immer zu dem Höhern über. Natürlich also, dass, wenn der Verstand in seiner Entwickelung endlich auf dem erhabenen Standpunkt angelangt ist, alle wirklich

lich menschliche Eigenschaften nach ihrem verschiedenen verhältnismäsigen Gehalte würdigen zu können, auch der Trieb der Selbstschäzung sich an diese Würdigung binden wird. Nun muss sich, nach dem vorher Erörterten, ein jeder in demselben Maase einen Werth beylegen, in welchem er seine mannichfaltigen Kräfte auf eine zweckmäsige Art geübt und gebildet, und in welchem er sie anzuwenden beflissen ist: er wird also auch, um sich einen möglichst hohen Werth zuschreiben zu können, wünschen und sich bestreben, sie auf solche Art zu bilden und anzuwenden.

An den Trieb der Selbstschäzung kettet, und nach ihm bestimmt sich der Trieb nach Ehre, und ich habe die Erörterung des erstern in die Untersuchung des leztern deswegen verwebt, weil sie in der Natur selbst auf diese Art mit einander verwebt sind. Der Ehrtrieb ist augenscheinlich nichts anders, als die Wirkung des Triebes der Selbstschäzung. Die Anerkennung unsers Werthes von Andern ist gleichsam eine Bestätigung und Rechtfertigung der Achtung, die wir selbst gegen uns hegen; und auf je mehrere Individuen sich diese Anerkennung erstreckt, je weiter sich unser Ruhm verbreitet, desto mehr wächst unsre eigene Ueberzeugung von unsern Vorzügen. Die gute Meynung Anderer von uns ist gleichsam ein Spiegel, in welchem wir unsern eignen Werth erblicken; und je deutlicher und überzeugender wir darin unsre Vorzüge wahrnehmen, ein desto grösseres und lebhafteres Vergnügen gewährt er uns auch. Je mehr wir unsre Vorzüge, sey's auch nur in der Einbildung, wachsen sehen, desto heftiger wünschen wir auch, sie von Andern anerkannt und bestätigt zu wissen, desto ehrbegieriger werden wir auch. Ein Mensch, der wenig Ursache findet, oder dem wenig daran liegt, sich

selbst zu schäzen, ist auch wenig bekümmert, von andern Menschen geschäzt zn werden. Dies Bestreben, durch die gute Meynung Anderer in unsrer eignen guten Meynung von uns desto gewisser zu werden, ist unstreitig auch die Ursache, dass diejenigen, deren Vorzüge meistentheils nur eingebildet sind, gewöhnlich den grössten Ehrgeiz besizen, und es unausstehlich finden, sich die gesuchte Ehre versagt zu sehn *); und dass hingegen diejenigen sich über den Mangel an Ehre am leichtesten beruhigen, die in sich selbst keine Ursach finden, in ihre Vorzüge einigen Zweifel zu sezen. Iene bedürfen zur völligen Sicherheit und Giltigkeit ihrer guten Meynung von sich selbst immer noch der Zustimmung Andrer; diese sind darin schon durch sich selbst gewiss.

Daher die gewöhnliche Aufgeblasenheit der sogenannten Glückspilze, und die gewöhnliche Bescheidenheit wahrhaft verdienter Männer. Jene tragen ihre eitlen Vorzüge überall zur Schau, um stets in den staunenden Blicken des Pöbels das Urtheil zu lesen: Das ist ein reicher, das ist ein grosser Mann! Diese sind wegen der Wahrheit und Aechtheit ihrer Vorzüge von selbst so sicher, dass es sie wenig kümmert, ob jedermann sie anerkennen will. Daher der oft weit unerträglichere Stolz und Ehrgeiz, welchen nagelneue, als der, welchen alte Edelleute zeigen. Abgerechnet, dass jenen von der neuerlangten Hoheit der Kopf noch schwindelt: so ist bey ihnen die Erinnerung an ihren unlängst verlassenen niedrigen Stand noch zu neu; der Gedanke von ihrer neuen eingebildeten Erhabenheit ist

*) Kleinigkeiten, sagt Shakespear, machen niedre Leute stolz. — Wespen saugen nicht das Blut des Adlers, sondern plündern nur Bienenkörbe.

ist noch nicht hinlänglich befestigt und gesichert; es findet noch öfters ein unwillkührliches Zusammentreffen der Vorstellungen von ihrer vorigen Niedrigkeit und von ihrer nunmehrigen Hoheit Statt; und sie können sich bisweilen selbst noch nicht recht überzeugen, ob sie auch in der That das wunderbare erhabene Wesen sind, wozu sie für eine Handvoll Geld ein schöpferisches Papier, oder eine eigennüzige Heyrath gestempelt hat. Darum fliehen sie so ängstlich den Umgang und besonders die Vertraulichkeit mit Bürgerlichen, und alles, was sie und Andere an ihren vorigen Stand erinnern könnte; darum schliessen sie sich so zudringlich an den Adel an, halten so sorgfältig auf jedes äussere Zeichen, wodurch ihr gegenwärtiger Stand bemerkbar gemacht wird, und sind so eifersüchtig auf jede der geringsten Auszeichnungen, die diesem Stande zuerkannt werden. Der Mann von altem Adel ist in seiner Meynung von seiner obschon gleichfalls nur eingebildeten Hoheit schon zu fest überzeugt, es fällt ihm zu wenig ein, dass man ihm dieselbe zweifelhaft oder streitig machen könnte, als dass er alles so behutsam vermeiden, was ihn, dem Anschein nach, einem geringern Stande nähern, und nach allem so hastig jagen sollte, was ihn über die geringern Klassen emporheben kann; und obgleich nicht minder stolz, ja vielleicht noch stolzer, als der neue Edelmann, ist er doch weniger besorgt, wie dieser, seinen Stand in jedem kleinlichen Umstande geltend zu machen.

Unter allen Schriftstellern erheben die schlechtesten immer das lauteste Geschrey, wenn man sich die Mühe nimmt, die Armseligkeit ihrer Produkte in ihrer Blösse darzustellen. Sie träumten so süss von ihren schriftstellerischen Talenten, und von der Vortrefflichkeit ihrer Arbeiten, und sie finden sich durch die

ungefällige Wahrheit auf einmal so schrecklich in ihren angenehmen Träumen gestört. Ihr eingebildeter Werth ist in Gefahr zu verschwinden. Nun ist kein andrer Ausweg, als zu Schmähungen und unverschämten Beschuldigungen ihre Zuflucht zu nehmen, um, zur Aufrechthaltung ihrer Vorzüge, die gute Meynung des Publikums auf diese Art für sich zu erzwingen, da sie nicht fähig sind, sie auf eine bessere zu gewinnen. Der vortreffliche Schriftsteller, wenn nicht andere Rücksichten ihn zu seiner Vertheidigung auffordern, verhält sich ganz ruhig, es sey bey gerechtem oder ungerechtem Tadel. Er ist gewiss, dass weder der eine, noch der andere ihm sein wirkliches Talent, und seine wirklichen Verdienste rauben oder streitig machen kann.

Diese genaue Verkettung des Triebes der Selbstschäzung mit dem Triebe nach Ehre ist auch der Grund, warum ihre beyderseitigen gewöhnlichen Wirkungen so genau mit einander verschwistert sind. Eitelkeit, Stolz, Hochmuth, die unächten Sprösslinge von jenem, Ehrgeiz, Ehrsucht, Ruhmsucht, die unächten Sprösslinge von diesem; und diese werden von jenen gewöhnlich eben so bestimmt, wie die Mutter der leztern von der Mutter der erstern. Ehrgeiz und Stolz pflegen eben so, wie Bescheidenheit und Demuth, in unzertrennlichem Bunde zu seyn.

Da nun der Mensch bey gereifter volljähriger Erkenntniss der ihm selbst wirklich zukommenden Eigenschaften, und deren verschiedenen Werthes, vermöge des Triebes der Selbstschäzung diese Eigenschaften, und die vorzüglichsten unter ihnen am meisten zu erlangen wünschen und streben wird: so wird er auch, weil der Trieb nach Ehre sich stets nach jenem Triebe richtet, nach der Anerkennung solcher Eigenschaften, nach derjenigen Ehre zu streben sich angetrieben finden, welche sich auf solche Eigenschaften gründet.

Der

Der natürliche und wahre Zweck des Triebes nach Ehre lässt sich nun hiernach auf das genaueste und einleuchtendste bestimmen. Es kann nicht seine Bestimmung seyn, uns anzutreiben, nach solchen Eigenschaften oder sogenannten Vorzügen zu streben, welche nichts als ein Geschenk der Natur, oder eine Wirkung des Zufalls sind: denn diese gehören nicht uns an, können also auch uns keinen Werth geben, und es kann keine Anerkennung derselben als eines uns zuständigen Werthes Statt finden; sondern blos nach solchen Eigenschaften, welche, als das eigene Werk unsrer Selbstthätigkeit, aus der Bildung und dem Gebrauche der uns von der Natur verliehenen Kräfte hervorgehen.

Unsre gesammte Selbstthätigkeit hat zwar einen allgemeinen höchsten Zweck, nehmlich möglichst vollständige Thätigkeit aller unsrer Kräfte nach und in Uebereinstimmung mit dem höchsten Geseze unserer Natur, mit dem Geseze der praktischen Vernunft, wodurch wir der vollkommensten Ehre würdig werden; und diesemnach hat auch der Ehrtrieb eine einzige allgemeine höchste Bestimmung, nehmlich: uns zu der Erreichung dieses Zweckes anzutreiben. Weil aber diese allgemeine Thätigkeit ein aus der Thätigkeit vieler Kräfte erwachsendes mannichfaltiges Ganzes ist; weil die in Uebung, Bildung und Anwendung bestehende Thätigkeit jeder einzelnen Kraft ihren besondern Werth hat, und der Ehrtrieb nach einer jeglichen insbesondere hintreibt: so entspringt daraus eine vielfache, in Ansehung ihrer Wichtigkeit sehr verschiedene Bestimmung desselben. Er hat die Bestimmung, uns anzureizen, uns, so weit dieses von unsrer Selbstthätigkeit abhängt, Gesundheit, Kräfte des Körpers, Stärke und Schnelligkeit, Kenntnisse, und diese um so mehr, je vorzüglicher und wichtiger sie

 sind,

sind, Geschicklichkeit u. s. w. zu verschaffen: denn durch alles dieses erlangen wir einen uns eigenthümlich zukommenden Werth. Diese seine mannichfaltigen Bestimmungen sind aber, was ihre Wichtigkeit betrifft, so verschieden, wie die mannichfaltigen Eigenschaften und Vorzüge, die er uns zu erwerben antreibt. So ist die, uns zur Erhaltung und Befestigung unsrer Gesundheit anzuspornen, wichtiger, als die, uns zur Erhöhung unsrer körperlichen Stärke zu reizen, und die, uns zur Erwerbung nothwendiger und nüzlicher Kenntnisse anzutreiben, wichtiger, als die, uns zur Verschaffung körperlicher Kräfte überhaupt zu bewegen; und wir müssen durch denselben immer um so stärker in Bewegung gesezt werden, je vorzüglicher die Eigenschaft ist, nach deren Besiz er uns hintreibt. Die höchste und wichtigste unter allen durch unsre Selbstthätigkeit zu erlangenden Eigenschaften ist aber, wie aus dem vorigen erhellet, die Sittlichkeit. Seine höchste und wichtigste Bestimmung muss also auch seyn, uns zur Erlangung der Sittlichkeit anzutreiben, und er muss hierin seine grösste Wirksamkeit äussern. Denn sie ist es, die uns den höchsten Werth ertheilt, ohne welche selbst der Werth aller übrigen Eigenschaften verschwindet, auf welchen diese nur in so fern Anspruch machen können, als sie der Sittlichkeit dienen, oder ihr doch nicht widerstreiten, und wodurch wir also auch allein der grössten Ehre gewärtig seyn können.

Wir sind jezt bey dem Punkte angelangt, nach welchem wir ausgiengen. Es bleibt kein Zweifel über die Wahrheit dieses Sazes: Die Natur pflanzte in uns einen Trieb nach Ehre, zwar auch zu andern untergeordneten Zwecken, aber doch hauptsächlich zur Beförderung der Sittlichkeit — versteht sich, nicht reiner, sondern legaler Sittlichkeit.

Alles hierüber Abgehandelte lässt sich in folgende kurze, die Uebersicht über das Ganze, und die Einsicht in die Wahrheit desselben mit einem Blicke gebende Säze fassen.

Wir streben alle nach Ehre, das ist, uns von Andern gewisse gute Eigenschaften, gewisse Vorzüge, einen gewissen Werth beygelegt zu wissen.

Dieses Streben nach Ehre bindet sich stets an das eigene Urtheil unsers Verstandes über den Werth der dem Menschen möglich zukommenden Eigenschaften; und so wie wir durch den Trieb der Selbstschäzung diejenigen Eigenschaften, auf welche wir nach der Einsicht unsers Verstandes einen Werth sezen, und diejenigen am meisten, auf welche wir den grössten Werth sezen, zu besizen streben, so streben wir auch vermöge des Ehrtriebes, uns solche Eigenschaften, und zwar in derselben Ordnung, von Andern beygelegt zu sehn.

Nicht alle Eigenschaften, die bey Menschen angetroffen werden, kommen ihnen selbst zu, können als ihnen selbst, als Person, angehörig angesehen werden; und sie können folglich auch, sobald der Verstand hierin zu einer recht deutlichen und lebhaften Erkenntniss gelangt ist, keinen Gegenstand unsers Ehrtriebes abgeben.

Unter allen uns selbst wirklich zukommenden Eigenschaften aber ist die Sittlichkeit die erhabenste und wichtigste: sie mus folglich auch, sobald der Verstand zu seiner Volljährigkeit gelangt, und alle diese Eigenschaften richtig zu würdigen vermag, den höchsten Gegenstand unsers Triebes nach Ehre ausmachen; und da wir die Anerkennung derselben von den Menschen nicht anders erwarten können, als durch den wirklichen Besiz derselben: so werden wir uns durch den Trieb nach Ehre unaufhörlich angetrieben finden, vor

allen andern den Vorschriften der Sittlichkeit gemäs zu handeln, und alles sorgfältig zu vermeiden, was uns bey Andern in die Meynung eines schlechten und lasterhaften Menschen sezen könnte.

So wirkt der Trieb nach Ehre bey dem Menschen, dessen Verstand vollkommen ausgebildet ist; und so ist er bey diesem in der That ein sehr wirksames Beförderungsmittel legaler Sittlichkeit.

Da aber die Menschheit im Ganzen immer sehr spät zu dieser Reife, zu dieser vollkommnen Mündigkeit des Verstandes gelangt; da es selbst unter den gebildetsten Völkerschaften immer nur wenige Auserwählte sind, die so scharf, wie es hier erfordert wird, von dem Wesentlichen das Zufällige, von der Wahrheit den Schein zu scheiden vermögen: so scheint es, als ob die Natur ihren Zweck, den Ehrtrieb als Beförderungsmittel der Sittlichkeit zu brauchen, im Ganzen äusserst spät, und dann doch nur in wenigen Individuen erreiche; ja dies könnte bey Manchem wohl den Zweifel erregen, ob dieses überhaupt die höchste natürliche Bestimmung des Triebes nach Ehre sey.

Indess schiesst hierin eine weise Mutter doch nicht so weit beym Ziel vorbey, als es auf den ersten Blick wohl scheinen kann. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass der grosse Haufe — worunter ich hier keineswegs nur Schuster und Schneider, sondern, mit ihrer höchsten, hohen, und gütigsten Erlaubniss, zum Theil auch Fürsten, Grafen, und Herren, Gelehrte — denn auch unter diesen findet sich ja Pöbel genug — und Ungelehrte, Klerikos und Laicos verstanden haben will, — gerade auf solche Eigenschaften, welche blos von der Natur und von dem Zufall abhängig sind, und dem Menschen durchaus keinen Werth geben kön-

können, den grössten Werth zu sezen, und nach der darauf beruhenden Ehre am eifrigsten zu streben pflegt.

Es ist auch die natürlichste Sache von der Welt, und es würde ein Wunder seyn, wenn es anders wäre. Alle Erkenntniss nimmt anfänglich ihren Weg durch die Sinne. Auch die Erkenntniss des abstraktesten Denkers muss vom Anfange her diesen Weg einschlagen, ohne ihn je ganz entbehren zu können; und die Erkenntniss der meisten Menschen weis deren ganzes Leben hindurch von keinem andern. Der Eindruck, welchen die Dinge vermittelst der Sinne auf das Gefühl machen, bestimmt dann die Urtheile des Verstandes, und die Folge ist: dass der grosse Haufe gewöhnlich nicht anders denkt, als er fühlt, und dass falsche Gefühle falsche Urtheile erzeugen.

Der handwerksmäsige Gelehrte, d. h., alle diejenigen, welche man nur deswegen Gelehrte nennt, weil sie einige Iahre auf einer hohen Schule zubrachten, und daselbst, wenn sie nicht auch hierzu zu nachlässig oder zu unordentlich waren, ihr Gedächtniss mit einer gewissen Summe von zum Theil wahren, zum Theil halbwahren, zum Theil ganz falschen, bald nur halb, bald gar nicht verdauten Begriffen anfüllten, die sie ihre Brodwissenschaft nennen, weil sie ihnen, wie dem Schuster seine Pfrieme, nur dazu dienen soll, ihnen dereinst ihr Brod zu verschaffen, — diese, sage ich, machen hierin keine Ausnahme. Das Vorrathshaus ihres Gedächtnisses sey noch so reichlich mit fremden Begriffen und Urtheilen angefüllt: ihr Verstand zieht wenig oder keinen wesentlichen Vortheil davon. Sie gleichen den Wörterbüchern, die zwar eine ungeheure Masse von Bedeutungen fremder Wörter und von Redensarten aufbewahren, aber dadurch selbst weder fähig sind, eine Sprache zu verstehen, noch über etwas ein Urtheil zu fällen. Ihr Verstand

bleibt

bleibt troz allen ihren eingesammelten Kenntnissen stets unter dem bestimmenden Einflusse des Gefühls.

Um unabhängig von diesem Gefühl die Gegenstände blos nach den schärfsten Gründen der Wahrheit zu beurtheilen, dazu gehört eine absichtliche strenge Absonderung des Verstandes von der Sinnlichkeit, eine sorgfältige tiefeindringende Betrachtung über die Natur ihrer beyderseitigen Thätigkeit, über ihr Verhältniss zu einander und ihren wechselseitigen Einfluss, und endlich über die Natur und Beschaffenheit der Gegenstände selbst, sowohl für sich, als in Vergleichung mit andern.

Dass dieses die Sache weniger Menschen sey, bedarf wohl keiner Beweise. Was kann nun unter allen an Menschen anzutreffenden Eigenschaften einen stärkern Eindruck auf die Sinnlichkeit machen, als diejenigen, welche am meisten in die Sinne fallen, und die meisten und thätigsten Gefühle am stärksten rühren, als Reichthum, vornehme Geburt, hoher Rang, Glanz und Pracht im Aeussern, Schönheit und Kraft des Körpers, u. d. gl.? Der Reichthum schüzt nicht nur vor so mancherley physischen Uebeln, vor Mangel und Elend, vor Hunger und Durst, vor Hize und Frost, und was dergleichen mehr ist; sondern er gewährt auch alles, was den Sinnen, was Aug' und Ohr, was Gaum, Gefühl und Nase immer schmeicheln, und dem Besizer Genuss verschaffen kann. Es kostet dem Reichen einen Wink, und die kostbarsten Erzeugnisse der Kunst und der Natur stehen ihm zu Gebote. Tausend Hände sezen sich in Bewegung, um, sobald er gebietet, seinen Wünschen Befriedigung zu schaffen. Ein Schwarm von Freunden drängt sich um ihn, alles lächelt ihn an, alles bringt ihm in Worten und Gebehrden das Opfer der Huldigung; und vor seinem vollen Seckel erblassen Feindschaft, Hass und Verfolgungs-

sucht.

sucht. Eine Sache nun, welche über so viele, so furchtbare, so schreckliche Dinge das Uebergewicht behauptet, welche die Quelle von so vielen für den sinnlichen Menschen so wünschenswerthen Gütern ist — wie kann sie anders, als den stärksten Eindruck auf das Gefühl des Menschen machen, wie kann sie anders, als eine überaus grosse Idee von ihrer Wichtigkeit, von ihrem Werth erzeugen? Aber welchen Werth, welche Hoheit muss dieses güldene Kalb des Reichthums nun vollends in den Augen desjenigen Menschen erhalten, der jeden Augenblick die drückende Last der Armuth empfindet; der den tausendfältigsten Uebeln, die aus der physischen und moralischen Welt auf ihn eindringen, unaufhörlich blosgestellt ist; der aus Mangel an höherer Bildung in sich selbst kein Mittel, keine Waffen findet, um diesen schreckbaren Feinden Widerstand zu leisten; und der mit desto lüsternern Blicken nach den Genüssen des Ueberflusses schielt, weil er den damit vergesellschafteten Ekel, und die damit verknüpfte Last nicht kennt, und weil seine Einbildungskraft sie ihm mit zwiefach schimmernden Farben mahlt? Wie wichtig muss ihm nicht der Mann erscheinen, der vermöge seines Reichthums so vielen Uebeln Troz zu bieten, und solch überschwenglichen Genuss um sich her zu zaubern vermag? — Und dieser selbst, wie wichtig muss er sich nicht selbst erscheinen im Gefühl dieses auffallenden Uebergewichts? Welch einen Preis muss er nicht auf eine Eigenschaft sezen, durch deren Verlust er sich gleichsam vernichtet zu werden dünken muss? —

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auch mit den übrigen Gütern des Zufalls und der Natur, die, eben so wie der Reichthum, am meisten in die Sinne fallen. Die höhern, die dem Menschen selbst zukommenden, auf seiner Selbstthätigkeit beruhenden Eigen-

schaf-

schaften, ob sie gleich den Menschen zu erheben allein, und ihn wahrhaft glücklich zu machen am allermeisten tüchtig sind, fallen fast insgesammt gar nicht in die Sinne, und sind weit weniger gemacht, als jene, sich des Gefühls zu bemeistern. Wohlgeordnete, fein, sanft und edelgestimmte Gefühle; stille weise Mäsigung der Begierden; ein fester, der Vernunft stets untergeordneter Wille; ein gründlicher vielumfassender Verstand; ein weise gesammelter Schaz von guten und nüzlichen Kenntnissen u. s. w. — das alles sind Dinge ohne alles Geräusch, die den äusern Sinn nicht treffen, die unmittelbar allein dem innern Sinn ihres Besizers wahrnehmbar sind, äusserlich aber sich nur durch ihre Wirkungen allmälig und langsam zu erkennen geben, und dann doch nur feingestimmte Seelen in sanften Schwingungen rühren.

Um sie gehörig zu schäzen, und folglich um sie zu erkennen, muss man sich entweder selbst der beschwerlichen Mühe, sorgfältig und reiflich darüber nachzudenken, unterziehen, oder von Andern gründlich darüber belehrt werden. Allein zu dem erstern fehlt es bald an Fähigkeit, bald an Lust, bald an guter und zweckmäsiger Anleitung; und der guten und gründlichen Lehrer darüber giebt es theils zu wenige, theils ist man zu unwissend oder zu träg, um sich durch sie belehren zu wollen. Und selbst dann, wenn man die richtigsten Begriffe von dem besizt, was dem Menschen einen Werth zu geben wirklich vermag, oder nicht vermag, behauptet doch der mächtige Eindruck, den Reichthum, Ansehn und körperliche Schönheit u. d. gl. unfehlbar auf unser Gefühl zu machen pflegen, nicht selten das Uebergewicht über die richtigsten und reifsten Urtheile unsers Verstandes. Dieser Eindruck bemeistert sich schnell und unwillkührlich des Gefühls, und dieses hat schon entschieden,

den, ehe der kalte Verstand mit seinen abgelegenen, obgleich allein Probe haltenden, Begriffen und Urtheilen zur Sprache kömmt.

So ist also wohl nichts natürlicher, als dass der grosse Haufe immer denkt, wie er fühlt; dass er diejenigen Eigenschaften, welche blos das Werk der Natur und des Zufalls, und also von uns ganz unabhängiger Ursachen sind, unendlich höher anschlägt, als die, welche allein durch unsre Selbstthätigkeit zur Wirklichkeit gelangen; dass er den Werth des Menschen nicht, wie er sollte, nach diesen, sondern nach jenen berechnet; und dass er deshalb auch am allermeisten oder ausschliessend nach der Anerkennung, und folglich nach dem Besiz der leztern, und nicht der erstern strebt.

Zu diesen allein schon so wichtigen Ursachen gesellen sich nun auch noch die Erziehung, und mancherley andere Umstände. Dem Sohne des Fürsten wird oft von früher Jugend auf der verderbliche Wahn beygebracht, dass er über alle andre Menschen, deren Eltern keine Fürsten, oder auch nur keine so grosse Fürsten sind, wie er, erhaben sey; und wenn man es ihm auch nicht ausdrücklich sagte, so würde er durch die ganze Art, wie man mit ihm umzugehen pflegt, von selbst auf diesen Wahn gerathen müssen. Woher kömmt ihm denn nun diese wunderbare Erhabenheit seiner Person? Durch seine persönlichen Verdienste, durch solche Vorzüge, welche er sich durch eifrige und zweckmäsige Bildung und Anwendung seiner Fähigkeiten und Kräfte erwarb? Durch sorgfältig entwickelte Talente? Durch Geschicklichkeit und Kenntnisse? Durch Herrschaft über sich selbst? Durch Sanftmuth und Edelsinn? Durch Gerechtigkeit und Menschenliebe? Durch Grosmuth und Tapferkeit?

Durch Thätigkeit und Mäsigung? Durch Weisheit und Bescheidenheit? — Mit einem Worte, durch solche Eigenschaften, welche zugleich den vortreflichen Menschen und den weisen Regenten des Staats bezeichnen? — Mit nichten! Alle diese Dinge sind ihm öfters eben das, was dem teutschen Bauer seltne afrikanische oder amerikanische Thiere sind. Er lernt sie selten kennen; und wenn er sie auch kennen lernt, so hat er noch seltner Fähigkeit und Neigung, sich dieselben in einem merklichen Grade zu erwerben; und wenn er sie auch besässe, so sieht er doch so Viele, denen sie in noch höherm Grade eigen sind, verachtet und unbemerkt, und nicht einmal des eingebildeten Vorzugs gewürdigt, sich ihm zu nähern, oder, wenn es ihnen auch vergönnt ist, dem Throne nah zu seyn, sie doch mit allen Zeichen der tiefsten Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zu ihm aufblicken. Solche Eigenschaften, solche Vorzüge können es also unmöglich seyn, die ihn, dem äussern Schein, und seiner Einbildung nach, so hoch über die übrigen Menschen emporheben. Tausend Andre besizen sie in weit vorzüglicherem Grade, und doch sind diese gegen den Glanz seiner Herrlichkeit nur verächtliche Schatten. Es bleibt nichts übrig, als der zufällige Umstand, dass er der Sprössling eines fürstlichen Stammes, und dass er bestimmt ist, aus den Händen des Zufalls einst die Zügel der Regierung zu empfangen. Seiner Herkunft und Herrschaft verdankt er also seine Grösse. Worauf also anders, als auf diese Dinge wird er seinen grössten Werth sezen? Nach welcher andern Ehre wird sein Ehrtrieb ihn am heftigsten zu streben treiben, als nach der, welche blos auf diesen Dingen beruht? Daher strebt er auch oft so begierig nach Erweiterung seiner Herrschaft: denn nur dadurch, meynt er, kann sein Werth und seine Ehre einen Zuwachs erhalten.

Was dem Fürsten sein Reich, das ist dem Edelmann sein Dörflein und sein Rittersiz. Hier dünkt sich mancher Siegfried nichts geringeres, als ehedem der grose Mogul in Indien, oder als weyland der Beherrscher aller Gläubigen zu Bagdad, oder als der Kayser unzähliger Sklaven zu St. Petersburg. Kann man gleich seinen ganzen Staat recht gemächlich in einigen Stunden umkreisen, und beläuft sich gleich die ganze Anzahl seiner Unterthanen auf nicht mehr als höchstens zwanzig bis dreysig Familienhäupter: so ist er doch in diesem Sedezstaate so gut Monarch, wie der Fürst, dessen Gebiet einen halben Welttheil befasst, und dessen Staaten von einem Meere bis zum andern reichen; so ist er doch, wie Siegfried von Lindenberg sagt, so gut, wie der Kayser, ein Edelmann.

Im verjüngten Maasstabe tritt also bey der Richtung, die der Geist und das Gefühl des jungen Edelmanns nehmen, gewöhnlich alles das ein, was wir bey der des jungen Prinzen so eben angezeigt haben. Er wird mit einem Nahmen bezeichnet, den kein andres Kind im Dorfe führen darf. Vor ihm entblösst der Bediente im Hause und der Knecht im Stalle, und im Dorfe alles, vom silberhaarigen Greise bis zum muthwilligen Knaben, ehrfurchtsvoll sein Haupt. Seinem Willen darf sich niemand widersezen, und ich wollte es dem Bauer nicht rathen, ein saures Gesicht zu machen, oder gar ein empfindliches Wort auszustossen, wenn der kleine gnädige Iunker seine Kinder mishandelt, oder den Spass sich macht, an seinem Vieh, oder an seinem Garten seinen ungezogenen Muthwillen auszulassen.

Hat er nun die Kinderschuhe ausgetreten, und findet er es langweilig, sein Pflanzenleben auf der väterlichen Hufe auszudauren: so stehen ihm nach und nach die ersten Stellen in der Armee, oder am

Hofe des Fürsten offen; die öffentliche Achtung begleitet ihn auf allen seinen Tritten; alles muss ihm weichen, was nicht, wie er, einen Stammbaum führt, oder doch wenigstens einen kleinen Staat beherrscht; und sein ganzes Leben hindurch entsteht ihm das edle Vorrecht nicht, seinen Nebenmenschen meistens ungestraft zu mishandeln.

Was ist es denn nun, was ihm alle diese Vorrechte, all dieses überwiegende Ansehn ertheilt? Ist es vielleicht Arbeitsamkeit, Fleiss, Ordnungsliebe, Rechtschaffenheit, hülfreiche Dienstbeflissenheit gegen seine Nebenmenschen, und dergleichen Vorzüge mehr? Behüte der Himmel! Da müsste ja vielleicht der Schulze im Dorfe, oder der Grossknecht im Stalle vor unserm Junker den Vorzug behaupten. Oder ist es seltne Geschicklichkeit, seltne Kenntnisse, seltne Klugheit, seltne Weisheit, seltner Edelmuth, seltne Menschen- und Vaterlandsliebe u. s. w., was ihm die Bahn zu den ersten und wichtigsten Stellen im Staate öfnet? Eben so wenig! Da giebt es so manchen wackern Sohn eines Bauern, eines Bürgers, eines Geschäftsmannes, eines Gelehrten, der, wenn es auf solche Eigenschaften abgesehen wäre, um dergleichen wichtige Posten im Staate zu begleiten, darauf weit triftigere Ansprüche hätte. Nein, nein! der grosse, alle andere Rücksichten unendlich überwiegende Umstand ist es, dass er der hochwohlgebohrne Sohn eines Edelmanns und eines gestrengen Beherrschers eines kleinen Dörfchens ist.

Ist es aber allein seine Geburt und sein Vermögen, was ihn über alle andre Menschen erhebt, die mit ihm nicht diese eingebildeten Vorzüge theilen; müssen diesen alle an sich auch noch so erhabene persönliche Vorzüge so unendlich weit nachstehen — was kann dann anders die Folge seyn, als dass die

lez-

leztern ihm äusserst gering und verächtlich, und die erstern ihm über alles wichtig und gross erscheinen? Kann er es nun wohl der Mühe werth halten, sich um jene zu bekümmern, und muss er nicht seine ganze Grösse, seinen höchsten Werth in den Besiz von diesen sezen? Wird er also wohl so sehr nach irgend einer Ehre streben, als nach der, wodurch ihm diese nichtigen Vorzüge unaufhörlich vorgespiegelt werden?

Die Gefühle und Begriffe des jungen Bauern — Man verzeihe mir diesen Schnizer wider die Etikette, von dem Edelmann sogleich auf den Bauer überzugehen, und in der Kette der bürgerlichen Ehre so viele Glieder zu überspringen. Allein wenn man erwägt, dass ausser dem Kavalier doch alles zu der grossen Masse der gemeinen Leute gehört, die insgesammt zu nichts anderm da sind, als um jenen zu ehren und zu nähren: so kann man es unmöglich des Aufhebens werth finden, auch hier noch Unterschiede machen zu wollen — die Gefühle und Begriffe des jungen Bauern in Rücksicht auf menschlichen Werth und Ehre also nehmen, wenn es erlaubt ist, das Kleine mit dem Grossen in Vergleichung zu sezen, ungefähr eine ähnliche Richtung. Er bemerkt von seiner früheſten Iugend an, dass die sämmtlichen ehrbaren Einwohner seines Dorfs in Rücksicht auf ihr Ansehn sich nicht anders unterscheiden, als durch das Mehr oder Weniger dessen, was ein jeder das Seinige nennt. Ob ein Einwohner ein Anspänner oder ein Hintersättler ist, ob er mit einem Karren oder mit einem Wagen fährt, ob er ein oder zwey Pferde vor seinen Karren, zwey oder viere vor seinen Wagen spannt, und ob seine Aecker- und Hufenzahl sich um eine 1 vermehrt oder vermindert — das sind die Dinge, welche im Allgemeinen seinen Werth und den Grad seines Ansehns im

Dorfe, und in der ganzen Nachbarschaft, entscheiden. Ein armer Tagelöhner kann der rechtschaffenste, ordentlichste, fleissigste, treueste, in seiner Art brauchbarste und dienstfertigste Mann von der Welt seyn, man wird ihn zwar gewöhnlich jedem andern, ihm in solchen Eigenschaften nachstehenden, Tagelöhner vorziehen: aber hinter seinem Nachbar, der sechs Hufen Landes zählt, und täglich eine zahlreiche Heerde Vieh aus seinen Ställen treibt, bleibt er unendlich weit zurück.

Das Ansehn und der vornehmste Werth eines Menschen, muss also der junge Bauer urtheilen, besteht in der Zahl der Aecker und der Hausthiere, die sein Eigenthum ausmachen; keinesweges aber in richtigen Begriffen von den Rechten und Pflichten eines Menschen, in einem reichen Schaze nüzlicher ökonomischer und anderer für ihn brauchbarer Kenntnisse, und in der unermüdeten guten Anwendung aller dieser erworbenen Einsichten des Verstandes. Wornach kann also sein Ehrtrieb ihn anders und stärker hintreiben, als nach der Erlangung eines solchen Werthes, und der äusserlicheu Anerkennung desselben?

So verwendet also der Trieb nach Ehre bey dem grössten Theil der Menschen seine Kraft hauptsächlich zu Gunsten solcher Eigenschaften, welche ihnen einen eignen Werth zu geben gar nicht fähig sind; und es gewinnt dadurch wirklich den Anschein, als ob die eigentliche und höchste Bestimmung desselben bey den meisten Menschen ganz und gar verlohren gehe. Allein ob er gleich für die erstern unleugbar am meisten wirksam ist: so zeigt sich doch bei einer genauern Betrachtung, dass er auch in Ansehung der leztern nicht gänzlich ohne Thätigkeit bleibt.

Zuerst treibt er zwar, um bey den gewählten

Bey-

Beyspielen zu bleiben, den Prinzen und Edelmann vorzüglich an, die Vorzüge ihrer Geburt, und ihrer, bedeutenden oder unbedeutenden, Herrschaft geltend zu machen. Allein es ist doch unmöglich, dass der Genuss, den sie aus dem äusserlichen Schimmer ihrer eiteln Vorzüge ziehen, ihr ganzes Herz ausfülle. Wenn sie auch noch so wenig den wahren Werth des Menschen, und den Vorzug der aus der selbstthätigen Wirksamkeit desselben entspringenden Eigenschaften zu schäzen vermögen; wenn sie auch noch so wenig Veranlassung und Neigung finden, sich zu einem nüzlichen und des Menschen würdigen Gebrauche ihrer Fähigkeiten und Kräfte zu entschliessen: so wird doch schon die unerträgliche Last der Langenweile für sie ein hinlänglicher Antrieb seyn, um sich in den Besiz von mancherley Kenntnissen, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten zu sezen, die blos das Werk ihrer eigenen Thätigkeit sind. Sie werden bald anfangen, auf diese selbsterworbenen Vorzüge einen Werth zu sezen, und der Ehrtrieb wird nicht ermangeln, sie zur Vervollkommung derselben anzureizen. Mögen nun diese Vorzüge an sich und in Vergleichung mit andern noch so unbedeutend seyn: so sind es doch solche, die wenigstens dadurch über die zufälligen erhaben sind, dass sie ihren Besizern selbst zukommen, und dass sie leicht zu dem Bestreben nach wichtigeren führen können.

Den Bauer spornt der Ehrtrieb vorzüglich zum Erwerb von Eigenthume an: aber er bemerkt doch auch, dass, sowohl um die Masse dieses Eigenthums zu erhalten, als auch um sie zu vermehren, es gewisser Eigenschaften bedarf, die ihm nicht wie die Güter des Glücks von den Händen des Zufalls zugetheilt werden; sondern die ein jeder nur besizt, wiefern er sich selbst um den Besiz derselben Mühe giebt, als Klug-

heit in der Anordnung seiner Land- Haus- und Stall-Wirthschaft, Arbeitsamkeit, Fleiss, Sparsamkeit u. d. g. m. Er wird diese Eigenschaften zwar blos als Mittel betrachten, welche den höchsten Gegenstand seiner Wünsche zu erhalten und zu vergrössern dienen; er wird ihnen also auch nur einen sehr untergeordneten Werth zugestehen: aber er wird doch nicht umhin können, den Besizer derselben über denjenigen zu erheben, welchem sie mangeln, vorausgesezt, dass sonst ihr Vermögenszustand sich gleich ist. Er wird sich also auch selbst in dem Maasse höher oder geringer schäzen müssen, in welchem er sich diese Eigenschaften zuschreibt, und er wird durch beyde, durch den Trieb der Selbstschäzung, und durch den Trieb nach Ehre, zur Erlangung derselben angetrieben werden; er wird unfehlbar lieber für klug, als für dumm, lieber für haushälterisch, als für lüderlich, lieber für fleissig, als für faul gehalten zu werden wünschen; und sein eigenthümlicher Werth wird wachsen, indem er sich diesen Wunsch zu befriedigen bemüht.

So wie nun der Ehrtrieb unter allen Umständen auch bey dem grossen Haufen, in Ansehung solcher Eigenschaften, die blos durch Selbstthätigkeit entstehen, obgleich nur als Mittel zu anderweitigen Zwecken gesucht und geschäzt werden, nicht müssig bleibt, und also hierdurch doch immer einen Theil seiner wahren Bestimmung erfüllt: so ist dies auch der Fall in Rücksicht auf seine höchste Bestimmung.

Der grosse Haufe ist zwar nicht im Stande, den wesentlichen Gehalt der mancherley an Menschen befindlichen Eigenschaften nach den verfeinerten, nur durch eine weit gediehene Entwickelung möglichen, Begriffen und Grundsäzen des Verstandes und der Vernunft zu beurtheilen, und hiernach eine richtige Rangordnung unter ihnen festzusezen; er ist noch weit

weni-

weniger im Stande, den erhabensten Punkt menschlicher Ausbildung in seiner ganzen Klarheit wahrzunehmen, und dasjenige nach einleuchtenden und tiefbefestigten Gründen zu erkennen, was die höchste Würde des Menschen ausmacht — ich meyne jene feste, über alle fremde Einwirkung erhabene, Wirksamkeit desselben nach blossen Grundsäzen der Vernunft. Er kann also auch nicht durch eine solche Erkenntniss zu dem Streben nach einer solchen Wirksamkeit bestimmt werden. Er denkt und handelt vielmehr, wie wir bemerkt haben, blos nach den Eingebungen seiner Gefühle. Aber eben diese Gefühle werden auch, obgleich grösstentheils ungleich schwächer, als durch die unmittelbaren Gegenstände oder Güter der Sinne, durch die Tugend in Anspruch genommen.

Keine Tugend, und kein Laster lässt sich, ausser von ihren Besizern, unmittelbar wahrnehmen; sie äussern sich nur in ihren Wirkungen, d. i. in den durch sie verursachten Handlungen, und in den daraus entspringenden Folgen. Diese Wirkungen sind aber öfters von der Art, dass sie auf das Gefühl mit grossem Nachdruck wirken, und selbst bey dem stumpfsinnigsten Menschen nicht ganz ohne Eindruck bleiben. Die Wirkungen der Unmässigkeit, der zügellosen Wollust, des Geizes, der Raubsucht, der Tyranney u. s. w., wie mächtig treffen sie, wie tief verwunden sie nicht das Herz des dabey uninteressirten Wahrnehmers? Wer fühlt nicht den lebhaftesten Abscheu vor einem Laster, das, wie ein böser Wurm, die entzückende Blüthe der Gesundheit zernagt; das die erhebende Kraft des Geistes und Körpers bis zur Mitleid einflössenden Ohnmacht vernichtet; das den blühenden kraftvollen Körper in eine wandelnde Leiche, und den hochaufflammenden Geist in ein nur noch schwach flimmerndes Todtenlicht verkehrt? Oder vor einem

Laster, das vor dem Mitleid flehenden Elende hart und ungerührt sein Herz verschliesst; das den so tief Gebeugten mit rauhen Vorwürfen nur noch tiefer in den Abgrund seines Elends hinunter schmettert; das keine Thräne des Iammers trocknen, und in keinem Auge den Sonnenblick der Freude auffachen will; das Eigenthum und Leben jeden Augenblick in Gefahr sezt; das mit eiserner Stirn die heiligsten Rechte der Menschheit ins drückendste Sklavenjoch presst; das mit mörderischer Faust jedes freyere Aufglimmen menschlicher Kräfte und Gefühle erstickt, und mit satanischer Freude Winkel und Strassen mit Iammer und Wehe verkündenden Seufzern erfüllt? — Wer fühlt hingegen bey dem Anblick tugendhafter Handlungen nicht die angenehmsten Rührungen, und wessen Seele trinkt nicht Beyfall und Vergnügen aus den Wirkungen edler und schöner Thaten? Wer das Auge des Kummers durch Zufriedenheit und Freude erheitert; wer auf der Stelle, wo zuvor das Elend wucherte, die liebliche Blume des Wohlstandes herrlich und kraftvoll aufblühen sieht: kann der wohl anders, als die beglückende Hand der Menschlichkeit und des Wohlthuns segnen, die diese schöne Verwandlung geschaffen hat? — Wer von seinen Kisten und Hause Schlösser und Riegel nehmen, der Redlichkeit, selbst im Gewande der Armuth, ungehinderten Eingang verstatten, und ihr alle seine Kostbarkeiten, ohne die mindeste Gefahr, sie im geringsten verlezt zu sehen, anvertrauen kann: muss der die Redlichkeit nicht schäzen und lieben lernen? — Wer seine quälenden Geheimnisse in den Busen theilnehmender Treue giessen, und, ohne alle Gefahr, ihr seine verborgensten und doch wichtigsten Angelegenheiten übergeben darf: muss dem eine solche Tugend nicht der Gegenstand seiner innigsten Achtung und Liebe werden?

So können also weder Tugend noch Laster, auch bey dem ungebildeten Haufen, den Weg zum Herzen verfehlen; und es ist bemerkenswerth, dass das Laster öfters mehr zur Liebe und Hervorbringung der Tugend wirkt, als diese selbst. Die Wirkungen des Lasters sind grösser und auffallender, als die der Tugend, weil seine Triebfeder, die Begierde, stärker ist: sie machen also auch einen heftigern Eindruck, und unsre Liebe für die Tugend wächst in demselben Grade, wie unser Abscheu vor dem Laster. Die Tugend erwirbt sich also unsre Liebe, das Laster erregt unsern Hass.

Dieses Interesse, wodurch sie, gleich andern Gütern oder Uebeln, unser Herz beschäftigen, weckt die Stimme des Sittengesezes, und diese drückt nun der Tugend, die uns zuvor blos als ein beglückendes Gut einnahm, den Charakter der Unverlezlichkeit, Heiligkeit, und Würde, und dem Laster das Brandzeichen der Unheiligkeit, Schändlichkeit, und Verdammlichkeit auf. Nun erscheint uns die Tugend nicht mehr blos als ein beglückender, sondern auch als ein unverlezlicher und heiliger Gegenstand, der unsre tiefste Verehrung und Huldigung heischt; und das Laster nicht blos als ein zerstörendes Uebel, sondern auch als ein unheiliger, schändlicher, und höchstverdammlicher Gegenstand, der unsern Abscheu erregt, und unsre innigste Verachtung auf sich zieht. Wie könnten wir aber auf eine Sache nicht einen hohen Werth legen, die sich uns so liebenswürdig, so erhaben, so heilig und so gross darstellt; und wie sollte es uns gleichgiltig seyn, einen solchen Werth zu besizen, und von Andern ihn uns beygelegt zu sehen? Wie sollten wir uns im Gegentheil nicht schämen, von Lastern gebrandmarkt zu seyn, die uns in unsern eignen Augen zu einem Gegenstande des Abscheus, und der gerechtesten Verachtung machen?

Zwar werden diese Vorstellungen, und alles, was hierbey in dem Innern der Seele vorgeht, bey dem grossen Haufen durch keine deutliche Erkenntniss erhellt und unterstüzt; zwar sind die Gefühle, welche Tugend und Laster in ihm bewirken, immer nur vorübergehend, und dringen, besonders wenn es weniger auffallende Tugenden und Laster, oder vielmehr deren Wirkungen betrift, nicht so tief ein, und lassen keinen so starken Eindruck zurück, als in fein gebildeten Seelen: aber sie wirken doch immer so viel, dass im Ganzen Liebe und Achtung für die Tugend, und Abscheu und Verachtung gegen das Laster, sey es auch in minder hohem Grade, in ihm entsteht; dass er sich des leztern schämt, und durch die erstre sich erhoben glaubt; und dass er mithin auch jederzeit lieber für gut als böse gehalten zu werden strebt, und sich, so viel ihm andre Neigungen und Begierden gestatten, der Tugend wirklich befleissigt.

Also verfehlt auch bey dem grossen Haufen der Ehrtrieb, obgleich er eine falsche Richtung immer in einem stärkern Grade nimmt, doch niemals gänzlich seinen höchsten Zweck.

Diese Wahrheit findet auch bey jedem Schritt in der Erfahrung ihre Bestätigung. Auch der ungebildete Mensch stemmt sich so lange gegen, besonders auffallande und allgemein anerkannte, Verbrechen, als er nicht von einem grossen Uebergewichte der Begierden und Gefühle dazu hingerissen wird. Der ärmste Tagelöhner erträgt lieber die drückendsten Uebel der Dürftigkeit, als dass er sich der Schande preisgeben sollte, ein Dieb, ein Räuber, oder wohl gar ein Mörder zu seyn; und nichts reizt ihn leichter und stärker zum Zorn, als wenn man ihn für einen solchen Verbrecher erklärt. Man hat Beyspiele, dass Dienstboten, also Leute aus der ungebildetsten Klasse, in eine Art von Verzweif-

lung geriethen, weil man sie, unschuldig, der Dieberey beschuldigte. Unter allen Wörtern, wodurch man Andern ihren Werth abspricht, wirkt keins empfindlicher und stärker, als das Wort Bösewicht. Es übertrifft alles, was man dem Menschen Schändliches beylegen kann. Ein jeder, wenn er auch nicht selbst gut ist, sucht wenigstens gut zu scheinen; ein jeder ist beflissen, durch mildernde Ausdrücke seine moralischen Gebrechen vor sich und der Welt zu verbergen.

Ein Fürst, welcher, von Herrschbegierde und Ländersucht getrieben, mit seinem Heer ein benachbartes Land überzieht, schickt lügenhafte Manifeste voraus, um die Welt zu überreden, dass er nicht ausziehe, um zu rauben und zu morden, sondern nur um gerechte Ansprüche geltend zu machen.

Im Kriege verübte Grausamkeiten, vor welchen die Menschheit schaudert, entschuldigt man durch Kriegsgebrauch, ohne zu bedenken, dass nur von einem gerechten Kriege nicht zu trennende Uebel vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit Entschuldigung finden.

Der Geizige, der dem seine Mildthätigkeit anflehenden Armen aus Liebe zum Gelde auch die geringste Gabe versagt, schilt den Unglücklichen einen Taugenichts, der blos aus Scheu vor der Arbeit von dem Eigenthume seiner Nebenmenschen zehren wolle, und stösst ihn, lediglich seiner Hartherzigkeit und seinem niedrigen Geize zur Entschuldigung, mit den herben Worten aus dem Hause, „dass man einen Taugenichts in seiner Faulheit nicht bestärken müsse;“ und um auch in andern Fällen dem Vorwurf und der Schande einer übertriebenen und unerlaubten Begierde zum Gelde zu entgehen, verbirgt er sie unter der ehrenhaften Maske der Sparsamkeit.

Der Verleumder giebt seine verabscheuungswürdige

Nei-

Neigung, den guten Ruf und die Ehre seines Nebenmenschen zu nichte zu machen, für Liebe zur Wahrheit und Tugend, für Hass gegen das Laster, und für ein menschenfreundliches Bestreben aus, Andere, zur Verhütung ihres Schadens, vor dem Verleumdeten zu warnen, und ihnen eine Abneigung gegen seine Fehler, Thorheiten und Laster einzuflössen.

Der Zänker beruft sich auf sein vermeyntes Recht, und der Tyrann auf seine Gerechtsame, oder auf die Fehler und Vergehungen seiner durch Unglück, oder Willkühr, oder auch durch Vertrag ihm Untergebenen, oder auf den Drang der Umstände, um seine Schandthaten zu beschönigen. Und wenn der Verbrecher keinen andern Ausweg findet: so nimmt er seine Zuflucht zu der Heftigkeit seiner Gefühle und Leidenschaften, und zu der unglücklichen Beschaffenheit seiner Lage, und spiegelt vor, dass er die Schuld und den Schimpf von dem nicht tragen könne, was allein das Werk der Natur und des unerbittlichen Schicksals sey.

Dieses alles beweist zur Gnüge, wie gross das Bestreben der Menschen ist, in den Augen Anderer redlich und gut, und frey von moralischen Gebrechen zu erscheinen; und es kann nicht fehlen, dass eben dieses Bestreben sich auch häufig in den Antrieb verwandle, sich wirklich vor solchen Gebrechen zu hüten, und die entgegenstehenden Tugenden auszuüben. Sie sehen leicht, wie unmöglich es ist, die Augen Andrer stets und in allen Fällen mit scheinbaren Vorwänden zu blenden, und finden es daher häufig nothwendig, dasjenige wirklich zu seyn, was sie sich in vielen Fällen umsonst bemühen würden, blos zu scheinen.

Um sich nicht ganz offenbar dem Vorwurf einer unmässigen Liebe zum Gelde bloss zu stellen, entschliesst sich der Geizige noch öfters zu einem Werke der Wohlthätigkeit und zu einem ihm überflüssig scheinenden

nenden Aufwande. Um nicht offenbar ungerecht zu scheinen, übt der partheyische Richter noch in manchem Falle eine Handlung der Gerechtigkeit aus. Um sich nicht augenscheinlich als einen schändlichen Verleumder zu erkennen zu geben, übernimmt es derselbe noch dann und wann, den Sachwalter der gescholtenen Unschuld abzugeben. Und wie unzählige würde es der bösen Handlungen mehr, und der guten weniger geben, wenn der Trieb nach Ehre nicht jene so oft unterdrückte, und diese so oft hervorbrächte!

Was endlich die Würdigung des Ehrtriebes als Beförderungsmittels der Sittlichkeit betrifft, so kömmt er zwar mit dem Triebe nach Sittlichkeit in keinen Vergleich. Wenn wir aus Begierde nach Ehre die Tugend ausüben, und aus Furcht vor der Schande das Laster meiden: so ist es nicht das reine Wohlgefallen an der Tugend selbst, sondern blos das aus derselben entspringende Vergnügen, und das aus dem Laster entspringende Uebel, was unsern Willen bestimmt. Die Tugend wird von dem Ehrtriebe nicht selbst als ein Gut, sondern lediglich als Mittel zur Erlangung eines Gutes, der Ehre, begehrt. Er dient also mehr dem Eigennuz, dem allgemeinen Streben der Sinnlichkeit nach angenehmen Empfindungen, als der Tugend selbst, und ist nicht, so wie der Trieb nach Sittlichkeit, gemacht, uns jene selbstverleugnende Stärke zu geben, wodurch wir uns, über alles Interesse der Sinnlichkeit erhaben, zu der Ausübung der Tugend blos um ihrer selbst willen entschliessen.

Demohngeachtet leistet er, sowohl bey dem wahrhaft gebildeten, als bey dem ungebildeten Menschen, zur Beförderung der Sittlichkeit keine unerheblichen Dienste. Ein einziger Fehltritt hat oft eine Menge anderer im Gefolge. Die einmal geschmeckte Süssigkeit-

keit der verbotenen Frucht der Sünde fesselt uns immer stärker an dieselbe, und schwächt zugleich unsern Sinn für die Tugend, und unsre Kraft, ihr hold und gewärtig zu seyn. Nichts ist schwerer, als uns den Armen des Lasters zu entreissen. Wir verwickeln uns immer tiefer in seine Schlingen, wenn wir uns einmal von ihm überlisten lassen. War es mächtig genug, um uns in unsrer unverlezten Stärke zu besiegen, so wird es noch mächtiger seyn, seine siegende Gewalt über uns zu behaupten, wenn wir uns einmal unter seinen Scepter beugten, und Lessings Worte sind Worte von grosser Wahrheit: „Lass dich den Teufel bey einem Haare packen, und du bist sein mit Leib und Seel.“ Diesem allgemeinen Loose der menschlichen Schwachheit entgeht auch der Edelste nicht. Hält ihn aber der Ehrtrieb von dem Fehltritte zurück: so ist es zwar nicht reine Sittlichkeit, was er in einem solchen Falle beweiset, denn es wirkt dabey nicht eine rein moralische, sondern eine sinnliche Triebfeder; allein er entgeht doch dadurch dem Verbrechen, und, was noch mehr ist, der daraus so leicht erwachsenden moralischen Verderbniss; er entsezt sich, wenn die brausende Flamme der Leidenschaft erstickt ist, vor dem Abgrunde, in welchen er im Begriffe war sich hinabzustürzen; die von dem Untergange gerettete Tugend tritt glänzender, als je, vor seine Seele, und sein Entschluss, ihr treu zu seyn, gewinnt mehr, als je zuvor, an Stärke und Kraft.

Denselben Dienst leistet der Ehrtrieb, obgleich in minderm Grade, auch bey dem ungebildeten Menschen; und oft, wenn dieser das Lob der Tugend ärntet, das ihm blos sein Trieb nach Ehre bereitete, fühlt er die Schönheit und Erhabenheit der Tugend selbst so stark, dass sich dadurch in ihm die reinste Achtung für dieselbe entzündet, und dass er veranlasst

wird,

wird, dasjenige aus den lautersten Gesinnungen zu thun, wozu er sich vorher allein durch Eigenliebe bewogen fand.

Ueberhaupt erhält der Trieb nach Ehre doch immer den Sinn für Sittlicheit, indem er immer einen Damm gegen gänzliche Immoralität der Menschen abgiebt; er unterstüzt das sittliche Gefühl und den Trieb nach sittlichen Handlungen, indem er ihnen immer Stoff zu ihrer Thätigkeit verschafft, und bewirkt dadurch, dass der moralische Bau des Menschen nicht ganz ins Stocken geräth.

Uebrigens dürfen uns diese vortheilhaften Wirkungen des Ehrtriebes zum Behuf der Sittlichkeit doch keineswegs verleiten, ihn bey der Erziehung des Menschen auf gleiche Art, wie den Trieb nach Sittlichkeit, als Beförderungsmittel der Sittlichkeit zu brauchen. Unbedingter Gehorsam gegen die Gebote der praktischen Vernunft ist, wie schon mehrmals erwähnt worden, die einzige Grundlage reiner ächter Sittlichkeit. Wenn wir nun den Menschen gewöhnen, die Tugend blos als ein Mittel zur Erlangung eines sinnlichen Guts zu betrachten, und sie nur auszuüben, wiefern und weil sie dasselbe zu erreichen dient: wie dürfen wir dann hoffen, dass er dieselbe ohne alle Rücksicht blos um ihrer selbst willen ausüben, und rein-sittlich handeln werde? Wer gerecht ist nur um der davon zu erwartenden Ehre willen, wie wird sich der noch der Gerechtigkeit befleissigen, wenn sie ihm nicht allein keine Ehre gewährt, sondern ihn wohl gar mit Schimpf und Schmach überhäuft? Der Trieb nach Ehre thut zwar in Fällen der Noth, und in Hinsicht auf die sich selbst überlassene moralische Erziehung des ganzen Menschengeschlechts vortreffliche Dienste: aber ihn bey der Erziehung im Einzelnen, deren vornehmster Zweck so früh als möglich zu erreichende vollendete ächte Mora-

Moralität seyn muss, und wobey uns die unmittelbaren und zweckmässigsten Hülfsmittel zu Gebote stehen, zur Triebfeder zur Sittlichkeit bilden, würde mit demselben einen grossen Misbrauch treiben heissen. Alles, was dem Erzieher in Rücksicht seiner obliegt, ist: seinen Zögling über den wahren Werth des Menschen und der mannichfaltigen ihm zukommenden oder nicht zukommenden Eigenschaften vollkommen aufzuklären, und ihm diese Grundsäze tief in die Seele zu prägen, und der Ehrtrieb wird dann von selbst, und von der Hand der Natur geleitet, seine rechte Richtung nicht verfehlen.

Zu den die Sittlichkeit befördernden Naturtrieben gehört auch noch der Trieb nach Gefühlen des Schönen. Die Allgemeinheit desselben zu beweisen, würde eine überflüssige Arbeit seyn. Wer die Menschen um sich her nur flüchtig betrachtet, und die Wesen seiner Gattung von der niedrigsten bis zur höchsten gegebenen Stufe ihrer Kultur nur einiger Maasen kennen gelernt hat, wird in die Wirklichkeit desselben keinen Zweifel sezen. Dass er aber ausser den Zwecken, ein besonderes Seelenvermögen, die ästhetische Urtheilskraft, in Thätigkeit und Uebung zu sezen, und dem menschlichen Herzen eine reiche Quelle der reinsten Freuden zu seyn, welches gleichfalls keines Beweises bedarf, auch noch vorzüglich den habe, zur Beförderung der Sittlichkeit zu dienen, ist aus seinem grossen Einflusse auf dieselbe leicht zu erkennen.

Nichts ist der Tugend mehr verschwistert, als das Schöne. Es ist ein Gegenstand unsers innigsten Wohlgefallens, ohne eine Leidenschaft zu reizen, ohne einer sinnlichen Begierde Genuss zu verschaffen. Es gefällt uns nicht, wie andre Gegenstände, wegen des

daraus

daraus zu ziehenden Genusses, es gefällt uns durch sich selbst; und eben dieses sein Gefallen ohne alles Interesse macht sein charakteristisches Merkmal aus, wodurch es sich von allen übrigen Genuss gewährenden Gegenständen unterscheidet, die nicht schön, sondern blos angenehm sind. Daher bleibt auch dem Schönen unwandelbar sein Reiz, dahingegen das Wohlgefallen an blos Genuss verschaffenden angenehmen Gegenständen oft verschwindet, und sich nicht selten sogar in Abscheu verwandelt, weil der Reiz der leztern nicht in ihnen selbst gegründet ist, sondern allezeit nur auf einem Interesse der Sinnlichkeit beruht, dieses aber sehr unsicher und unbeständig ist,, und öfters einer Abneigung gegen die sonst anziehenden Gegenstände Raum giebt.

In dem Gefühle des Schönen liegt also eine Kraft, uns über Thierheit und Sinnlichkeit weit empor zu heben; indem es uns für Gegenstände einnimmt, die von allem Sinnengenusse gänzlich entblösst sind, und uns blos durch ihre Form gefallen. Welches Gefühl kann also reiner seyn; welches kann uns mehr veredeln; welches kann uns der Tugend mehr gewinnen und nähern; welches uns fähiger machen, sie zu achten und auszuüben, als das Gefühl des Schönen? Das Schöne ist ein Gegenstand unsers Wohlgefallens, ohne die Sinnlichkeit zu interessiren, blos durch sich selbst; die Tugend soll ein Gegenstand unsers Begehrens seyn, ohne die Sinnlichkeit zu interessiren, blos durch sich selbst. Ie fähiger wir also sind, Wohlgefallen zu finden an dem Schönen, als an einem Gegenstande blos um sein selbst willen, desto fähiger werden wir auch seyn, die Tugend zu schäzen und zu wollen, als einen Gegenstand blos um sein selbst willen.

Menschen, die überall nur auf Genuss ausgehen, sind daher auch blind für das Schöne: aber sie sind auch wenig empfänglich für die Tugend, und umgekehrt.

Zwar lieben jene auch öfters die schönen Werke der Kunst; aber es ist meistens nicht sowohl das eigentlich Schöne in denselben, was sie anzieht, als vielmehr der sinnliche Genuss, den ihnen der entweihende Misbrauch derselben verschafft. Solche Menschen heften ihre lüsternen Blicke immer eher auf eine schlafende Venus, als auf einen sterbenden Christus, und sie thun dies weniger, um sich an den eigentlichen Schönheiten eines solchen Kunstwerks zu weiden, als um ihrer unzüchtigen Einbildungskraft ein ausgesuchtes Freudenmahl anzurichten.

Dass uns aber das Gefühl des Schönen über die Sinnlichkeit erhebt und in hohem Grade veredelt; dass es uns antreibt, etwas blos um sein selbst willen zu begehren; dass es uns dadurch zur Tugend vorbereitet, und uns fähiger macht, auch sie um ihrer selbst willen zu wollen: das ist, so wichtig er schon ist, doch nicht der einzige Dienst, den es der Sittlichkeit leistet. Es zieht die Tugend auch selbst mit in sein Interesse. Einklang und Harmonie ist einer der wesentlichsten Züge der Schönheit. Aechte Tugend ist nichts ohne vollkommene Uebereinstimmung aller unserer Triebe und Gefühle mit den Gesezen der praktischen Vernunft. Darum ist die Tugend einer der höchsten Gegenstände des Schönen. Was kann schöner seyn, als ein Gemüth, dessen gesammte Veränderungen und Bewegungen mit den höchsten und heiligsten Gesezen der Vernunft im vollkommensten Einklang stehn? Was ist hässlicher, als der Anblick wilder und unordentlicher Gemüthsbewegungen? Was ist also mehr im Stande, als die Tugend, den Menschen anzuziehen, dessen Gefühl für's Schöne zweckmässig und in beträchtlichem Grade gebildet ist? Und wovor kann er einen lebhaftern Abscheu empfinden, als vor Lastern und sittlicher Unordnung des Gemüths? Wie sollte er aber von sich selbst nicht zu entfernen suchen, was ihm überall so verabscheu-

ungs-

ungswürdig ist? Und wie sollte er selbst nicht zu besizen streben, was sein Gefühl fürs Schöne vor allem so lebhaft reizet? Da es nun der Trieb nach Gefühlen des Schönen ist, der uns eben diese Gefühle zu entwickeln, zu erweitern, zu erhöhen ohne Unterlass antreibt, und da unsre Natur um so mehr veredelt, und wir um so geneigter und fähiger zur Ausübung der Tugend werden, je mehr dieselben entwickelt, erweitert, und erhöhet worden sind: so ist klar, wie heilsam und wichtig dieser Trieb zur Beförderung der Sittlichkeit sey, und wie dies den vornehmsten Theil seiner Bestimmung ausmachen müsse.

Diese kurze Erörterung des Triebes nach Gefühlen des Schönen mag hinreichend seyn, um die natürliche Bestimmung desselben, als Beförderungsmittels der Sittlichkeit, darzuthun. Die nahe Verwandtschaft des Schönen mit dem Guten *), so wie der grosse Einfluss des erstern auf die Tugend, ist zu auffallend; ein jeder, welcher sich in dieser Hinsicht selbst beobachten will, kann sich davon so leicht überzeugen; alle einsichtsvolle Beobachter sind hierüber so einig, und es ist schon so alt, es als den höchsten Vorzug, und als den vornehmsten Zweck der schönen Künste anzusehen, durch ihre Darstellungen des Schönen wirksame Beförderinnen der Tugend abzugeben, dass eine umständlichere Auseinandersezung ganz überflüssig seyn würde. Auch kommen in meiner Theorie der guten Gesellschaft verschiedene Bemerkungen über diesen Gegenstand vor, auf die ich hier zum Ueberfluss verwiesen haben will. Man sehe S. 109. ffg.

*) Die Griechen fühlten so innig diese Verwandtschaft, dass sie das Schöne und Gute durch ein gemeinschaftliches Wort „καλον" so wie das Hässliche und Böse durch das gemeinschaftliche „αἰσχρον" bezeichneten; und wir selbst pflegen eine ausgezeichnet gute Handlung eine schöne Handlung zu nennen.

Alle bisher abgehandelte Naturtriebe entstehen in dem Menschen in seiner Einzelnheit — Individualität — ohne Konkurrenz mit andern Menschen, und beziehen sich auf ihn in seiner Einzelnheit. Man kann sie daher, ob sie gleich allen Menschen gemein sind, individuelle Triebe, oder auch, wenn man vor diesem unerhörten Ausdrucke nicht erschrickt, Triebe der Einzelnheit nennen. Ausser ihnen giebt es noch andere, die, eben so wie sie, in der menschlichen Natur ursprünglich gegründet sind, deren Bestimmungsgrund und Gegenstand aber nicht blos in dem Individuo selbst, sondern entweder ganz oder zum Theil in fremden Individuen der Menschengattung gegeben ist, die ein getheiltes Interesse haben. Diese werden wir deshalb mit dem Namen der geselligen, oder der Gesellschafts-Triebe bezeichnen müssen.

Der ursprüngliche Zweck aller natürlichen Triebe des Menschen, wie wir schon gezeigt haben, ist, und kann kein anderer seyn, als Erhaltung und Entwickelung seiner Natur. Wollte nun die Natur diesen Plan mit Sicherheit befolgen: so musste sie den Menschen mit solchen Trieben hinlänglich versorgen, welche ihn, ohne dass es dazu der doch immer zufälligen und unsichern Konkurrenz mit andern Menschen bedürfte, schon für sich selbst, und in seiner Einzelnheit, zu jener Erhaltung seines gesammten Wesens, und zur Entwickelung aller seiner natürlichen Anlagen und Kräfte sattsam anreizten.

Diesen Grundsaz hat sie durch die bis jezt aufgezählten Triebe auch wirklich in Ausübung gebracht. Mögen wir den Menschen in Beziehung auf seine physische, oder auf seine geistige Natur, und in Ansehung dieser wieder in Beziehung auf sein Erkenntnis-, oder auf sein Willensvermögen betrachten: so hat sich im Vorhergehenden gefunden, dass es zur Erhaltung und Ent-

Entwickelung eines jeden dieser allgemeinen Bestandtheile des menschlichen Wesens eine hinlängliche Anzahl sehr wirksamer und zweckmässiger Triebe giebt, welche insgesammt, ohne Mitwirkung und ohne Rücksicht auf andre Menschen, in jedem Individuo für sich zu ihren besondern Zwecken thätig sind. Man denke sich den Trieb nach Selbsterhaltung mit allen seinen untergeordneten Trieben, oder den Trieb nach Vorstellungen und Erkenntnissen überhaupt, oder den Trieb nach Sittlichkeit und Zweckmässigkeit der Handlungen, oder den Trieb nach Gefühlen des Schönen, oder überhaupt jeden einzelnen der bisher entwickelten Triebe, und man wird finden, dass sie uns insgesammt antreiben, etwas in uns selbst zu bewirken, ohne uns dabey um Andre zu bekümmern. Es ist immer unser eignes einzelnes Ich, was wir, durch sie getrieben, im Auge haben, nie eine fremde Person. Selbst der Trieb nach Ehre macht keine Ausnahme hiervon. Denn ob wir gleich zur Befriedigung desselben andrer Menschen bedürfen: so interessiren sie uns doch nur in so fern, als sie zur Befriedigung unsres eigenen Interesse nöthig sind, nicht *sie*, sondern allein *unser eigenes Ich* ist der Gegenstand unsers Triebes nach Ehre. Mit mehrerem Rechte scheint der Trieb der Fortpflanzung eine Ausnahme zu machen. Es bedarf zur natürlichen Befriedigung desselben schlechterdings eines andern menschlichen Wesens ausser aus. Allein er erfordert doch nicht Vereinigung mit Menschen überhaupt, sondern nur mit einem einzelnen menschlichen Wesen von einem verschiedenen Geschlechte; wir verschmelzen, indem wir ihn sättigen, mit diesem Wesen gleichsam in ein einziges Ich; und der Zweck desselben liegt weder in dem einen, noch in dem andern, sondern in einem dritten, in dem dadurch zu erzeugenden neuen Menschen. So einzig in seiner Art, wie dieser Trieb

 ist,

ist, scheint also gleichviel Grund zu seyn, ihn in die Klasse der individuellen, oder in die der Gesellschafts-Triebe zu sezen. Wir wollen deshalb mit unsern Lesern keineswegs rechten, welcher von beyden sie ihn auch beyzugesellen belieben mögen.

Wenn es aber gleich unumgänglich nöthig war, dass die Natur jeden einzelnen Menschen mit solchen Trieben begabte, durch deren Antrieb er vor allen Dingen sich selbst zum Gegenstande seiner Thätigkeit und seiner Sorgfalt macht, um sein Wesen in seiner Unverleztheit zu erhalten, und es so weit als möglich auszubilden: so sind dieselben doch, wenn wir auf seine grosse, in ihrer Erreichung mit so grossen Schwierigkeiten und mit so vielen Hindernissen verbundene Bestimmung, und auf seine so schwer und doch so bald als möglich zu bewirkende vollendete Ausbildung sehen, für sich allein zu diesen grossen Zwecken in gewisser Rücksicht so wenig hinreichend, als ein einzelner Mensch, von allen andern Menschen von dem ersten Augenblicke seines Daseyns abgesondert, für sich allein das alles, was er kann und soll, zu werden vermag.

So wie der Mensch durch die eigenthümliche Beschaffenheit seiner Natur von dem Thiere unendlich verschieden, und über dasselbe erhaben ist: so unterscheidet er sich von demselben auch noch durch den Umstand, dass er nicht, wie dieses, in einer gänzlichen Einsamkeit alles dasjenige zu werden vermag, was die Natur mit ihm vorhat. Das Thier erreicht seine Bestimmung, so weit sie auf ihm beruht, in seiner Erhaltung. Alle seine Triebe, und alle seine dadurch verursachte Thätigkeit hat keinen andern Zweck, und begrenzet sich darin. Dazu aber bedarf es nicht der Gesellschaft anderer Thiere; es kann denselben auch in einer vollkommenen Einsamkeit erreichen. Zwar

wird

wird zur Fortpflanzung seines Geschlechts eine Zusammenkunft zweyer Thiere erfordert: aber es ist dabey keineswegs um Gesellschaft, sondern lediglich um eine vorübergehende Vereinigung zu thun, die sich wieder auflöset, sobald ihr Zweck erreicht ist. (Ein Schatten von Geselligkeit findet sich zwar auch bey manchen Geschlechtern von Thieren: allein gegen die gesellschaftliche Vereinigung der Menschen und deren Zweck gehalten, verdient sie kaum diesen Nahmen.)

Nicht so mit dem Menschen. Die Erhaltung seiner Existenz ist blos Mittel zu einem weit höhern Zwecke. Er ist nicht da, um nur die Bedürfnisse seiner thierischen Natur zu befriedigen, sie vor ihrer Zerstörung zu schüzen, und dadurch ihre Dauer so weit hinaus zu verlängern, als es überhaupt ihre natürlichen Grenzen gestatten; er soll, mit einem Worte, nicht leben, um zu leben: sondern sein physisches Daseyn soll ihm nur dazu dienen, seine geistigen Vermögen in möglichster Vollkommenheit auszubilden, sich selbst als ein selbstständiges Wesen zu erkennen, und sich, nach den seine Thätigkeit als eines solchen bestimmenden, und durch sich selbst gegebenen Gesezen, als ein solches zu behaupten. Ia ein grosser Theil seiner Bestimmung besteht selbst darin, nach solchen Gesezen thätig zu seyn, nach welchen alle vernünftige Wesen in ihrer Vereinigung thätig seyn können.

Nun besizt er zwar von Natur alle die Triebe, welche nöthig sind, um ihn zur Erreichung dieses ganzen zusammengesezten Zweckes anzutreiben, ohne dass es dazu, wenn sie einmal geweckt sind, des Mitwirkens Anderer bedarf. Allein um nur seine geistigen Vermögen in demjenigen Grade auszubilden, in welchem es zur Erreichung des eigentlichen Zwecks seines Daseyns nöthig ist, dazu wird schon für einen beträchtlichen Zeitumfang seiner Existenz Befreyung von der

Sorge für die Ernährung und Beschüzung seines Körpers erfordert. Wie kann ihm aber dies zu Theil werden, da sie nur die Wirkung der vereinigten Thätigkeit vieler Menschen, folglich der Gesellschaft, seyn kann? Doch was bedürfen wir dieser Umschweife? Man denke sich den Menschen, wie sein Daseyn, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, beginnt und fortdauert: — was wird sein Zustand seyn? Offenbar nichts anders, als der Zustand der Thiere. Von Hunger und Durst getrieben wird er Wurzeln und Kräuter suchen, oder Thiere fangen, um diese Bedürfnisse zu befriedigen; und um dem Tode zu entgehen, wird er vor seinen Feinden die Flucht ergreifen, oder durch Stärke sie zu überwältigen ringen.

So wird er, gleich den Thieren, den Faden seines Lebens verlängern, bis er von selber reisset, und sich durch nichts, als durch seine Gestalt, von den Thieren unterscheiden. Weil ihn, ausser ihm, kein Wesen versteht: so wird ihn auch nichts reizen, sich mitzutheilen; und weil er nicht suchen wird, sich mitzutheilen: so wird er sich auch nicht bemühen, einen deutlichen Gedanken zu fassen. Er wird folglich nicht einmal den Versuch machen, zu denken: wie viel weniger wird bey ihm an die Erwerbung all der unendlichen Menge von Begriffen zu denken seyn, welche die Möglichkeit seines höchsten Naturzwecks begründen? Mithin werden auch alle zu diesen grossen Absichten ihm eingepflanzten Triebe in einer solchen Abgeschiedenheit von andern menschlichen Wesen ewig unthätig bleiben, und nie zu den Zwecken in ihm wirksam werden, zu welchen sie die Natur bestimmte.

Wenn wir also auch nicht in Anschlag bringen, dass, um einen grossen Vorrath von Kenntnissen zu erwerben, um ihn vor seinem Untergange zu bewahren, und als einen kostbaren Schaz auf die kommenden

den Generationen zu vererben, und dadurch seinen Wachsthum und seine Erweiterung möglich zu machen; noch mehr aber, um den Menschen in den Stand zu sezen, sich in derjenigen Selbstthätigkeit zu üben und zu vervollkommnen, welche nur in Gesellschaft möglich ist, und welche doch den wichtigsten Theil seiner Bestimmung ausmacht, durchaus eine Verbindung vieler Menschen mit einander erforderlich ist: so ist sie schon unentbehrlich, um überhaupt den Verstand aus seinem Schlummer zu wecken, und alle die Triebe rege zu machen, welche, einmal geweckt, ihn dann, ohne Rücksicht auf andre Menschen, für sich selbst ohn' Unterlass zur Entwickelung und Ausbildung seines Geistes, und aller in ihm wohnenden Kräfte reizen.

Da also gesellschaftliche Verbindung der Menschen unter einander eine nothwendige Bedingung ist, unter welcher die Erreichung der höchsten Bestimmung der Menschheit, und selbst die Thätigkeit derjenigen Triebe, welche jedes Individuum insbesondere zur Erreichung derselben antreiben sollen, allein möglich ist: so musste die Natur, um ihre Absichten mit den Menschen nicht zu verfehlen, eine solche gesellschaftliche Verbindung unter ihnen nothwendig zu bewerkstelligen, und dieselbe so einzurichten suchen, dass sie zu ihren mannichfaltigen so wichtigen Zwecken tauglich sey. Dies konnte sie — Denn sinnliche Triebe und Vernunftgründe sind die einzigen Bestimmungsgründe des Menschen; die leztern sind aber hier noch nicht gedenkbar — dies konnte sie ebenfalls nicht anders, als durch gewisse Triebe, durch welche eine solche Verbindung zu Stande gebracht und dauernd gemacht, durch welche ein Mensch zu dem andern unwillkührlich hingezogen, und ein gegenseitiges In-

teresse gewirkt würde, dessen Befriedigung in ihrer Trennung unmöglich wäre, und wodurch ein jeder angetrieben würde, das Interesse Anderer zum Gegenstande seines eigenen Interesse und seiner eigenen Thätigkeit zu machen.

Wenn demnach diese Triebe zu ihren Zwecken tauglich seyn sollen: so werden sie vorerst, um überhaupt eine und zwar dauernde Vereinigung der Menschen mit einander zu bewirken, ein gewisses Interesse derselben an einander voraussezen, nach dessen Befriedigung sie dann dieselben werden antreiben; und um aus dieser Vereinigung jeden nöthigen und möglichen Vortheil zu ziehen, d. i., um den Einen zum Besten des Andern möglichst thätig zu machen: so wird zweytens der Zustand des Einen in dem Gemüthe des Andern gewisse angenehme oder unangenehme Gefühle zu erregen haben, welche zu erhalten oder zu entfernen, und folglich jenem Zustande abzuhelfen und ihn zu verbessern, jene Triebe werden reizen müssen. Die Basis von allen wird Mittheilung und Theilnehmung seyn — beydes im weitesten Sinne des Worts. — Denn was anders kann blos von Natur Menschen mit Menschen verbinden, als gleichsam das Uebertragen des Ichs des Einen auf das Ich des Andern; und was anders kann sie für einander wirksam machen, als das Aufnehmen des Ichs des Andern in das Ich des Einen, wodurch es gleichsam das seinige wird?

Hierdurch erhalten wir zugleich einen Leitfaden, um in der Aufstellung der geselligen Naturtriebe einen sichern Weg zu gehen, und sie nicht blindlings und auf gut Glück aufgreifen zu müssen.

Damit wir uns aber gänzlich sicher stellen, dass uns nicht demohngeachtet ein betrügerischer Seitenpfad vom rechten Wege ableite, und damit wir nicht fremdartige Dinge wegen ihrer Aehnlichkeit mit einander ver-

vermengen: so wird es nicht undienlich seyn, noch folgende Bemerkung vorauszuschicken. Eine sehr wirksame Kraft, die Menschen an einander zu ziehen, ist der Eigennuz, oder das Verlangen, sich selbst von Uebeln zu hefreyen, und die Summe seiner Güter zu vermehren. Der Mensch findet sich jeden Augenblick von Uebeln bedroht oder angegriffen, die er aus eigenen Kräften abzuwenden zu ohnmächtig; und er fühlt sich stets von Begierden angetrieben, welche zu befriedigen seine eigene Macht zu beschränkt ist. Was thut er? Er nimmt seine Zuflucht zu andern Menschen, als den einzigen Wesen, welche sein Wünsche verstehen, und durch ein gleiches oder ähnliches Interesse ihnen zu willfahren angetrieben werden. Und da dieses Verlangen nie aufhört, und durch die Umstände unaufhörlich von neuem gereizt wird: so ist einleuchtend genug, welch ein festes und dauerhaftes Band es abgeben müsse, um Menschen an Menschen zu fesseln.

Allein die Ursache, welche vermittelst des Eigennuzes diese Vereinigung bewirkt, liegt nicht in der ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur, sondern in dem Verhältnisse des Menschen zu den Dingen ausser ihm. Wäre er allein mächtig genug, jedes auf ihn eindringende Uebel von sich abzuwehren, und jeden Genuss, nach welchem ihn gelüstet, sich zu verschaffen, so würde er ohne besondere Gesellschafts-Triebe seiner Natur sich nie um andre Menschen bekümmern.

Wir müssen also alles das, was ausser seiner Natur den Menschen an seines Gleichen kettet, bey Seite sezen, wenn wir die Absicht haben, die Triebe aufzusuchen, welche vermöge der eigenthümlichen Einrichtung seines Wesens zu diesem Zweck in ihm vorhanden sind.

Es fragt sich nun vor allen Dingen: Wie und wodurch entsteht zuerst in dem Menschen von Natur ein

Trieb,

Trieb, sich zu andern Menschen zu gesellen? So viel lässt sich schon zum voraus einsehen, dass dasjenige, wodurch dieser Trieb, dieses allgemeine Verlangen der Menschen nach einander, entstehen mag, nicht ausser, — denn sonst könnte es kein geselliger Naturtrieb seyn — sondern in den Menschen selbst befindlich seyn muss. Nun ist aber in den Menschen nichts, wodurch etwas in dem Einen ein Gegenstand des Bestrebens, des Verlangens in dem Andern werden könnte, als das, wodurch sie überall erst Menschen sind, ihr gemeinschaftliches Vermögen zu denken, zu fühlen, zu begehren. Dass die Gedanken des Einen die Gedanken des Andern, die Gefühle des Einen die Gefühle des Andern, die Begehrungen des Einen die Begehrungen des Andern werden, sich gegenseitig in einander zu denken, zu fühlen, zu begehren, und in und für einander zu leben, dies allein kann es also seyn, was in ihnen ein gegenseitiges Verlangen nach einander begründet, und den Zustand des Einen zu einem Gegenstande des Begehrens in dem Andern macht, und welches in dem höchsten und reinsten Grade seiner Wirksamkeit den höchsten und schönsten Grad gesellschaftlicher Vereinigung und Wechselwirkung, die Freundschaft, erzeugt.

Iezt sind wir im Stande, die gesammten Gesellschafts-Triebe mit Genauigkeit aufzustellen. Das Erste also, was uns zu andern Menschen hintreibt, ist das Verlangen, sie zu Theilnehmern unsrer Gedanken, Gefühle, und Wünsche zu machen, und hinwiederum Theilnehmer der ihrigen zu werden. Da der Gegenstand dieses Verlangens zwiefach ist: so entspringt daraus auch ein zwiefacher Trieb: der Trieb nach Mittheilung unsrer Gedanken, Gefühle, und Wünsche, und der Trieb nach Theilnehmung oder Aufnehmung der Gedanken, Ge-

Gefühle, und Wünsche Anderer. Das Zweyte ist Verlangen nach gemeinschaftlichem Genusse von frohen, und nach gemeinschaftlichem Genusse von traurigen Gefühlen, woraus, wegen der Verschiedenheit der Gegenstände, wieder zwey besondere Triebe erwachsen: der Trieb nach gemeinschaftlichem Genusse von Freude und Vergnügen, und der Trieb nach gemeinschaftlichem Genusse von Leid und Traurigkeit.

Alle diese einfachen oder besondern Triebe treffen in einem allgemeinen zusammen, in dem Triebe der Geselligkeit: denn ein jeder von ihnen trägt seinen Theil insbesondere dazu bey, uns zu reizen, die Gesellschaft der Menschen aufzusuchen. Diese alle füllen jedoch die Zahl der gesammten Gesellschaftstriebe noch nicht aus. Dadurch nemlich, dass wir Anderer bedürfen, um ihnen unsre Gedanken, Gefühle, und Wünsche mitzutheilen, und die ihrigen dagegen gleichsam einzutauschen; dass unserm eigenen Genusse von Freud und Leide etwas fehlt, wenn er nicht auch der ihrige ist; dass dadurch unser eigenes Ich in das ihrige, und das ihrige gleichsam in das unsrige übergeht; dass hierdurch aus ihnen und aus uns gewisser Maassen ein einziges Wesen erwächset: dadurch werden nothwendig auch sie, so wie wir selbst, ein Gegenstand unsrer Gefühle und Wünsche, und dieses erzeugt natürlich einen neuen Gesellschaftstrieb: den Trieb des Wohlwollens. Dieser hat den Trieb der Wohlthätigkeit im Gefolge. Bey ihren Leiden und Unglücksfällen erzeugt er ein sympathetisches Gefühl, das Mitleid, und dieses den Trieb der Barmherzigkeit. Diese alle aber bringen wieder den Trieb der Dankbarkeit in ihren Objekten hervor. In diesen begrenzt sich die Zahl der Gesellschaftstriebe.

Wir wollen nun einen jeden von ihnen insbesondere beleuchten, theils um die Wahrheit derselben in ein helleres und vollständigeres Licht zu sezen, theils um den individuellen Zweck jedes einzelnen, wie es unser Plan erfordert, zu bestimmen.

Dass es unter andern der Trieb, uns Andern mitzutheilen, ist, was uns antreibt, ihre Gesellschaft zu suchen, und dass dieser Trieb wirklich allen Menschen von Natur eigen ist, das lehrt uns schon die allgemeine Erfahrung. Wir bemerken durchgängig, dass auch ausser den Fällen, wo irgend eine Angelegenheit die Menschen zusammenführt, ein jeder sich nach der Gesellschaft Andrer sehnt. Eine einsame Reise durch wüste unwirthbare Gegenden, auch wenn wir übrigens des Beystandes andrer Menschen nicht bedürfen, versezt uns in die unangenehmste Lage: aber ein menschlicher Begleiter, der auf derselben unvermuthet zu uns stösst, erfüllt uns mit der lebhaftesten Freude, die ganze todte Einöde umher scheint sich durch seinen Anblick in ein lebenvolles lächelndes Eden zu verwandeln. Minder Freudenleer ist zwar eine einsame Wanderung durch Gegenden voll Leben, voll Reiz, voll erhabener, voll mannichfaltig abwechselnder Gegenstände der Natur. Unser Geist, unser Herz und Sinn finden hier so viel Nahrung, so viel Beschäftigung, dass sie uns wenig Zeit übrig lassen, uns noch eines andern Bedürfnisses bewusst zu werden. Aber all dieser anziehende Genuss ist doch nur zur Hälfte lieblich, innig, und wirksam, wenn die belebende Kraft eines Gesellschafters ihm mangelt. Die lebendigste Natur bleibt uns immer zur Hälfte todt, wenn sie nicht der Odem eines gesellschaftlichen Menschen belebt; und auch ihre ausgesuchtesten Reize können auf einer langen Reise nicht für den Mangel eines menschlichen Gesellschafters schadlos halten. Unter

allen

allen Uebeln, welche den seiner äussern Freyheit beraubten, in einem Kerker schmachtenden Menschen drücken, ist die gänzliche Abgeschiedenheit von menschlichen Wesen eines der allerdrückendsten.

Wenn wir von den Arbeiten unsers Berufs, und von allem, was uns mit uns selbst beschäftigt, entlassen sind, dann wird uns die Einsamkeit unerträglich, wir fliehen sie, und suchen die Gesellschaft auf. Ieder Feyertag und jeder Feyerabend giebt daher die Loosung zu gesellschaftlichen Zusammenkünften. Hat der arbeitsame Dorfbewohner sich der mühevollen Geschäfte des Tages entledigt, und seine nüzlichen Hausthiere mit dem lezten Futter versorgt, dann eilt er vor die Thür, um den Rest des Abends mit seinen Nachbarn und Hausgenossen im traulichen Zirkel zuzubringen. Dann stellt jede Strasse einen grössern oder kleinern Saal vor, von vielen kleinen Gesellschaften erfüllt, natürlich und einfach, wie seine Gastfreunde, und von dem sanften Schimmer des freundlichen Mondes erhellt; dann ertönen die Wirthshäuser, die den Tag über leer standen, von den lauten und vielstimmigen Gesprächen der zahlreich versammelten Gäste. Grosse Städte, deren Boden so fruchtbar an Müssiggängern ist, sind auch die Sammelpläze der meisten und zahlreichsten Zusammenkünfte von Menschen. Hier, wo der Ueberfluss und die Scheu vor der anstrengenden Arbeit so Viele von den Banden thätiger Einsamkeit losstrickt, hier kann sich der Trieb nach Gesellschaft in seiner grössten Stärke äussern.

Warum flieht denn nun der Mensch so sehr die Einsamkeit; was drängt ihn denn so sehr nach Gesellschaft? Will er vielleicht nur seinen Ort verwechseln? Dazu bedarf er keiner Menschen. Wünscht er nur, sich unter lebendigen Geschöpfen zu befinden? Diesen Wunsch befriedigten auch seine Hausthiere. Oder ist es

ihm

etwa blos darum zu thun, menschliche Gestalten zu sehen? Dazu könnten ihm auch entseelte Menschenkörper und leblose Bildnisse dienen. Was bleibt übrig, als das Verlangen, seine Gedanken, seine Gefühle und Wünsche umzutauschen, sich in andern Menschen gedacht, gefühlt, gewünscht zu wissen. Was er denkt, was er fühlt, was er wünscht, das, will er, soll in Andre übergehen. Dazu taugt die Einsamkeit nicht, das leistet die Gesellschaft der Menschen. Darum flieht er jene, und darum sucht er diese. So lange die Einsamkeit seine Gedanken auf ihn selbst geheftet, oder seine Kräfte für seine Arbeiten beschäftigt erhält, kann dieses Verlangen nicht erwachen: aber sobald er sich frey fühlt, äussert es mit Nachdruck seine Kraft in ihm.

Dass es aber, ausser andern weiterhin erst zu entwickelnden Ursachen, das Verlangen uns mitzutheilen ist, was uns aus der Einsamkeit in die Gesellschaft treibt, das beweist vorzüglich der Umstand, dass ein jeder den Umgang solcher Menschen am meisten liebt und sucht, welche ihn am besten verstehen, welche am geneigtesten und empfänglichsten für seine Gesinnungen, Gefühle und Wünsche sind, mit einem Worte, unter welchen er jenes Verlangen am sichersten und vollkommensten befriedigen kann; und dass er im Gegentheil denjenigen meidet, in welchem dies weniger oder gar nicht angeht, oder doch nur aus Noth, und wenn ihm kein andrer übrig bleibt, zu demselben seine Zuflucht nimmt.

Ein jeder gesellt sich daher am liebsten zu solchen Menschen, welche, durch gleiche Anlagen, durch gleiche Erziehung, durch gleiche Geschäfte, durch gleiche Schicksale, durch gleiche Glücksumstände, in ihrer Art zu denken, in ihren Begriffen, in ihren Gefühlen und Wünschen, mit ihm die grösste Aehnlichkeit haben,

haben, und deshalb am fähigsten und am meisten gestimmt sind, die seinigen aufzunehmen. Der Bauer befindet sich am liebsten unter Bauern, der Handwerker am liebsten unter Handwerkern, der Soldat ist am liebsten unter Soldaten, der Gelehrte am liebsten unter Gelehrten, u. s. w.: denn diese verstehen ihn unter allen am besten, diese haben am meisten Gefühle, Wünsche und Interesse mit ihm gemein; und auch aus diesen wählt er wieder diejenigen aus, und schliest sich am liebsten und festesten an sie an, deren Verstand und Herz nicht blos durch gewisse allgemeinere Gegenstände, gleich den seinigen, gebildet sind und angezogen werden, sondern welche auch seine individuellen Gedanken, Gesinnungen, Gefühle und Wünsche kennen, und sich mit Wärme dafür interessiren, das ist, an seine Freunde.

Versezet z. B. einen gewöhnlichen Handwerksmann in einen Kreis von Gelehrten, die keinen Sinn haben für seine Geschäfte, für seine Sorgen, für seine Angelegenheiten, für alles, was seinen Geist und sein Herz in Thätigkeit sezt, die durch kein Band der Annäherung mit ihm verbunden sind, deren Interesse, deren Art zu denken und zu fühlen wie Himmel und Erde von der seinigen verschieden ist: und stumm und Todtenähnlich wird er da sizen, seine Zunge wird gefesselt, sein Herz wie in einen dumpfen Kerker eingeengt seyn, er wird sich auf der Folter der Langenweile befinden. Aber nun zerstreuet den Nimbus von Gelehrsamkeit, von Verfeinerung, von hochfahrenden Gedanken und Gefühlen, der jene Gelehrten umgiebt; sezet, dass sie geschickt jeden zurückschreckenden Anschein von Ueberlegenheit, jedes auffallende Merkmahl des Unterschieds zu verbergen verstehen; dass sie sich herablassen zu seinen Begriffen; dass sie Antheil zeigen für die Angelegenheiten seines Herzens; dass sie sich geneigt bezei-

gen einzustimmen in alles, was ihn kümmert oder freut, was ihm erhaben oder niedrig, wichtig oder gering erscheint; mit einem Worte, dass sie ihn und sich in seine Sphäre versezen, oder auch, dass er sich auf einmal unter seines Gleichen, oder, noch mehr, unter seinen vertrauten Freunden befindet: so wird das Band seiner Zunge sich lösen, der Quell seines Herzens sich öfnen, und beyde werden um so reichlicher überströmen, je mehr sie zuvor gepresst waren; er wird sich dünken aus einem todten Kerker in eine Welt voll Leben gerückt. Umgekehrt haben wir denselben Fall.

Nur derjenige wird sich im Umgange mit Menschen von allerley Ständen und Lebensarten, und von auffallenden Verschiedenheiten, gefallen, welcher mit allen diesen Arten von Menschen gelebt, und gelernt hat, sich in ihre Art zu denken und zu fühlen, und in ihre Sitten zu finden. Und dennoch wird auch dieser immer eine Gesellschaft der andern vorziehen, und sich unter allen in derjenigen am liebsten einstellen, wo er überzeugt ist, den seinen individuellen Gedanken und Empfindungen angemessensten Wirkungskreis zu finden.

Daher sind uns auch Gesellschaften von den verschiedenartigsten Personen, deren Sinnes- Denk- und Lebensart die mannichfaltigsten Abänderungen leidet, immer um so angenehmer, je freyer, natürlicher und ungezwungener ihr herrschender Ton, und je mehr es in denselben vergönnt ist, seine Gedanken, Gesinnungen und Gefühle ohne Zurückhaltung, und ohne vorhergegangene strenge Selbstkritik, obgleich, wenn unsre eignen Sitten verfeinert sind, auf eine allgemein anständige Art zu äussern. Aber wie lästig sind uns jene steifen gespannten Zirkel, wo jeder in dem Andern den lauersamen, übelgesinnten, immer nur auf Spott, Verdrehung, und boshafte Auslegung ausgehenden Spä-

her seiner Gedanken und Gefühle fürchtet; wo der Geist nur immer auf den Zeehen schleicht, und das Herz stets auf seiner Hut ist, um den Dolchstichen der Satyre und hämischer Anmerkungen auszuweichen; wo der Verstand sich ewig in dem Schneckenkreise einer bestimmten Zahl alltäglicher, uninteressanter Gedanken und Gemeinpläze dreht, und jedes Herz, wie von grönländischem Froste getroffen, sich zusammenpresst; wo nur der, welchen sein Nahme, sein Titel, sein Rang an die Spize der Gesellschaft stellt, durch einen Schwall armseliger Gedanken, in eine buntschäckige Narrenkappe von übelgewählten einheimischen und ausländischen Worten gehüllt, die herrschende Todtenstille unterbricht; wo der Thor sich bläht, und der Weise sich verbirgt; wo Zwang, und Eitelkeit, und Thorheit unter der Firma der Etikette allein ihr eisernes Scepter führen, und Natur, Gefühl, Talent, und Wahrheit Scheu- und Schaamerfüllt ihr Angesicht verhüllen: — o wie ist es uns da so eng, so schlimm ums Herz, wie peinigt uns da das fürchterlichste aller Uebel, die Megäre Langeweile! —

Darum sind seltne und allgemeine Aufmerksamkeit erregende Begebenheiten in der Natur und in den Schicksalen der Menschen, öffentliche Verhandlungen der Völker, Krieg und Frieden, Handel, Oekonomie, und andre Dinge, welche entweder durch einen Zug des Ausserordentlichen, oder durch ihren grossen Einfluss auf das Wohl und auf den Zustand vieler Menschen ein allgemeines Interesse erregen, die gewöhnlichen Gegenstände des Gesprächs in gemischten Gesellschaften: denn weil an diesen gewöhnlich ein Jeder Theil nimmt, so findet auch ein jeder durch sie Gelegenheit sich mitzutheilen. Darum werden auch Menschen, welche sich sonst von uns entfernt halten, unter vier Augen öfters offenherzig und theilnehmend: denn weil sie

ausser uns niemanden haben, vor dem sie ihre Gedanken und Empfindungen könnten laut werden lassen, so finden sie sich genöthigt, es vor uns zu thun; und um sich unsre Theilnahme zu verschaffen, zeigen sie sich bereit, uns auch die ihrige zu schenken.

Der Trieb uns mitzutheilen ist aber um so dringender, je mehr unser Geist von Gedanken, und unser Herz von Gefühlen gepresst ist. Daher sind geistreiche und lebhafte immer mehr, als träge und geistlose, und kultivirte immer mehr, als unkultivirte Nationen zur Gesellschaft geneigt. Ia wenn unser Herz von Gefühlen recht durchdrungen ist, dann schafft unsre Einbildungskraft uns selbst die todte und Bewusstseynlose Natur in eine Art von Gesellschaft um. Dann klagt der Liebende den Wäldern und Flüssen seine Schmerzen, oder das überströmende Glück seiner Liebe; und der unglückliche Gefangene vertraut seine Gedanken und Empfindungen einem fühllosen Stein, oder lockt, wie Trenk, eine Maus aus ihrer unterirdischen Wohnung, um sich aus ihr eine Gesellschafterinn zu bilden. Nur Fanatismus oder Menschenhass besizen Gewalt genug, das Verlangen nach Mittheilung zu ersticken, und den geselligen Menschen aus dem Kreise seines Gleichen in eine Menschenscheue Einsamkeit zu bannen.

So gross ist der Einfluss des Triebes sich mitzutheilen auf das Gemüth des Menschen; so voll ist schon die blosse Erfahrung von Beweisen der Innigkeit und Allgemeinheit dieses Triebes.

Aber was wirkt denn nun dieses allgemeine und innige Verlangen nach Mittheilung? Auf der Beantwortung dieser Frage beruht die vollendete Einsicht in die Wirklichkeit desselben als eines allgemeinen in dem Wesen der menschlichen Natur ursprünglich gegründeten Triebes. Denn an dieser lässt sich nicht mehr zweifeln, sobald die Art und Ursache seiner Entstehung hin-

hinlänglich erforscht, und dargethan ist, dass er vermöge der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Gemüths nothwendig Statt finden muss.

Es giebt der Ursachen mancherley, welche den Menschen zur Mittheilung seiner Gedanken, Gefühle und Wünsche bestimmen. Bald ist es das Interesse oder der Vortheil Anderer, was wir beabsichten, — wir wollen ihre Irrthümer berichtigen, oder ihre Gesinnungen verbessern, oder wir möchten sie gern zur Erlangung eines gewissen Gutes bewegen: — wobey der Trieb der Wohlthätigkeit; bald ist es unser eigenes Interesse: wobey der Trieb der Selbstliebe die wirkende Ursache ist; bald streben wir, die Fähigkeiten unsers Geistes durch die Kraftäusserung derselben in den Gemüthern andrer Menschen wahrzunehmen: hier bestimmt uns der Trieb der Selbstschäzung; bald endlich suchen wir blos, jene Fähigkeiten Andern wahrnehmbar, und bey ihnen geltend zu machen: und da ist es der Ehrtrieb, welcher uns zur Mittheilung bestimmt.

Man sieht aber leicht, theils dass alle diese und andre ähnliche Ursachen nur in manchen Fällen wirksam sind, theils dass, wo sie im Spiele sind, es keinesweges auf die Mittheilung selbst, sondern jederzeit auf anderweitige Zwecke abgesehen ist, wozu sie blos als Mittel dient. Durch sie ist also der wesentliche Grund unsers Verlangens nach Mittheilung noch nicht entdeckt, noch die Natur dieses Triebes in ihrer Reinheit dargestellt. Denn hierzu muss die Mittheilung nicht blos als Mittel, sondern als Zweck erscheinen; sie muss es selbst seyn, wornach wir streben, nicht etwas anderes; dasjenige, was in uns die Begierde uns mitzutheilen erweckt, muss unmittelbar in dem Mittheilen selbst, nicht in etwas anderm, darüber hinausliegenden, enthalten seyn; es müssen durch das Ueber-

tragen unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche unmittelbar an denselben gewisse Veränderungen und Bestimmungen hervorgebracht werden, die nur dadurch möglich, und uns doch sehr wünschenswerth sind: und der Trieb nach Mittheilung kann seinem wahren Wesen nach in nichts anderm bestehen, als in dem Bestreben, durch das Uebertragen unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche gewisse, nur durch dasselbe mögliche, Veränderungen und Bestimmungen an ihnen hervorzubringen. Wir können uns unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche bewusst seyn, und sie geniessen, auch ohne dass wir sie zu Gegenständen des Bewusstseyns Andrer machen: und wenn wir uns daher sollen angetrieben finden, das leztere zu thun, so muss irgend eine an unsern Gedanken u. s. w., oder vielmehr in unserm Bewusstseyn und Genusse derselben dadurch zu bewirkende Veränderung das Ziel und der Beweggrund seyn.

Zu einem vollkommenen Genusse unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche gehört Anschaulichkeit und Wahrheit derselben. Beydes ist nicht leichter und sichrer zu erlangen, als durch Mittheilung: und dieses muss es also auch seyn, was in uns den eigentlichen Trieb nach Mittheilung erregt.

Wenn wir uns mit unsern Gedanken allein überlassen sind: so gehen sie, falls unser Verstand, oder irgend ein lebhaftes Interesse, sie nicht absichtlich festhält, immer nur flüchtig vor den Augen unsrer Einbildungskraft vorüber. Wir scheuen die Mühe, jeden einzelnen in seiner Klarheit und Deutlichkeit zu denken, und springen bey der leisesten Berührung derselben unter einander jeden Augenblick von dem einen zu dem andern, oft verschiedenartigsten, über. Dadurch entsteht in unsrer Seele ein verworrenes Chaos von Gedanken, so, dass wir am Ende selbst nicht mehr recht wissen, wo wir sind, und wie wir dahin gekom-

gekommen sind, und uns in einer Art von Traum befinden.

Es ist also, die bemerkten Fälle ausgenommen, jederzeit nur ein sehr oberflächlicher unvollkommener Genuss, der uns in der Einsamkeit von unsern Gedanken zuwächst. Theilen wir sie aber Andern mit: so sind wir genöthigt, einen jeden von ihnen in ein hinlängliches Licht zu sezen, und folglich ihn zuvor selbst deutlich zu denken; in der Darstellung derselben eine gewisse Ordnung zu beobachten, und die unregelmäsigen und jählingen Sprünge von einem zum andern zu vermeiden, welches uns um so leichter wird, da uns der aufmerksame Verstand unsers Gesellschafters gleichsam dazu dient, um sie an demselben festzuheften. Dadurch entsteht nun für uns all der Genuss, den jeder einzelne Gedanke sowohl, als die Verbindung einer ganzen Reihe derselben uns zu gewähren vermag. Alle unsre Seelenkräfte kommen dadurch in eine überaus lebhafte angenehme Thätigkeit; und wenn wir in der Einsamkeit träg, verdrieslich und dumpfsinnig waren, so finden wir uns auf einmal munter und aufgeheitert, wenn wir uns recht ausreden können.

Da Beyspiele immer dazu dienen, die Wahrheit einleuchtender zu machen: so will ich auch diese Säze durch ein Beyspiel zu erläutern suchen. Sezet nun, wir wollen einsam den Gang und die Schicksale unsers Lebens überdenken. Da werden wir bald ermüden, es in der Ordnung, und nach allen den Umständen durchzugehen, wodurch es die ihm eigenthümliche Richtung und Beschaffenheit erhielt. Wir werden nur bey den hervorstechendsten Punkten, die auf unsern Geist und Herz den tiefsten Eindruck machten, stehen bleiben; wir werden auch an diesen vieles, so wie viele andre Umstände, gänzlich übersehen, weil ihnen für uns der Reiz der Neuheit mangelt; oder wir werden, indem

wir z. B. unsre jugendlichen Bemühungen zur Bildung unsers Geistes und zur Erwerbung von Kenntnissen, und die dazu erhaltenen Anweisungen zu untersuchen vorhaben, statt dessen, durch ein näheres und lebhafteres Interesse angezogen, die gegenwärtige Reife unsers Geistes, und den nunmehrigen Umfang unserer Einsichten betrachten, und von dem zehnten oder zwölften Gliede der Kette auf das dreyssigste, vierzigste, oder funfzigste überspringen; oder wir werden unvermerkt gar auf einen ganz fremdartigen Nebenumstand gerathen, und den Lauf unsers Lebens, den wir zu verfolgen Willens waren, ganz und gar aus den Augen verlieren. So werden wir also öfters nicht einmal einen einzelnen Umstand, noch viel weniger aber die ganze lange aus so vielen Gliedern zusammengesezte und verwickelte Reihe der Auftritte und Begebenheiten unsers Lebens in ihrer ganzen Klarheit und Vollständigkeit denken; die Ordnung in denselben wird jeden Augenblick unterbrochen werden, und unsre Einbildungskraft wird am Ende um Gegenstände flattern, welche gar nicht mehr damit zusammenhängen. Welchen Genuss kann uns aber eine Gedanken-Reihe verschaffen, der es so sehr an Licht, an Ordnung, und an richtigem Zusammenhange gebricht?

Nun lasst uns aber dieselbe Geschichte unsers Lebens einem Andern erzählen. Da wird es nicht mehr angehen, eine Summe von Begebenheiten willkührlich zu überhüpfen, und bey andern nur mit halbem Blicke zu verweilen, weil sie für uns selbst nicht neu, oder nicht anziehend genug sind; oder die Geschichte des Mannes anstatt der Geschichte des Kindes zu geben; oder bey der leisesten Veranlassung einen ganz fremdartigen Gegenstand zu ergreifen, und über diesen uns mit unsern Gedanken auszubreiten. Wir werden, um ihm einen deutlichen Begriff von unserm Leben zu

geben,

geben, genöthigt seyn, alle die mannichfaltigen Lagen, in denen wir uns befanden, mit allen den Umständen, welche sie vorzüglich bestimmten, in der Ordnung, wie sie einander folgten, und wie sie aus uns zulezt das machten, was wir sind, in ein hinlängliches Licht zu sezen. Dadurch werden sie natürlich uns selbst wieder von neuem ins Gedächtniss kommen; wir werden uns aufs neue versezt sehen in alle jene Lagen, werden alle Gefühle, alle Freuden und Leiden, die wir ehemals in denselben empfanden, von neuem empfinden, werden uns dieser, dass sie überstanden, und jener, dass wir sie genossen haben, freuen, und auf diese Art selbst aus der Vergangenheit einen Genuss ziehen, der uns öfters alle unsre gegenwärtigen Leiden vergessen macht.

Daher ist der Greis so geschwäzig und so heiter, wenn er die Geschichte seines Lebens, und insbesondre seiner Jugend erzählt. Seine Einbildungskraft mahlt ihm alles, was er als Kind, als Knabe, und als Jüngling that, was er litt, was ihn beglückte, mit allen den Umständen und mit allen den Gespielen und Personen, mit denen er verbunden war, und die auf seine jedesmalige Lage Einfluss hatten, in den lebhaftesten Farben vor. Er vergisst, dass er ein Greis ist, dass das Feuer in seinen Adern erloschen, und die Schnellkraft in seinen Muskeln abgespannt ist, dass er mit Schwäche beladen der lezten Scene des lezten Aktes seines Lebens entgegenwankt. Er dünkt sich wieder ein Knabe; sein Herz hüpft glücklich dem heitern Frühlingstag' entgegen, der ihn mit seinen Gespielen auf den grünen Rasenplan zum Ballspiel lockt; er erneuert in seiner Einbildungskraft alle die muthwilligen Schwänke, die er ersann, um seine Gespielen zu berücken, und ihnen einen Vortheil abzugewinnen, oder die kleinen Unglücksfälle, die der Eine oder der

Andere dabey erlitt, oder die Streitigkeiten und die kleinen Kriege sammt ihren verdrieslichen Folgen, die daraus entstanden. Seine väterliche Wohnung, seine häuslichen Verhältnisse, seine Verwandten, seine Lehrer, seine Jugendfreunde, die Gegend umher, besonders die Pläze, die er am häufigsten besuchte, und auf welchen sein jugendlicher Geist die meisten Freuden genoss, jedes vorzüglich sich auszeichnende Ereigniss, seine ganze damalige Art zu leben, — alles dieses steht mit frischen Farben vor seiner Seele, und die Einbildungskraft gewährt ihm Freuden, für deren wirklichen Genuss ihn seine Jahre und seine Umstände längst unfähig machten.

Auf eine ähnliche Weise gewinnt auch jede andre Art von Gedanken und Gefühlen durch die Mittheilung derselben weit mehr Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit, Ordnung und Zusammenhang; alle unsre Seelenkräfte kommen dadurch in ein weit lebhafteres Spiel, als es in der Einsamkeit zu geschehen pflegt: und es kann daher nicht fehlen, dass wir zu dieser Mittheilung einen so starken Reiz empfinden, da nur sie uns in den meisten Fällen diesen so angenehmen Genuss, wenigstens mit so leichter Mühe, gewähren kann.

Was uns aber noch mehr, als das Streben nach Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit unserer Gedanken, die Mittheilung zum Bedürfniss macht, das ist *das Verlangen, von ihrer Wahrheit und Giltigkeit recht überzeugt zu seyn.*

Es giebt unter den Gedanken, welche irgend unser Nachdenken beschäftigen mögen, nur wenige, deren Wahrheit uns auf den ersten Blick, und ohne alle Gefahr eines möglichen Irrthums, einleuchtet. Noch wenigere giebt es deren bey solchen Menschen, welche es nicht zu ihrem absichtlichen Geschäfte machen, auf Erforschung der Wahrheit auszugehen: das ist der Fall

bey

bey allen Menschen bis auf einen gewissen Zeitpunkt ihres Lebens, und bey den meisten ihr ganzes Leben hindurch. Es macht uns öfters Mühe, uns aus dem Dunkel, das unsern Geist umschwebt, und aus den mancherley Irrgängen, die uns von der Erkenntniss der wahren Beschaffenheit einer Sache ableiten, herauszufinden; die Augenblicke sind selten und flüchtig, wo unsre Augen von einem besondern Licht erhellt, und unsre Geisteskräfte in einer vorzüglichen Regsamkeit und ganz besonders aufgelegt sind, um mit leichtem und geschärftem Blicke in die wahre Natur und Lage der Dinge einzudringen; und wir sind uns der Schwäche unsers Verstandes, und der Betrüglichkeit unsrer Einsichten zu lebhaft bewusst, als dass nicht unsern Urtheilen, wenn sie nicht unmittelbare Erfahrung betreffen, meistentheils eine gewisse Unsicherheit ankleben sollte. Eine gleiche Bewandniss hat es auch mit unsern Gefühlen und Wünschen. Es ist in vielen Fällen gar zu leicht möglich, dass unser Leid und unsre Freude sich auf den sandigen Boden der Täuschung stüzen; dass unser Herz mit Unrecht sich beklagt, und aus trügerischem Wahn sich freut, und dass die schönen Schlösser unsrer Wünsche in den leeren Raum gebauet sind. Es liegt uns aber gar zu viel daran, dass das, was wir für Wahrheit halten, auch wirklich Wahrheit sey, dass wir richtig denken; dass die Betrübniss, die wir nähren, gerechtfertigt, und das Vergnügen, welches wir empfinden, gegründet, und die Wünsche, die wir hegen, sicher seyen.

Theilen wir nun dieses alles Andern mit; stimmen sie ein in unsre Urtheile; finden sie unsern Kummer gerecht, und unsre Freuden und Wünsche gegründet: dann verschwindet unsre Unruhe, dann überlassen wir uns sicher und ungestört ihrem Genusse; denn das gleiche Urtheil, das gleiche Gefühl dieser

ser Andern ist uns Bürge, dass wir uns nicht täuschen. Darum ist uns die Gesellschaft eines Menschen so zuwider, der uns immer widerspricht, der immer anders denkt, und immer anders fühlt, als wir, dessen Gedanken und Gefühle mit den unsrigen in ewiger Fehde liegen; darum ist uns der so lieb, so werth, der mit uns sympathisirt, dessen Seele gleichsam die Zwillingsschwester der unsrigen ist. Darum finden sich gleichgestimmte Seelen so leicht, darum ketten sie sich so schnell, so innig an einander. Die eine ist immer der Spiegel der andern: jene darf nur denken und fühlen, um dasselbe auf gleiche Art in dieser gedacht und gefühlt zu sehn. Darum machen wir Andere so gern aufmerksam auf die Schönheiten einer Naturscene, eines Kunstwerks u. d. gl., die uns angenehme Gefühle erregen: wir wollen, sie sollen unser Urtheil bestätigen und unser Vergnügen rechtfertigen. Wir fühlen das Schöne erst ganz, wir fühlen es doppelt, wenn sie mit uns einstimmen: und wir sind unzufrieden, wenn es auf sie keinen Eindruck macht, oder wenn sie dasjenige gar gemein, oder hässlich finden, dessen Schönheit uns ergözt. Die Vortrefflichkeit, das Rührende, Erschütternde, Erhebende und Ergözende eines Schauspiels kann auf uns erst dann seine ganze Wirkung thun, und sich unsers Herzens gänzlich bemeistern, wenn wir sehen, wie alles umher auf gleiche Art, wie wir, davon ergriffen ist. Aber nehmen wir wahr, dass die übrigen Zuschauer dabey kalt und gleichgiltig bleiben: so verliert unser Vergnügen daran selbst dann, wenn das Schauspiel auf uns den lebhaftesten Eindruck macht, und wenn wir für unsre Person von dessen Vortrefflichkeit vollkommen überzeugt sind.

Wer einen Traurigen trösten will, wird seine Absicht sicher verfehlen, wenn er sich kalt und unempfind-

pfindlich gegen ihn bezeigt, und seinen Kummer, sey es auch aus den triftigsten Gründen, geradezu für ungegründet oder thöricht erklärt. Der Unglückliche wünscht seinen Kummer getheilt, und durch Theilnahme ihn gerechtfertigt zu sehn; er will sich dem Gefühl seiner Leiden mit voller Sicherheit, und mit der ganzen Kraft seines Herzens überlassen, und dazu bedarf er unsrer Einstimmung; von belehrenden und zurechtweisenden Vorstellungen mag er öfters gar nichts wissen, er hat nur Sinn für seinen Schmerz. Findet er uns nun kalt und untheilnehmend, und folglich in seinen Wünschen sich getäuscht: so wird er mistrauisch gegen unsern Verstand, wie gegen unser Herz. Er glaubt uns unfähig, seine Leiden zu empfinden, wie sollte er uns fähig glauben, sie richtig zu beurtheilen? Er zieht sich wieder in sich selbst zurück; seine Klagen verstummen, und sein Ohr verschliest sich unsern Reden. Sieht er aber seine Schmerzen gleichsam in uns übergehen; wird er in unsern Gefühlen gleichsam den Wiederhall der seinigen gewahr; kann er sich so den seinigen mit ganzer Seele überlassen: dann hat er, was er suchte; dann wird er zufrieden; dann erleichtert sich sein Herz; er gewinnt volles Vertrauen zu dem unsrigen, und nun steht unsern Gedanken und Vorstellungen seine ganze Seele offen; er hört willig die Gründe, mit welchen wir ihn trösten, und die Reden, durch welche wir ihn allmälig von seinen traurigen Gedanken auf frohere zu lenken suchen.

Ein empfindsames Herz wird sich stets vor kalten, nur mit Gründen auf dasselbe eindringenden Vernunft-Menschen verschliessen; aber vor gleich empfindsamen Seelen wird es ohne Zurückhaltung, und mit einer Art von Wollust seine Gefühle ausströmen lassen: denn durch diese werden sie bekräftigt, durch jene werden sie für falsch und tadelnswerth erklärt.

Dieses Streben, unsre Gedanken und Gefühle bewahrheitet zu sehen, ist es auch, was der listigen Schmeichlerbrut so viele Gewalt über die Herzen der Menschen ertheilt. Sie finden alles wahr, was wir sagen, und alles gerecht, was wir fühlen. Behaupten wir auch die ungereimtesten Dinge, so sind sie bey ihnen doch klar, wie der Mittag. Trifft uns ein Unglück, sind wir darüber bekümmert: so gerathen sie ausser sich, und wissen das Bild unsers Kummers mit den lebendigsten Farben auszumahlen. Stirbt uns z. B. eine inniggeliebte Person, und sind wir durch diesen Verlust in die innigste Betrübniss versunken: so haben sie kein angelegentlicheres Geschäft, als die Vorzüge, die uns diese Person so werth machten, in das deutlichste Licht zu sezen, jeden Umstand ins Gedächtniss zu rufen, der dazu beytrug, uns in ihrer Verbindung zu gefallen, und uns wegen ihres Besizes glücklich zu schäzen, und, mit einem Worte, alles hervorzusuchen, was unsern Schmerz zu rechtfertigen dient. Begegnet uns aber ein Glück, und sind wir darüber erfreut: so werden sie nicht müde, es hoch zu preisen, und es von allen Seiten, und in allen Beziehungen darzustellen, wodurch es vortheilhaft für uns erscheint. Kurz, sie sind das treue Echo alles dessen, was wir denken und empfinden: und darum sind sie uns, wenn wir schwach genug sind, ihnen zu trauen, und ihren falschen Reden unser Ohr zu leihen, so unentbehrlich, darum haben sie unser ganzes Herz in ihren Händen.

Wenn unser Herz von Empfindungen am meisten gepresst ist, dann fühlen wir, wie ich schon bemerkt habe, das Bedürfniss uns mitzutheilen am stärksten. Aber wir hüten uns wohl, sie in den Busen eines Andern auszugiessen, als der für sie auf gleiche Art, wie wir, empfänglich ist, und ihnen keine Kälte und keinen Widerspruch entgegensezt. Um z. B. unsre Gedanken

danken und Empfindungen über öffentliche Streithändel der Nationen auszulassen, wenden wir uns, wo möglich, immer an solche, welche mit uns Parthey für den einen oder andern Theil ergriffen haben: denn nur von diesen dürfen wir mit der möglichsten Sicherheit erwarten, dass sie in unsre Urtheile, in unsre Gefühle und Wünsche einstimmen werden.

Das Kind, trunken von dem Glücke, das ihm eine neue Puppe gewährt, zeigt sie jedem Anwesenden, und erschöpft sich in ihrem Lobe: aber derjenige wird sich ihm gewiss sehr schlecht empfehlen, der nicht einstimmt in sein Lob, und nicht von gleicher Freude durch die schöne Puppe hingerissen wird.

Unsern Gedanken, Gefühlen und Wünschen mehrere Anschaulichkeit und grössere Wahrheit oder Sicherheit zu geben, als es uns allein gewöhnlich möglich ist, und was nur die Mittheilung gewähren kann, das also ist es eigentlich, was in uns so unablässig und so stark den Trieb nach Mittheilung erregt, und der nicht aufhören kann, so lange wir ein Verlangen empfinden, zu denken und zu fühlen, und dasjenige am stärksten, so anschaulich und lebhaft als möglich zu denken, und so stark und innig als möglich zu fühlen.

Die Existenz des Triebes nach Mittheilung, als eines ursprünglichen Triebes der menschlichen Natur, ist also ausser Zweifel. Denn jeder Mensch strebt von Natur nach einem so viel möglich vollkommenen Genusse seiner Gedanken, Gefühle und Wünsche. Dieser ist aber nicht anders möglich, als durch Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit, und Wahrheit oder Sicherheit derselben; und diese wieder in den meisten Fällen nicht anders, und überall nicht leichter, als durch Mittheilung.

Es bleibt nun noch übrig, den Zweck, oder die natürliche Bestimmung dieses Triebes aufzusuchen.

Er

Er ist doppelt, nehmlich zuvörderst der allen Gesellschaftstrieben gemeinschaftliche Zweck: Vereinigung der Menschen mit einander; dann: Vervollkommnung jedes Einzelnen.

Mittheilung ist nicht möglich ohne Gesellschaft: denn gewisse künstliche Mittel zum Behuf derselben, als Briefe und dergleichen, können hier nicht in Erwägung kommen. Der Trieb nach Mittheilung treibt uns also unmittelbar, die Gesellschaft der Menschen aufzusuchen; und da er von Natur, und folglich unabläsig in uns wirksam ist: so liegt am Tage, welch ein starkes und dauerhaftes Band er schon im Allgemeinen abgeben müsse, um Menschen an Menschen zu fesseln.

Um ihn aber ganz zu befriedigen, reicht eine flüchtige Bekanntschaft nicht zu. Ein jeder hat seinen besondern Kreis von Ideen; ein jeder seine eigene Art zu denken; ein jeder seine besondern Gesichtspunkte, aus welchen er die Gegenstände betrachtet; ein jeder seine besondere Art, für Gegenstände mit Lust oder Unlust empfänglich zu seyn. Die natürlichen Anlagen eines jeden, seine Bildung, seine Geschäfte, seine Lebensart, seine Lage, seine Schicksale, und ausserdem noch so mancher, jedem Andern geringfügig scheinende, auf ihn selbst aber sehr grossen Einfluss habende Umstand in seinen individuellen Verbindungen und Verhältnissen: alles dieses giebt seinen Ideen und Gefühlen eine gewisse Eigenthümlichkeit, die niemand ganz, und viele nur, je nachdem ihre Umstände den seinigen mehr oder weniger gleichen, nach sehr verschiedenen Graden der Annäherung mit ihm theilen.

Sollen nun Andere uns verstehen: so müssen sie bekannt seyn mit unserm Kreise von Ideen; mit unserer Art zu denken; mit den Gesichtspunkten, aus welchen wir die Dinge anzusehen pflegen; mit unsern Fähigkeiten; mit unsrer Bildung; mit unsern Geschäften;

ten; mit unsern Schicksalen, u. s. w; ja mit dem tiefsten Detail unsrer Umstände und Eigenheiten; und um unsre Gefühle zu theilen, und unsre Wünsche zu hören, müssen sie von gleicher Stimmung seyn, oder durch irgend einen Reiz näher an uns angezogen werden. Dazu aber gehört ein langer und vertrauter Umgang; dazu gehört, dass gleichsam das Interesse des Einen mit dem des Andern verwachse, und durch wechselseitiges Einwirken Kraft und Gedeihen erhalte.

Um also unsern Trieb nach Mittheilung, so viel möglich, in seinem ganzen Umfange zu befriedigen, werden wir unsern Umgang wenigstens mit einigen Menschen so oft als möglich zu wiederholen, und ihn so dauernd als möglich zu machen suchen; und um sie zur Theilnahme für unsre Gefühle und Wünsche zu stimmen, werden wir uns auch für die ihrigen interessiren, und durch gegenseitiges Handeln unsre Theilnahme zu beweisen uns bemühen. Wir werden, mit einem Worte, suchen, die Bande, welche uns mit ihnen zu vereinigen dienen, auf das festeste zusammen zu ziehen, und alles zu verhüten, was sie zu zerreissen droht.

Man sehe auf die Erfahrung, und man wird dieses alles durchgängig bestätigt finden. Es giebt nicht leicht einen einzigen Menschen, der nicht wünschte und suchte, in einem vertrauten Umgange mit mehreren, oder auch nur mit einem einzigen Menschen zu leben, der mit seinen Gedanken, seinen Gefühlen und Wünschen, und mit allem, was ihn betreffen mag, genau bekannt wäre, und sich dafür interessirte, und dessen Eigenheiten, Lage und Umstände auch er hinwiederum kennte und theilte, mit welchem er täglich und stündlich sprechen, und in dessen Busen er alles, was er denkt, was er fühlt, was er wünscht, ohne Bedenken und ohne Zurückhaltung ausschütten könnte,

und mit welchem für immer verbunden zu seyn nicht sein steter und eifriger Wunsch und Bestreben seyn sollte. — Eben so giebt es nicht leicht eine einzige Familie, welche nicht mit irgend einer oder mehreren andern in einer solchen Verbindung zu leben, und sie zu erhalten suchen sollte.

Wir trennen uns, wenn nicht besondere Umstände uns unsre Entfernung wünschenswerth machen, schon ungern von einem Orte, wo wir einen grossen Theil unsers Lebens zubrachten. Denn es leben da so viele, die uns kennen, und von uns gekannt werden, die uns folglich verstehen, und vor denen wir mehr oder weniger unsre Gedanken und Empfindungen enthüllen können. Ia selbst leblose Gegenstände, das Zimmer, das wir bewohnten, die Spaziergänge, die wir am häufigsten besuchten, und dergleichen mehr, verlassen wir nicht anders, als mit einigem Schmerz. Denn es knüpft sich an sie so manche unsrer Ideenreihen; sie sind mit unsern geheimsten Gedanken und Empfindungen so sehr verwebt, und dadurch gleichsam unsre Vertrauten geworden, dass uns immer etwas fehlt, wenn wir sie nicht mehr sehen können.

Aber wer schildert die Gefühle, die erst dann unser Herz verwunden, wenn das Schicksal uns gebietet, uns aus dem Kreise unsrer genauesten Bekannten, unsrer vertrautesten Freunde und Lieben loszureissen, um, weit entfernt, unter ganz unbekannten Menschen unsern Wohnplaz aufzuschlagen, zumal wenn solche Trennungen uns nicht schon durch öftere Wiederholung gewöhnlich, und folglich erträglich geworden sind? O wie fühlen wir da Himmel und Erde auf unsern Schultern lasten! Wie drängt sich da alles Blut nach dem Herzen! Es ist uns, als würden wir ausgestossen aus dem Reiche der Lebendigen. Unser Fuss scheint bey jedem Schritt ein Hinderniss zu finden, das

ihn wieder rückwärts zu treiben strebt. — Unser neuer Wohnort ist uns lange Zeit eine wüste Einöde; wir sind hier ein todtes Glied der menschlichen Gesellschaft; wir leben nur noch in unsrer Einbildungskraft, und durch sie in der Welt der Vergangenheit. Nur allmälig, wenn die Zeit die abgerissenen Fäden des Umgangs und der Freundschaft wieder an neue Menschen knüpft; wenn wir nun wieder jemanden haben, in welchen wir unsre Gedanken und Empfindungen können übergehen lassen, findet sich die verlohrne Zufriedenheit und der vermisste Frohsinn wieder: aber ein vollkommenes Glück kann nur eine treue und innig vertraute Freundschaft uns gewähren, weil nur durch diese vollkommene Mittheilung möglich ist.

So gross ist die Kraft, welche der Trieb nach Mittheilung besizt, um Menschen mit Menschen zu verbinden; und so vermag er es, selbst dann, wenn Leidenschaften, Neid, Zwietracht, und ähnliche Feinde des Friedens mit zerstörender Gewalt die Herzen der Menschen, ja selbst der Freunde, trennen, und, von Natur verwandt, einander befremden, mit sanfter, heilender Hand die zerrissenen Fäden der Vereinigung wieder zusammen zu ziehen.

Vervollkommnung ist der zweyte und besondere Zweck des Triebes nach Mittheilung. Ohne dass wir es selbst bemerken, trägt die Mittheilung unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche überaus viel zu unsrer Vervollkommnung bey. Diese Vervollkommnung, weil die Mittheilung selbst nichts anders ist, als das Uebertragen unsrer Gedanken, Gefühle und Wünsche auf Andere, kann, unmittelbar wenigstens, auch nur unser Erkenntniss-, Gefühl- und Begehrungsvermögen betreffen.

Unser Erkenntnissvermögen wird vervollkommnet, theils indem es fähiger wird, sowohl gegenwärtige,

als entfernte, oder vormals gedachte Gegenstände anschaulich und deutlich zu denken, fremdartige Merkmale von ihnen abzusondern, und die ihnen eigenthümlichen bestimmt wahrzunehmen, oder sie scharf und richtig zu beurtheilen, die Begriffe gehörig zu ordnen und zu verbinden, und aus richtigen Säzen richtige Folgerungen herzuleiten; — so wie alles Denken und Erkennen überhaupt in Anschauen, Begreifen, Urtheilen und Schliessen beteht — theils indem sich unsre Begriffe und Erkenntnisse vervielfältigen.

Unser Gefühl- und Begehrungsvermögen wird vervollkommnet, indem wir uns gewöhnen, mehr edle, als unedle, mehr vernünftige, d. i. zweck- und rechtmässige, als unvernünftige, d. i. zweckwidrige und unrechtmässige Gefühle, Wünsche und Begierden zu hegen.

Was nun das Erste betrifft: so ist klar, dass die Mittheilung ganz dazu gemacht ist, jene Vervollkommnung zu bewirken. Denn um Andern von unsern Gedanken einen deutlichen Begriff zu geben, und also, um von ihnen verstanden zu werden, müssen wir selbst nicht allein jeden einzelnen Gedanken deutlich denken, und ihn durch die ihm zukommenden und von andern ihn unterscheidenden Merkmale bestimmt bezeichnen, sondern auch alle zusammengehörige Gedanken in derjenigen Ordnung und Zusammenhange darstellen, durch welchen die vorzutragende Sache den Andern in ihrer wahren und leicht zu übersehenden Gestalt erscheint; und um sie von unsern Behauptungen zu überzeugen, sind wir genöthigt, hinreichende Gründe anzugeben, und folglich bedingte Säze mit Scharfsinn und Genauigkeit unter die sie bedingenden zu ordnen.

Ich habe dieses schon im Vorhergehenden gezeigt und durch ein Beyspiel erläutert. Um sich aber noch

mehr

mehr davon zu überführen, versuche man nur, Andere über eine Sache zu belehren, von welcher man sich wirklich eine recht deutliche Erkenntniss zu haben dünkt. Da wird man erst so manche Dunkelheit wahrnehmen, die noch hie und da in unsern Begriffen herrschte, so manche Unbestimmtheit, die noch hie und da unsern Urtheilen anklebte, und so manche übereilte Schlussfolge, die man sich zu Schulden kommen liess. Dann erst wird man sich recht anstrengen, dieses Dunkel aufzuhellen, seine Urtheile bestimmter zu fassen, und seinen Schlüssen die erforderliche Festigkeit und Evidenz zu geben; und dann erst wird der Gegenstand in seiner ganzen Klarheit, und gegen allerley Einwürfe gesichert vor unsrer Seele stehen.

Das Bestreben uns mitzutheilen wickelt jeden dunkeln Gedanken und jedes dunkle Gefühl gleichsam von dem Geist und Herzen los, kleidet es in verständliche Ausdrücke, und macht es zu einem bestimmten Eigenthume unsers Verstandes; und dieser würde ohne dasselbe eben so arm an Begriffen, als die Sprache arm an Worten seyn.

Wir bekommen folglich durch die Mittheilung nicht allein weit deutlichere, vollständigere, bestimmtere und richtigere Einsichten und Begriffe von unzähligen Dingen; alle unsre Erkenntnisskräfte erhalten dadurch nicht nur weit mehr Stärke, Fertigkeit und Gewandtheit, als es, überhaupt genommen, in der Einsamkeit möglich ist: sondern wir gewinnen auch selbst an der Fähigkeit und Geschicklichkeit unsre Gedanken in schickliche und bestimmte Ausdrücke einzukleiden, und an Reichthum von Gedanken, Worten und Redensarten.

Eben so dient auch die Mittheilung dazu, zur Vervollkommnung unsers Gefühl- und Begehrungsvermögens beyzutragen.

In einem andern Lichte erscheinen uns Gefühle, Wünsche und Begierden, wenn unser Herz ruhig, und unser Verstand frey und ungehindert ist, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen; in einem ganz andern, wenn unser Blut in heftiger Wallung, unser Herz gepresst, oder hoch aufschwellend, und unsre Vernunft von dem Nebel des Affekts und der Leidenschaft umdüstert ist. Aus einem andern Gesichtspunkte betrachten wir sie, wenn wir selbst davon eingenommen oder fortgerissen, aus einem ganz andern, wenn wir als ruhige unbefangene Zuschauer Andere davon hingerissen sehen.

Der Neidische, der über das Glück und den Wohlstand seines Nachbarn ergrimmt, wird nicht gewahr, wie hässlich, wie abscheulich der Molch aussieht, der in seinem Innern wühlet; bedenket nicht, wie nöthig dem Nachbar vor manchem Andern sein Glück, sein Wohlstand ist, wie sehr er sich durch Redlichkeit, durch Thätigkeit und Fleiss desselben würdig machte, oder auch, wie unsicher alle die Geschenke sind, welche die blinde Göttin auf der sich immer drehenden Kugel ausspendet, wie oft das, was seinen scheelsehenden Neid entzündet, der erste Schritt zum gänzlichen Verderben des armen Nachbars ist: er fühlet nichts, als den grinsenden Gedanken: Warum wird, was jener erhält, nicht mir zu Theil?

Ein Mensch, dessen Busen von dem Anblick eines unverhofft ihm gekommenen Glückes hoch aufschwillt, der für den Augenblick den Himmel seines Geschicks von jedem Wölkchen frey, und die Sonne der Freude sich im vollen Glanz entgegenstrahlen sieht, hat keinen andern Gedanken, als sein Glück. Vor ihm weit ausgebreitet liegt das unabsehbare, von keiner Welle getrübte, spiegelglatte Meer froher Aussichten und Hoffnungen. Muthig spannt er die Segel der Einbil-

dungs-

dungskraft von günstigem Westwinde schwellend, unbekümmert, ob nicht hie und da sich an dem Fahrzeuge eine schwache, schlecht verwahrte Stelle finde, oder ob dessen ganzer Bau und Grösse für die Fahrt auf hohem Meer geeignet sey; unbesorgt, dass der täuschende Meeresspiegel in seinem Innern gefährliche Klippen verberge, oder dass sich stürmische Orkane erheben, und ihm sein Grab in den Wellen bereiten, oder sein Schiff auf eine Sandbank führen, oder es sckeiternd an das Gestade eines wüsten unwirthbaren Eilandes werfen möchten.

Ein Vater, dessen Herz wegen eines auffallenden oder unerwarteten Fehltritts seines Sohnes voll heftigen Verdrusses und Unwillens ist, hat nichts im Auge, als den Fehltritt seines Sohnes. Alle Unvollkommenheiten und Mängel, die dieser an sich hat, alle Fehler, gross oder klein, die dieser je begieng, gesellen sich in des Vaters Einbildungskraft zu dem neuerdings begangenen. Er bedenket nicht, wie leicht auch er, und jeder Mensch einen Fehltritt thut, und wie viel leichter die lebhafte und darum weniger bedächtige Iugend strauchelt; er übersieht jede gute Eigenschaft und Anlage seines Sohnes, alles, was ihn sonst mit ihm zufrieden machte, und schöne Hoffnung für die Zukunft blicken liess; er giebt jede Hoffnung auf, er erblickt in ihm nur den Taugenichts, an welchem jede Sorgfalt und Mühe verlohren, der nicht mehr würdig ist, dass er sich ferner um ihn bekümmere.

Eine zärtliche Mutter im Gegentheil, die, überhaupt von ihrem Kinde eingenommen, so eben über einen wahrgenommenen neuen schönen Zug desselben in süssem Entzücken schwimmt, sieht nichts an ihm, als seine Vollkommenheiten. Sie mahlt sich schon das zukünftige Bild desselben, als Iüngling und als Mann, im schimmerndsten Farbengemische, und gedenkt nicht

so manchen Fehlers, den es an sich trägt, so mancher Schwierigkeit, die es noch zu überwinden giebt, und so mancher Klippe, an welcher ihre schmeichelnden Hoffnungen vielleicht Gefahr laufen, Schiffbruch zu leiden.

Dies ist das Licht, in welchem sich uns selbst unsre Gefühle und ihre Gegenstände zu der Zeit darstellen, wenn wir von ihnen eingenommen sind. Sehr weit davon verschieden ist das, in welchem sie der unbefangene Zuschauer erblickt. Dieser bemerkt an den Gegenständen nicht blos das, was unsern Affekt und unsre Leidenschaft erregt, was uns zur Freude oder zur Betrübniss stimmt; er wird daran auch alles das gewahr, was unsre Leidenschaft uns zu sehen hindert, und was, wenn wir es bemerkten, unsre Gefühle bald gar sehr herabstimmen, bald ihnen eine ganz andere Richtung geben, und uns dadurch vor tausend nachtheiligen Uebereilungen, und vor einer Menge Thorheiten und Fehltritten schüzen würde.

Bleiben wir nun mit unsern Gefühlen und Wünschen allein, und sind wir — welches mit mancherley Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verknüpft, und darum weniger Menschen Sache ist — nicht gewohnt, alles, was wir thun, und was in uns vorgeht, vor das Censurgericht der Vernunft zu fordern: so überlassen wir uns ihnen unbedingt. Sie erwachsen dann zu einem wilden üppigen Baume, dessen Früchte unser Leben nicht selten zu einem Gegenstande des Abscheus und des Elends, oder auch eines sehr gerechten Gelächters machen.

Etwas ganz anders erfolgt, wenn wir sie Andern zu erkennen geben. Da ist nun zwar unsre Absicht, dass diese unsre Gefühle theilen, durch ihre Beystimmung sie gleichsam sanktioniren, und uns den Genuss derselben dadurch sichern und erhöhen sollen; und wir

wen-

wenden uns daher auch nicht gern an Andere, als an solche, von welchen wir dieses am zuverlässigsten erwarten können. Allein diese sind doch unbefangen und kalt, und nicht davon, wie wir, erwärmt; wir ahnen leicht, dass sich ihnen die Sache von andern Seiten zeigen könne; wir ahnen dies um so mehr, da uns dabey leicht einfällt, dass wir selbst dieselben oder ähnliche Gefühle, und dieselben oder ähnliche sie verursachende Gegenstände zu andern Zeiten, oder an andern Personen, ganz anders, als wir jezt thun, beurtheilen. Dies sezt uns unvermerkt in die Nothwendigkeit, sie, sey es auch nur einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen: und so, indem wir theils selbst nach Gründen sie zu vertheidigen und zu rechtfertigen suchen, theils indem die Andern, durch ausdrückliche Worte, oder auch nur durch eine bedeutende Miene oder einen veränderten Zug im Gesichte, ihr abweichendes Urtheil oder ihre Misbilligung äussern, finden wir oft das unrecht und thöricht, von dessen Recht- und Vernunftmässigkeit wir uns noch kurz zuvor vollkommen überzeugt hielten. Der Gesichtspunkt, aus welchem wir vorher die Sache betrachteten, erweitert oder verändert sich; viele andere Seiten derselben werden sichtbar; wir finden, wie falsch, oder wie einseitig wir sie beurtheilten, wie wenig wir Ursache hatten, uns darüber so sehr zu freuen, oder uns so sehr zu betrüben oder zu entrüsten; alle die nachtheiligen Folgen, welche für uns daraus hätten entspringen können, treten aus ihrem Dunkel hervor. Dieses alles ändert dann und berichtigt unsre Vorstellungsart, und dämpft das Feuer unsrer Leidenschaft und unserer Gefühle, oder läutert sie.

Die Wirkung der Mittheilung in Rücksicht auf unsere Gefühle und Wünsche also ist, — im Ganzen, und einzelne Ausnahme machende Fälle abgerechnet, —

 dass

dass wir richtiger darüber urtheilen lernen; dass sie bisweilen ganz verschwinden; dass oft die thörichten den vernunftmässigeren, die unedlen den edlern, und die unerlaubten den rechtmässigen weichen müssen.

Wie gross diese Wirkung sey, das beweiset insbesondere der grosse und auffallende Unterschied, der sich zwischen der Denk- und Fühlart des Einsamen, und zwischen der des Weltmanns findet. Die Ideen des Erstern, weil sie, ausser ihm selbst, kein Hinderniss und keinen Widerspruch finden, schlagen weit tiefere Wurzel, gewinnen weit mehr Stärke und Festigkeit, und nehmen mehr einen Anstrich von Eigenheit und Sonderbarkeit an, als die des Leztern, der immer auf die Urtheile Anderer Rücksicht nimmt, und seine Vorstellungen, so viel möglich, mit denen der Andern in Einstimmung zu bringen sucht.

Die Leute von Welt sind daher in ihrer Art zu denken und zu fühlen fast insgesammt, wie man sprüchwörtlich sagt, über einen Leisten geschlagen. Ihre Grundsäze und Sitten reiben sich so lange, bis sie sämmtlich einerley Gepräg' annehmen, und keiner wagt etwas zu äussern, oder sich auf eine Art zu betragen, welcher nicht die allgemeine Denkart und Sitte den Stempel der Giltigkeit aufgedrückt hat.

Grosse Wahrheiten und grosse Irrthümer giengen darum fast immer aus der Einsamkeit hervor.

Aus gleichem Grunde ist auch der Einsame in seinen Meynungen gewöhnlich hartnäckig und unbiegsam, und rechthaberisch in seinen Behauptungen. Der Weltmann hingegen lässt sich leicht belehren, ist biegsam und nachgebend.

Eben diese Verschiedenheit äussert sich auch in ihren Gefühlen und Leidenschaften. Die des Erstern sind weit stärker und gewaltsamer, als die des Leztern.

Iene

Iene stehen fest, diese lassen sich leicht besänftigen oder umlenken. Daher ist der Einsame gewöhnlich eigensinnig und unverträglich; der Weltmann schmiegt sich leicht in fremden Willen und in fremde Launen.

Weil die Ideen, Gefühle, Triebe und Leidenschaften des einsamen Menschen immer einen freyen Spielraum haben, durch keine Rücksicht unterbrochen, und durch keinen Widerspruch von ihrer Richtung abgelenkt werden: so können sie, wie gesagt, zu einem Umfange und zu einer Stärke gedeihen, welche aussserdem nicht möglich ist, und welche lange jedem Widerstande trozt. Darum ist die Einsamkeit die Mutter und Säugamme aller Schwärmerey, so wie des zügellosesten Fanatismus. Sie erzeugt die erhabensten Tugenden, und die ungeheuersten Laster.

Ie nachdem der Geist eines Menschen mit grossen oder geringen Anlagen versehen, viel oder wenig gebildet, und sein Herz für grosse und erhabene, oder für kleinliche und niedrige Gefühle und Leidenschaften gestimmt ist: je nachdem macht die Einsamkeit aus ihm einen erhabenen oder niedrigen Schwärmer, oder einen wütenden oder lächerlichen Fanatiker, oder einen unerträglichen Starrkopf. Aber einen Zug von Schwärmerey leiht die Einsamkeit ihren Priestern immer. Und wie könnte es auch anders seyn? Mit ihren Ideen und Gefühlen stets allein, spinnen sie dieselben, vermittelst ihrer Einbildungskraft, weit über die Grenzen der Natur und der Wirklichkeit hinaus. Sie wollen dann in der wirklichen Welt das wieder finden, was nur ihre einsame Einbildungskraft gebahr, und was nur in ihr vollständig da seyn kann: sie schwärmen. Verleidet ist ihnen nun diese alltägliche Welt der Wirklichkeit; sie können sich mit ihr nicht vertragen, und giessen unablässig über sie ihren bittern Unwillen aus, oder richten, indem sie sie nach ihren schwärmerischen

Ideen, oder nach ihren fanatischen Träumen umkehren wollen, Unordnung und Verwüstung in derselben an.

Unter die edelsten und erhabensten Schwärmer, die je die Einsamkeit gebahr, gehört unstreitig Johann Jacob Rousseau. Schon von Kindheit auf mehr im Umgange mit sich selbst, als mit andern Menschen, wurde er frühzeitig, wozu die Einsamkeit einen jeden, dessen Geist nicht leer und ohne Federkraft, und dessen Herz nicht stumpf und fühllos ist, gewöhnlich bilden muss, — ein Schwärmer. Er selber sagt von sich: „Im achten Iahre wusste ich den Plutarch auswendig; im zwölften hatte ich alle Romane durchlaufen. Daher kam die Menge fremder Ideen, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen; daher die entzündete Einbildungskraft, der Zug nach grossen Gegenständen." *)

Von Natur mit einem grossen und scharfsichtigen Geiste, und mit einem feinfühlenden, der edelsten Empfindungen vorzüglich fähigen Herzen ausgestattet, und durch Lektüre mit den besten Ideen des Alterthums bereichert, richtete er unverwandt seinen Blick auf den Menschen. Er dachte sich diesen in seinem ursprünglichen Zustande, und sonderte alles von ihm ab, was Sitten, Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Erziehung, Vorurtheile u. s. w. ihm fremdartiges beygemischt haben: er bildete sich von ihm ein vollendetes Ideal. Dieses drückte er ab in seinem Emil, und in seinem Contract sociale; und dieses gieng vielfältig über in sein eigenes Leben.

Immer den Menschen fremd, und nur sich allein vertraut, musste diese Idee bey ihm eine unüberwindliche Herrschaft und einen entscheidenden Einfluss auf sein

*) s. Sturz Schriften. Erste Sammlung. S. 180.

sein ganzes Thun und Denken erhalten. Er war daher ein abgesagter Feind der herrschenden Willkühr, der Hierarchie und ihrer Statuten, des Aberglaubens und Vorurtheils jeder Art, der Konvenienz, der gangbaren Erziehung, kurz alles dessen, was der Natur des Menschen Zwang anthut, und ihr eine Gestalt giebt, die ihr ursprünglich fremd ist, so, dass selbst Wissenschaften und Künste seinem Widerwillen nicht entgehen konnten.

Er sah, von seinen Ideen geleitet, die menschliche Natur nur von ihrer schönsten und unschuldigsten Seite; ihre ihr ursprünglich anklebenden Schwächen und Mängel blieben ihm verborgen. Diese nun schrieb er auf Rechnung der Erziehung, der Verfassung, der Religion, der Konvenienz, der Wissenschaften und Künste. Er hatte zum Theil wohl recht, aber er bedachte doch nicht genug, dass der Weg zur vollendeteren Bildung des Menschen durch Irrthümer und Vorurtheile, durch mancherley Umwege, durch Sümpfe und Moräste, über wüste Steppen, und über steile und dornige Höhen führt; dass er gar häufig erst durch beschwerliche Irrwege den rechten Weg entdeckt, durch öfteres Fallen erst vorsichtig und sicher gehen lernt; und dass er nur dann anfängt, sich nach dem reinern und zuverlässigeren Lichte der Vernunft zu sehnen, und nach ihr seine Handlungen einzurichten, wenn die Erfahrung ihn fühlbar gelehrt hat, dass das Irrlicht roher oder verfeinerter Sinnlichkeit ihn ins Verderben leitet; dass man nur hiernach den langsamen, sich häufig krümmenden Gang der menschlichen Bildung beurtheilen, und von dem Menschen nicht mehr verlangen muss, als es ihm möglich ist, in seinen jedesmaligen Umständen, und auf seinem jedesmaligen Standpunkte zu leisten.

Aber dieses alles übersehend, und nur sein einseitiges,

tiges, obgleich schönes Ideal vom Menschen mit *glühenden* Farben in der Seele, blickte er auf den Zustand der Menschen, und trat er in ihre Gesellschaft. Er suchte das Original zu seinem Gemählde, und er fand nur Karrikaturen, verkrüppelte Menschengestalten. Statt gesunder Vernunft fand er Vorurtheile ohne Zahl und ungeheuren Aberglauben, Geschöpfe, die blind ein Phantom anbeteten, das andere, nicht viel einsichtsvoller, aber listiger und boshafter, als sie, ihnen vorgaukelten; statt Geradheit, statt unverstellter Offenheit, statt wechselseitigen Wohlwollens, statt Unschuld und Einfachheit der Sitten, fand er Falschheit, Verschlagenheit, Ränke, Trugsinn mit lächelndem Wohlwollen im Blicke, und mit tückischer Arglist im Herzen, leere Worte, Steifheit, Zwang, Eitelkeit und Thorheit; statt natürlicher Gleichheit fand er Tyrannen und Sklaven. Wie konnte er sich unter Menschen gefallen, die keine Aehnlichkeit hatten mit dem, was er sich unter einem Menschen dachte? Er glaubte keine gesunde Stelle mehr an dem Baume, der so viele Höcker, so viele wilde Auswüchse zeigte.

Er fiel mit dem ganzen Gewichte seines Geistes über Hierarchie, über Tyranney, über Vorurtheil, über Aberglauben, über Thorheit und Bosheit her. Er wusste nicht, wie der mit Welt und Menschen besser vertraute Voltaire, die Menschen, indem er ihren Aberglauben, ihre Laster und Thorheiten züchtigte, zugleich zu belustigen, und dadurch seinen erhellenden und bessernden Lehren Eingang und gefällige Aufnahme zu verschaffen — ein Talent, welches nur Wenigen verliehen ist. Er verwundete sie an ihrer empfindlichsten Seite, ohne ihnen zur Linderung etwas zu lachen zu geben. Er konnte sich mit den Menschen nicht vertragen, und sie stiessen ihn aus aus ihrer Gesellschaft, ihn, der nur darum mit ihnen unzufrieden

den war, weil sie nicht so verständig, so gut, und so glücklich waren, als er es wünschte.

Rousseau, einsam auch in dem Gewühle der Menschenreichsten Stadt, und die Last der Gesellschaft unerträglich fühlend, zog sich nun in eine vollkommene Einsamkeit zurück. Hier lebte er, wie er selbst sagt, mit der vegetirenden Natur, hier fand er unter Pflanzen und Kräutern den Frieden wieder, den er unter den Menschen vergeblich suchte, und er war nicht glücklicher, als da er jeden Mittag, mit seiner Haushälterinn und mit seinem Hunde allein, ein ländliches Mahl einnahm. Hier war er mit seinen Ideen allein, und wenn er sich gleich niemanden mittheilen konnte, so war doch auch niemand, der ihn hinderte, sich ihnen mit ganzer Seele hinzugeben.

Aber ganz allein konnte er doch auch nicht leben, er fühlte das Bedürfniss der Gesellschaft, und noch mehr — er fühlte das Bedürfniss der Liebe. Wo fand er aber ein menschliches Wesen, das ihn vollkommen verstanden, das seine Gefühle getheilt, und mit gleichen Gefühlen erwiedert hätte? Seine Einbildungskraft half ihm aus der Verlegenheit. Sie schuf ihm ein neues Ideal, ein weibliches Geschöpf, einzig unter den Weibern, wie sein Emil einzig unter den Männern, mit aller der Zartheit und Unbegrenztheit der Empfindung, und mit allen den schwärmerischen Ideen, die sein eigenes feinfühlendes Herz, und seine excentrische Einbildungskraft ihm einhauchte.

Mit diesem lebte er eine Art überirdischen Lebens. Aber auch die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft sich, wenn sie die Nahrung ihrer Geburten nur immer aus sich selber ziehen soll. Er bedurfte eines wirklichen menschlichen Wesens, um sein Ideal daran festzuheften, wie der Mahler das Kind seiner Einbildungskraft auf die Leinewand überträgt, um ihm dadurch eine Art von wirklichen bleibenden Daseyn zu geben.

Seine Gouvernante taugte hierzu nicht. Sie war zu geistlos und zu stumpfsinnig. Aber in der Nachbarschaft lebte eine Frau von H. . . ., zwar weit entfernt, sein Ideal zu erreichen, aber doch durch schwärmerische Gefühle seinem Herzen unter allen am meisten verwandt. Auf diese trug er das reizende Bild seiner Einbildung über.

Es war nicht gegenseitige Liebe, was sie an einander zog; es war auch nicht gewöhnliche, es war eine Art idealischer Freundschaft, was sie unzertrennlich machte. Sie sahen sich täglich: aber nur um gemeinschaftlich, jedes für seine eigene Person, zu schwärmen. Es war nicht die Frau von H. . ., was Rousseau suchte und liebte, selbst wenn er sie suchte und liebte: es war sein Ideal, welches er in der Person seiner Freundin umarmte. Es war nicht Rousseau, den die Frau von H . . . suchte und liebte, selbst wenn sie ihn suchte und liebte: es war ihr abwesender Liebhaber, den sie in Rousseau umhalste. *)

Dieses Bild war seine Iulie. Er spielte den Roman in der Wirklichkeit, während, oder bevor er ihn aufs Papier ergoss. Er St. Preux, die Iulie die Frau von H . . . Was kann man glühenderes lesen, als die neue Heloise? Alles, was ein feiner Verstand, was Edelmuth, was stolzes Selbstgefühl, was die feurigste Liebe und die entzündbarste Einbildungskraft unter gewissen Umständen und Verhältnissen in ihrer Vereinigung nur hervorbringen können, das ist in ihr mit brennenden Farben abgedrückt, und bleibt ein daurendes Denkmal von dem, was eine schwärmerische Einbildungskraft, verbunden mit Rousseau's Geist

*) Ausführlicher mahlt Rousseau selbst diese abentheuerlichen Züge in seinen Bekenntnissen.

Geist und Herzen, und von der Einsamkeit befruchtet, zu erzeugen vermag.

So wucherten Rousseau's Ideen und Gefühle in der Einsamkeit; so bildeten sie sich immer zu Idealen, und befestigten immer mehr die Scheidewand zwischen ihm und den Menschen, die sich zu seiner Art zu denken und zu fühlen nicht hinaufschwingen konnten noch mochten. Er lebte stets in der Welt, die seine Phantasie ihm schuf, welche ihn nach Willkühr bald entzückte, bald ihn elend machte.

Wer ist so geistlos und so undankbar, dass er Rousseau's seltne Talente, und seine unsterblichen Verdienste um Aufklärung und Menschenwohl nicht innig verehrte; oder so fühllos, dass er sein vortreffliches Herz nicht mit Feuer liebte und schäzte? Aber wer findet auch nicht, wie manche Dinge er von andern Seiten würde angesehen, wie manche Paradoxen er würde vermieden, wie manches in seinem Betragen er würde geändert, wie manchen Verdruss, wie manche Unzufriedenheit er sich würde erspart, und wie ein weit nüzlicherer und zugleich glücklicherer Mensch er würde geworden seyn, wenn er sich mehr den Menschen genähert und vertraut, wenn er sich ihnen mehr mitgetheilt, und sich mehr beflissen hätte, sie zu verstehen, und von ihnen verstanden zu werden, wenn er mehr gesucht oder geduldet hätte, dass ein Freund ihn auf das Einseitige oder Falsche in seinen Meynungen, und auf das Ueberspannte in seinen Gefühlen aufmerksam gemacht? Er, der grosse, scharfsinnige Sachwalter der Natur, verliess doch selbst den Pfad dieser Natur, indem er sich von den Menschen trennte, mit denen sich zu vereinigen, und in dieser Vereinigung vollkommener und glücklicher zu werden, sie gebietet; und er wurde in dieser Abgeschiedenheit nicht, wie er wähnte, glücklich, sondern wirklich

 elend.

elend. Die Quelle seines Elends sprang weniger in der Gesellschaft, als in seiner eigenen Einbildungskraft, welche die Einsamkeit entzündete. Anstatt dass, wie es einem Philosophen ziemt, seine Vernunft ihn unter den Menschen hätte leiten, ihn ihre Schwachheiten und Fehler hätte übersehen oder dulden, und aus ihren Tugenden Genuss und Vergnügen ziehen lehren sollen: so war es seine Einbildungskraft, die auch hier über ihn die Herrschaft führte, und auf seinem einsamen Zimmer allen Stoff und Unwillen, den er aus der Gesellschaft mit nach Hause nahm, zu Zähnefletschenden Ungeheuern verarbeitete.

Die Erforschung der Wahrheit, so wie alle Dinge, welche ein sorgfältiges nnd lange anhaltendes Nachdenken erfordern, bedarf durchaus der Pflege der Einsamkeit. Gelehrte müssen sich daher den grössten Theil ihres Lebens aus der Gesellschaft zurückziehen, und ihn der Einsamkeit widmen. Wie wäre z. B. der Philosoph im Stande, so weit ausgesponnene Reihen abstrakter Begriffe zu durchlaufen und zu fassen, und, von keiner sinnlichen Anschauung unterstüzt, aus dem tiefen Brunnen der blossen Vernunft Wahrheit zu schöpfen, wenn er, jeden Augenblick durch Gesellschaft unterbrochen und zerstreut, nicht, alles um sich her vergessend, sich oft und lange in das Innere seines Geistes zurückzöge, und durch sorgfältige Uebung seines Verstandes, und durch anhaltende und geschärfte Betrachtung in die wahre, nur theils durch aufmerksame Beobachtung, theils durch blosses Nachdenken erforschliche Natur der Dinge einzudringen suchte. Aber wie oft werden nicht auch eben an den fleissigsten Gelehrten die nachtheiligen Folgen dieser Zurückgezogenheit sichtbar? Wie oft hat man ihnen nicht unbegrenzten Eigendünkel, Rechthaberey, Eigensinn, Unbiegsamkeit, und andere Fehler, die nirgends

gends besser als auf dem Boden der Einsamkeit gedeihen, zum Vorwurf gemacht?

Ein Philosoph, der sich immer in strenger Entfernung von dem Umgange mit Menschen erhält, der darum nie erfährt, mit welchen Augen Andere seine Gedanken und Einfälle ansehen, und der immer nur in der Welt lebt, die er, wie die Spinne ihr Gewebe, aus sich selbst herausspinnt, kömmt leicht in Gefahr, auf allerley spizfindige, unfruchtbare, oder einseitige Spekulationen zu gerathen. Seine Moral nimmt leicht etwas Rauhes, Abschreckendes, und Abentheuerliches an, wenn sie blos auf dem dürren kalten Lande seiner Spekulation hervorsprosst, und nicht durch menschlichen Umgang gedeihlichen Sonnenschein und Wärme erhält. Er vergisst leicht den Menschen, für welchen er im Lande des Denkens auf nüzliche Entdeckungen ausgehen sollte, und verliert sich in dem unbegrenzten Gebiete philosophischer Träumereien; oder ersinnt Geseze, die für niemanden passen, als für die Wesen seiner Einbildungskraft.

Nur indem er immerfort eine genaue Verbindung mit den Menschen unterhält, indem er das eine Auge auf die wirkliche Welt, die er zu erleuchten und zu bessern vorhat, und das andere auf die Welt seiner Spekulation, aus welcher das Licht hervorgehen soll, unverwandt geheftet hält, wird es ihm gelingen, sich in dieser nicht zu verirren, und jener recht nüzlich zu werden. Er muss oft seinen Stoff aus der wirklichen Welt entlehnen, ihn in der spekulativen bearbeiten, und als verarbeitetes Produkt zum nüzlichen Gebrauche in jene wieder hinüberbringen.

Man sieht es gewöhnlich einer Philosophie leicht an, ob sie allein das Kind einer strengen Abgeschiedenheit, oder der Zögling des menschlichen Umgangs ist. Einseitigkeit und leere Spizfindigkeit im theoretischen,

Trockenheit, abschreckende Rauhigkeit, übertriebene Strenge, oder auch läppische und verächtliche Kasuistik im praktischen Theile, das ist es gewöhnlich, was jene auszeichnet. Zum Beweise dient die scholastische Philosophie des Mittelalters, so wie in ältern Zeiten unter andern die stoische, und noch mehr die pythagoräische Philosophie. Welche Mystik, welche weitgetriebene unnüze Spizfindigkeiten hatte besonders die lezte in ihrer Theorie, und welche übertriebene unnatürliche Strenge in der Praxis, so dass sie sogar unbedingte Geseze für die Auswahl gewisser Speisen gab!

Wie sticht dagegen die nüchterne, menschenfreundliche, mit der menschlichen Natur, mit deren Schwächen und Mängeln innig vertraute, und ganz sie zu verbessern geeignete, jedermann verständliche, und darum doch nicht seichte, sondern sehr gründliche, und dabey durchaus fruchtbare Philosophie des himmlischen, und doch so menschlichen Sokrates ab! Aber er zog die Philosophie zuerst aus den öden Hallen einer sich selbst genügenden menschenscheuen Einsamkeit, er entkleidete sie von ihrem überirdischen, aber unnüzen, trügerischen Prunke, und machte sie zur geselligen Freundin, und zur weisen Führerin der Menschen. Der Marktplaz war sein Hörsaal. Hier lernte und lehrte er, hier und in dem Innern der Familien sammelte er den Saamen für seine einsamen Betrachtungen, und hier theilte er, als ein vom Himmel gesandter Genius, die beglückenden Früchte aus, welche die Einsamkeit zur Reife gebracht. Er verband unablässsig Umgang mit Menschen mit Umgang mit sich selbst, Gesellschaft mit Einsamkeit, scharfsinnige Beobachtung mit gründlichem Denken; und seinem Beyspiele sollten, dünkt mich, alle Philosophen, auch in unsern Tagen, folgen: so würde nicht die eine Parthey die Spekulation, die andre die Erfahrung

lä-

lästern, nicht die eine seicht, und die andre trocken, unfruchtbar und spizfindig werden.

Ich hege gegen Rousseau's Geist, Herz, und Verdienste eine innige Hochachtung: aber vergleiche ich ihn mit Sokrates, bedenke ich, wie jener, den hohen Adel der menschlichen Natur vor Augen, die Menschen hasste, floh, und eben so unwillfährig, als ungeschickt war, ihre Fehler durch seinen Umgang zu verbessern, und wie dieser, ein eben so schönes, aber nur viel natürlicheres und richtigeres Bild vom Menschen in der Seele, diese Menschen immer suchte, mit so scharfem Blicke beurtheilte, ihre guten, wie ihre bösen Seiten kannte, jene benuzte, um diese zu verbessern, und, mehr noch als Rousseau, verkannt und verfolgt, bis zu seinem lezten Athemzuge, den neidische Bosheit früher, als die Natur es wollte, herbeyführte, in diesem beglückenden erhabenen Geschäfte nicht ermüdete; wie Rousseau immer unthätig schwärmte, während Sokrates immer auf das wohlthätigste wirkte: so kann ich nicht umhin, den Sokrates weit über den Rousseau zu erheben, und die weise Hand der Natur zu segnen, die den Menschen unter Menschen leitet, und, nur durch besondere Umstände gezwungen, ihm sein Leben in der Einsamkeit zu verträumen gestattet.

Kann aber eine zu weit getriebene, die Grenzen der Natur überschreitende Einsamkeit schon bey Menschen, welche in sich selbst so viele Mittel finden, mit festem Tritt den Weg zur Wahrheit zu wandeln, und den mancherley Verirrungen des menschlichen Herzens auszuweichen, bey Leuten von hohem Geist und tiefen ausgebreiteten Kenntnissen, so nachtheilige Folgen haben: wie vielmehr muss dies der Fall bey solchen seyn, deren Verstand und Herz gegen jede Art von Verirrung und Ausartung gleich unverwahrt sind?

Man ziehe die Decke von der Geschichte vergangener Zeiten, man blicke auf die Wohnsize der Einsamkeit, auf die Klöster, und auf die von fanatischen Einsiedlern bevölkerten Gegenden von Asien und Afrika, — welche Ungeheuer wird man daraus hervorgehen sehen! Die Erfindung der Klöster war die Erfindung des unerhörtesten Wahnsinns, und der unglaublichsten Entartung menschlicher Triebe und Begierden; der Weg in die Wüsten war der Weg zum ausschweifendsten und verderblichsten Fanatismus. Alles, was eine irregeleitete und auf den höchsten Grad entzündete Phantasie, alles, was auf's widernatürlichste erstickte Gefühle und Triebe der menschlichen Natur nur immer Monströses und Empörendes ans Licht bringen können, das haben Klöster und religiöse Einsiedeleyen in überschwenglichem Maasse zur Schau aufgestellt. Menschen, welche sich dem pflichtmässigen Gebrauche ihrer Kräfte, den Werken nüzlicher Thätigkeit, den Pflichten der Eltern, der Gatten, der Bürger entzogen, und auf eine zweckmässige Ausbildung ihrer Natur Verzicht thaten, um in todte Mauern verschlossen, oder von weit ausgedehnten Einöden umgeben, ihr Leben durch ewiges sinnloses Hersagen oder Absingen sinnloser Formeln in phantastischem Müssiggange zu verschwenden; welche durch sinnreich erfundene Martern ihre Körper endlos peinigten, um sich dadurch eine hohe Stufe im Himmel zu bauen, oder sich zu dem Range übermenschlicher Wesen emporzuschwingen, oder auch um durch lächerliche Qualen ihres Leibes Andern für Geld die Befugniss zu erwerben, ihre Seelen ungestraft mit allen Arten von Lastern zu überschwemmen; welche unbedingten Gehorsam gelobten, und mit allen Hülfsmitteln der Arglist, des Betrugs, der Heucheley, ja aller ersinnlichen Bosheit, keinen Zweck eifriger verfolgten, als den, die ganze Welt in ihr entehrendes

Ioch

Ioch zu zwingen; welche sich zu Opfern der äussersten Armuth ergaben, und in den ausgesuchtesten Genüssen des Gaumens den bittern Schweis gezwungener oder betrogener wirklicher Armuth verschwelgten; welche sich der unbeflecktesten Keuschheit weihten, und sich in der unnatürlichsten Wollust wälzten; welche mit dem Vorgeben, ihren Sinn zum Himmel zu bilden, in ihren Herzen der unersättlichsten Habsucht, dem grenzenlosesten Stolz, der unversöhnlichsten Rachsucht die reichlichste Nahrung gaben; welche, wie Simeon der Säulenheilige, allem Ungemache der Witterung, der Krankheit, des Hungers und des Durstes blossgestellt, mehrere Iahrzehende ihres Lebens in aufrechter Stellung auf einer hohen Säule zubrachten, um dem Himmel näher zu seyn, oder um durch diese seltsame und langsam folternde Pein sich ein Uebermaas von Heiligkeit zu verschaffen; welche sich in schaudervolle Wüsten verbannten, und gegen die ungestümen Forderungen der Natur sich viele Tage hintereinander den Genuss von Nahrungsmitteln versagten, um das eingebildete Verbrechen eines begangenen Mückenmordes quaalvoll abzubüssen, und sich doch nicht endblödeten, das bethörte Volk mit fanatischer Wuth zur Empörung zu reizen, und die blutige Fahne des Aufruhrs, der Verfolgung, und des grausamsten Menschenmordes auszustecken. — Doch ich will mich nicht länger dabey aufhalten, die scheuslichen Misgeburten aufzuführen, welche die Abgeschiedenheit von Menschen in der verwilderten Brust, und in der zügellosen Einbildungskraft fanatischer Mönche und Einsiedler erzeugt. Die Geschichte ist voll davon, und Zimmermann hat in seinem Werke über die Einsamkeit die verderblichen und empörenden Wirkungen einer unnatürlichen Absonderung von der menschlichen Gesellschaft umständlich auseinander gesezt.

Ich komme nun zu dem Triebe nach Theilnehmung, oder nach Empfangung der Gedanken, Gefühle, und Wünsche Anderer.

Wir haben hier abermals vorerst genauer zu untersuchen: ob dieser Trieb in dem Menschen wirklich ursprünglich vorhanden? und dann: welches seine natürliche wahre Bestimmung sey?

Befragen wir zuerst wieder die Erfahrung: so wird sie uns gar bald den Bescheid geben, nicht allein dass er wirklich bey allen Menschen Statt finde, sondern dass er auch überaus wirksam sey. Ein jeder, lehrt sie uns, sucht die Gesellschaft andrer Menschen auf, nicht blos, weil er sich selbst gerne mittheilen, sondern eben so sehr, weil er die Gedanken und Gefühle Anderer vernehmen will; ja oft ist es uns sogar weit mehr um das Leztere, als um das Erstere zu thun, und nicht selten sizt ein Mensch ganz stumm in der Gesellschaft da, er mag nicht gern einen Laut von sich geben, und er würde doch sehr unwillig seyn, wenn man ihn nöthigte, sich zu entfernen, und das Gespräch zu verlassen, das er mit offenem Mund und Ohr einzieht. Wie aufmerksam lauschen oft Kinder der Rede ihres Lehrers, ihrer Eltern, und Anderer, wie drängen sie sich überall gern hin, wo es etwas zu hören giebt, wenn es ihnen gleich nicht vergönnt, oder ihnen nicht daran gelegen ist, selbst ihre Gedanken und Gefühle äussern zu dürfen! Wie eilt alles begierig nach den Schauspielhäusern, wo niemand, als die handelnden Personen, spricht, welche durch Worte und Handlung ihre Gedanken und Gesinnungen, Vergnügen oder Schmerz zu erkennen geben!

Doch ich will mich nicht verweilen, um darzuthun, was jeder täglich an sich selbst erfährt. Ich will lieber, was nicht sogleich am Tage liegt, die Ur-

Ursachen aufsuchen, wodurch wir so stark angetrieben werden, was Andere denken, fühlen, und wünschen, zu vernehmen; und wodurch erst recht deutlich erhellen wird, dass dieser Trieb in der That mit dem Wesen der menschlichen Natur verbunden ist.

Es giebt, eben so wie wir bey dem Triebe nach Mittheilung gezeigt haben, der Ursachen mancherley, welche in uns das Verlangen erregen, die Gedanken, Gesinnungen, Gefühle, und Wünsche Anderer zu erfahren. Wir suchen bey ihnen entweder Rath oder Belehrung über gewisse Angelegenheiten und Gegenstände; oder wir wünschen zu erfahren, wie sie in Absicht auf uns, oder auf Andere, oder auf gewisse uns interessirende Angelegenheiten gesinnt sind; oder wir forschen nach Neuigkeiten u. s. w. So ist es in dem einen Falle die Eigenliebe, in einem andern der Trieb nach Erkenntniss, in einem dritten der Ehrtrieb, in einem vierten der Trieb der Neubegierde, oder irgend eine ähnliche Ursache, welche uns begierig macht, die Gedanken andrer Menschen zu wissen. In allen diesen Fällen aber ist es immer eine gewisse bestimmte Ursache, eine gewisse bestimmte Absicht, warum wir uns von den Gedanken Anderer unterrichten wollen; es ist uns dabey nicht darum zu thun, überhaupt von ihnen Gedanken, sondern gewisse bestimmte Gedanken, nicht um dieser, sondern um anderweitiger Zwecke willen zu vernehmen; wir wollen nicht Theilnehmer, sondern nur Kundschafter seyn; es ist mit einem Worte nicht der Trieb nach Theilnehmung, sondern irgend ein anderer, welcher uns in diesen Fällen bestimmt. Wo aber und wenn, als wirkende Ursache, der Trieb nach Theilnehmung Statt finden soll, da muss es uns um diese selbst, nicht um etwas anderes zu thun seyn; er ist ein unbestimmtes Verlangen nach Aufnehmen von Gedanken,

Gefühlen, und Wünschen Anderer überhaupt.

Es fragt sich nun: Giebt es von Natur in uns ein solches Verlangen? Und wodurch entstehet es?

Die erste Frage beantwortet schon, wie wir eben sahen, die alltägliche Erfahrung; und die Antwort auf die zweyte, und dadurch zugleich auch auf die erste, ergiebt sich aus der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Gemüths.

Jeder Mensch strebt — die Zeit einer grossen Abspannung seiner Kräfte, welche den Schlaf herbeyzieht, und einige andere ausserordentliche Fälle abgerechnet — unablässig nach Beschäftigung seines Verstandes und Herzens; er will, worin es auch bestehe, immerfort etwas zu denken und zu fühlen haben. Gedanken können wir nicht anders erhalten, als entweder durch unmittelbare Betrachtung von Gegenständen, oder indem wir die ehemals gebildeten aus den Winkeln des Gedächtnisses hervorrufen, oder indem wir sie auf der Stelle und neuerdings durch Nachsinnen oder Einbildung aus dem Schoosse unsers Geistes erzeugen. Der Verstand muss sich jederzeit mit der Anschauung, oder mit dem Gedächtniss, oder mit der Einbildungskraft, oder mit der Vernunft begatten, um zum Gebähren seiner Kinder befruchtet zu werden. Allein nicht allemal besizen wir die Aufmerksamkeit, welche zur unmittelbaren fruchtbaren Betrachtung von Gegenständen erfordert wird; nicht zu jeder Zeit bläst ein günstiger Westwind in die Segel unsrer Einbildungskraft, es herrscht oft eine gänzliche Windstille, und sie vermag nicht, sich aus der Stelle zu bewegen; auch der denkendste Kopf ist nicht zu jeglicher Stunde zum Reflektiren und Nachsinnen aufgelegt, und das Vorrathshaus unsers Gedächtnisses ist entweder bald ausgeleert, oder viele

viele Dinge darin sind uns schon so alltäglich, oder von solcher Beschaffenheit, dass wir sie gar nicht bemerken mögen. Es gehört auch zu allen diesen Verrichtungen der Seele eine gewisse Regsamkeit und Beweglichkeit ihrer Kräfte, und eine gewisse Anstrengung, zu welcher es uns oft an Lust gebricht; und über dieses alles nehmen lange fortgesezte und zu oft wiederholte Selbstunterhaltungen in einer strengen Einsamkeit unvermeidlich eine gewisse Einförmigkeit an, welche unsern Geist ermüdet, und ihm Ueberdruss erweckt.

Wie sollen wir nun diesem dringenden Bedürfnisse nach Beschäftigung unsers Geistes abhelfen, wenn alle in uns selbst befindliche Gedanken-Quellen versiegen? Oder wie sollen wir Rath schaffen gegen das Opium der Einförmigkeit, und Leben bringen in unsre Vorstellungen durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit? Wie sollen wir überhaupt jenes uns so unentbehrliche Spiel unsers Geistes am leichtesten, und ohne eigenen merklichen Aufwand von Mühe, befördern?

Ausser uns selbst giebt es keine andere Quelle, aus welcher wir Gedanken schöpfen könnten, als die Seele anderer Menschen. Auf diesem verschwisterten Lande ärnten wir die Früchte umsonst, mit welchen sich zu nähren unser Geist so starken Trieb empfindet. Andere haben sie gesäet, begossen, gewartet und zur gesegneten Reife gebracht, und wir haben nichts zu thun, als sie in Empfang zu nehmen, um uns durch ihren Genuss zu sättigen, und an ihrem Wohlgeschmack uns zu ergözen. Der Eine hat diese, der Andere jene Erfahrungen eingesammelt; der Eine hat diese, der Andere eine andere Art von Kenntnissen in der Vorrathskammer seines Gedächtnisses aufgeschüttet; Der betrachtet die Dinge aus diesem Gesichtspunkte, Jener aus einem andern; der Eine würzt seine Er-

zäh-

zählungen, seine Einfälle, seine Bemerkungen und Urtheile mit Wiz und lachender Laune, der Andere giebt den seinigen Nachdruck und Kraft durch Tiefsinn und durch den Scharfblick seines Verstandes. Welch ein reichhaltiger Schaz von Gedanken, welche Abwechselung, und welche anziehende Mannichfaltigkeit in den Vorstellungen und ihren verschiedenen Ansichten! Wie kann es fehlen, dass der Mensch, nach Beschäftigung seines Geistes, und nach Mannichfaltigkeit und Abwechselung in seinen Ideen durstend, und doch selbst zu träg oder zu unfähig, diesen Durst zu stillen, mit brennender Begierde dem Brunnen zueilt, aus welchem ihm so reichlich hervorquillt, was er suchet?

So wie es auf der einen Seite Mangel an Gedanken, oder Trieb nach Abwechselung und Mannichfaltigkeit derselben ist, was uns begierig macht, die Gedanken Anderer aufzunehmen: so ist es auf der andern Mangel an Gefühlen, oder Begierde nach Abwechselung und Mannichfaltigkeit derselben, was uns antreibt, an den Gefühlen Anderer Theil zu nehmen.

Gefühle entstehen in uns entweder durch unmittelbares Einwirken der Aussendinge auf unser Gemüth; oder durch eigene Thätigkeit unsers Verstandes; oder durch Erneuerung ehemaliger Gefühle vermittelst des Gedächtnisses und der Einbildungskraft; oder durch die Wirksamkeit dieser leztern in Erdichtung allerley neuer Gegenstände der Lust oder Unlust. Aber oft ist unsre Lage von der Beschaffenheit, dass sie unser Herz ganz unbeschäftigt lässt; und wenn nun auch die Kräfte unsers Geistes zu sehr abgespannt, oder zu unthätig sind, um uns Gefühle, und insbesondere frische, abwechselnde Gefühle zuzuführen: so entsteht ein gänzlicher Mangel an Beschäftigung des Herzens; oder es sind durch irgend eine Veranlassung gewisse unangenehme Vorstellungen dergestalt in uns lebhaft geworden,

den, dass sie, wie durch magische Kräfte, die Einbildungskraft reizen, mit boshafter Geschäftigkeit auf die Treibjagd unangenehmer Vorstellungen auszugehen, unsre Brust dadurch mit bitterm Unwillen anzufüllen, und denjenigen Zustand in uns hervorzubringen, den wir üble Laune nennen. Im ersten Falle empfinden wir eine peinliche Leere, das Schiff der Zeit sizt unbeweglich fest auf der Sandbank der Langenweile, oder braucht Stunden, um den Weg von einer Sekunde zurückzulegen. Im andern sehen wir alles von seiner widrigsten Seite, alles ekelt uns an, wir sind uns selbst unerträglich.

Was ist nun zu thun, um dem Herzen diesen quälenden Mangel an Nahrungsstoff zu ersezen, oder die Assa foetida der übeln Laune durch die liebliche Kost einschmeichelnder aufheiternder Gefühle zu verdrängen?

Die Lagen der Menschen sind so verschieden, wie ihre Stimmungen. Verschiedene Lagen bringen verschiedene Gefühle hervor, und der Eine schwimmt in Wonne zu einer Zeit, wo der Andere vor Schmerz und Kummer vergehen möchte; der ist froh und wohlgemuth, während jener mürrisch oder trübsinnig ist. Da findet also unser Herz jederzeit reichliche Nahrung in den Herzen anderer Menschen. Es fühlt sich unvermerkt mit fortgezogen von dem Strome froher Empfindungen, die eben den Busen unsers Gesellschafters heben; oder es trauert bey seinen Leiden, und fühlt sich dennoch glücklich, dass nicht uns diese Leiden treffen, oder dass wir nicht die einzigen Unglücklichen sind, die das unerbittliche Schicksal zum Zielbrett seiner giftigen Pfeile macht, oder wenigstens, dass es über die Ungerechtigkeit desselben seine Klagen erheben kann. Nun kehrt wieder Leben in unsre Brust zurück, das stockende Triebwerk der Sinnlichkeit wird von

neuem

neuem in Thätigkeit gesezt, und Heiterkeit und Zufriedenheit finden sich wieder auf ihren verlassenen Posten ein.

Es ist dem Herzen so natürlich und nothwendig, nach Beschäftigung, nach Gefühlen, und folglich, da diese öfters nur durch Mittheilung Anderer zu erhalten stehen, nach Theilnehmung an den Gefühlen andrer Menschen zu streben, als es dem Magen natürlich und nothwendig ist, seine ungestümen Forderungen hören zu lassen, sobald es ihm an Speis und Trank gebricht. Die Natur ringt überall nach Herstellung des verlohren gegangenen Gleichgewichts. Ist der Magen leer, und fehlt es ihm folglich an fremden Kräften, die seinen Verdauungskräften das Gegengewicht halten: so erweckt er Hunger, und lässt nicht eher nach, durch dieses dringende unangenehme Gefühl uns zur Herbeyschaffung von Nahrungsmitteln aufzufordern, bis durch hinreichende Anfüllung desselben das mangelnde Gleichgewicht hergestellt ist; so wie er uns Ekel erweckt, sobald durch Ueberfüllung das Maas der Kräfte in den Speisen das Maas seiner Verdauungskräfte übersteiget, und dadurch von neuem das Gleichgewicht stört. Wenn im Dunstkreise die specifische Schwere der Dünste die specifische Schwere der Luft überwiegt: so entledigt sich die leztere der erstern durch Regen, oder Nebel, oder in andern Gestalten, so lange, bis das aufgehobene Gleichgewicht von neuem eintritt. Ein erwärmter Raum lässt in den kalten so lange seinen Wärmestoff überströmen, bis beyde mit einem gleichen Maasse davon angefüllt sind. Eine Wolke, die über das Gleichmaas mit elektrischer Materie schwanger ist, sezt in den Schoos einer Nachbarin so lange ihren Ueberfluss ab, bis die Natur unter Donner und Bliz ihr übertretenes Grundgesez des Gleichgewichts gehandhabt hat.

Eben

Eben dieses Geeez, wodurch die Natur die Fortdauer und Ordnung in der übrigen Schöpfung erhält, übt seine wohlthätige Macht auch über die Herzen der Menschen aus. Wenn es dem Gefühl- und Begehrungsvermögen an Stoffe fehlt, um ihre Kräfte hinlänglich zu beschäftigen, und also nichts, oder nichts in hinlänglichem Maasse im Herzen vorhanden ist, um ihnen das Gleichgewicht zu halten: so beunruhigt es durch Langeweile und üble Laune den Menschen so lange, bis er in Gesellschaft mit Andern jenen mangelnden Stoff ersezt, und das nöthige Gleichgewicht hergestellt hat. Ein Mensch, dessen Herz von Empfindungen zum Ueberströmen angefüllt ist, strebt, sich mitzutheilen; ein Mensch, dessen Herz an Empfindungen Mangel leidet, strebt, dergleichen von Andern aufzunehmen: und so, indem der Ueberfluss des Einen den Mangel des Andern ersezet, findet sich zwischen beyden, so wie in jedem Einzelnen insbesondere, das gestörte Gleichgewicht wieder.

Das Gesez des Gleichgewichts ist der Takt des menschlichen Herzens, so wie der Takt der ganzen Natur. Wenn die Symphonie der Schöpfung aus diesem Takte herauskömmt, so entstehet lauter verderbliche Verwirrung, nichts als widrige Mistöne; und sie strebt daher aus allen Kräften, so schnell als möglich wieder in den Takt zu kommen, um den schneidenden Misklang in lieblichen Einklang aufzulösen. Und so ist dies auch der Fall mit dem Solo des menschlichen Herzens.

Es giebt noch ein künstliches Mittel, unserm Mangel an Gedanken und Gefühlen abzuhelfen, Abwechselung und Mannichfaltigkeit in dieselben zu bringen, und so den Trieb nach Theilnehmung zu befriedigen, auch ohne unmittelbare menschliche Gesellschaft. Dieses Mittel sind die Bücher. Durch dieses sinnrei-

che Sprachorgan entfernter, oder zum Theil längst verstorbener Menschen, empfangen wir, so oft es uns beliebt, im Uebermaasse fremde Gedanken und Gefühle; durch sie können wir Andere reden hören, ohne dass unser Ohr, oder irgend ein Sinn sie vernimmt. Sie eröffnen uns einen unermesslichen Schauplaz von Dingen, enthüllen uns ihre verborgensten Eigenschaften, und zeigen uns ihre Ursachen und ihre geheime Verkettung; sie lösen die seltsamen Räthsel des menschlichen Herzens, so wie der äussern Natur, dringen in dessen geheimste Falten, entzünden jede Begier und jegliche Leidenschaft, und wiegen uns auf einem Meere von Gefühlen.

Aber nicht zu gedenken, dass wir hier den Menschen nur nach seinem natürlichen Zustande, ohne Rücksicht auf zufällige Vortheile der Kunst betrachten: so sind auch Bücher nicht allemal gemacht, dem Triebe nach Theilnehmung, gerade in der Stimmung, wo er am stärksten wirkt, zu genügen, und am wenigsten bey allen Menschen. Fast jedes Buch, wenn es nicht ganz das ist, was es nicht seyn soll, ist ein künstliches Gebäu, nach einem allgemeinen Plane, nach Regeln litterarischer Bauart, nach logischen Gesezen zusammengefügt, so dass jeder einzelne Theil mit allen übrigen, oft vermittelst der feinsten Fäden, zusammenhängt, und durch das Ganze, oder durch diese Beziehung erst seinen ganzen Gehalt, seine ganze Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit erhält. Die Gedanken sind weit ausgesponnen, im Einzelnen oft in feine Verbindungen und Verhältnisse mit vielen andern Gedanken gesezt, und durch tiefgesuchte Gründe bestimmt. Wir müssen also beym Lesen den ganzen künstlichen Bau übersehen, den Faden der Gedanken festhalten, jeden einzelnen nachdenken, auf dessen Gründe, Wahrheit und feinsten Verhältnisse mit an-

dern

dern merken, wenn wir nicht ohne sonderlichen Nuzen lesen wollen. Dazu gehört aber Aufmerksamkeit; das erfordert, dass Verstand, Gedächtniss und Einbildungskraft in lebhafter Thätigkeit seyen. Das sind sie aber, wie wir gesehen haben, gerade am wenigsten, wenn wir das Bedürfniss, an den Gedanken und Gefühlen Anderer Theil zu nehmen, am lebhaftesten empfinden. Oder das Buch ist ein blosses Spiel der Einbildungskraft; es giebt uns erdichtete Leiden und Freuden, und wir bedürfen wahrer Gefühle; es reicht uns Konfekt und Zuckerwerk, und wir brauchen solide Nahrung.

Alle diese Umstände, welche uns zu vielen Zeiten die Unterhaltung durch Lesen verleiden, und oft selbst Gelehrte, denen dieselbe durch tägliche Uebung doch gewissermaassen natürlich geworden ist, ungeneigt machen, Gedanken und Gefühle aus Büchern zu schöpfen, fallen bey der mündlichen Unterhaltung weg. In Schriften bewegt sich der Ideengang durch die Schranken bestimmter Geseze, nach einem voraus entworfenen, genau vorgezeichneten Plane; im gesellschaftlichen Umgange bestimmt ihn der Augenblick, der Zufall, die auf der Stelle gegebenen Umstände, das freye Gesez der Einbildungskraft, ungezwungen durchs Gängelband der Logik. In jenen müssen wir uns erst, immer mit einiger, oft mit grosser Anstrengung hinein versezen, in diesem sind wir unmittelbar und von selbst begriffen, oder auf die natürlichste und leichteste Weise hinein versezt, und es hängt oft von uns ab, ihn nach unsern Wünschen, nach dem Bedürfniss unsrer Umstände zu leiten; im erstern Falle sind wir sein Sklav, im leztern ist er das Werk unsrer Willkühr. In Schriften sind die Gedanken an regelrechte, behutsam gewählte Ausdrücke gebunden, es darf kein Wort zu viel, und keins zu wenig seyn, alles ist nach stren-

ger Richtschnur gemessen, alles muss genau zusammentreffen. Die Sprache des Umgangs ist freyer, ein Wort zu viel, ein Wort zu wenig, in diese oder jene Verbindung gestellt, das hat so viel nicht auf sich; man kann erinnern, man kann wiederholen, man kann berichtigen; die Umstände selbst reden mit, und ergänzen, was die Sprache verfehlte. In der Büchersprache fassen wir die Begriffe schärfer, sie bildet tiefer und richtiger: aber die Sprache des Umgangs sezt unsern Geist in ein freyeres Spiel, und ist der Stimmung angemessener, die wir hier voraussezen. In den Büchern sprechen wir mit Andern blos durch das Vehikel der Einbildungskraft; diese hat doppelte Arbeit, indem sie sich erst die redende Person, und dann auch die Gegenstände ihrer Rede vorbilden muss. Im persönlichen Umgange ist unser Gesellschafter uns unmittelbar vor Augen, und, was er sagt, wird gleichsam zur unmittelbaren Anschauung in seinen Bewegungen und Mienen. Wir ziehen im Umgange die Gedanken und Gefühle so leicht und natürlich ein, wie die Luft, die uns umgiebt; und wenn uns das Buch mit Erdichtung speist, so nährt uns der Umgang mit Wahrheit, mit wirklich erduldeten Leiden, mit wirklich empfundenen Freuden.

Dies alles ist Beweis genug, wie nur die unmittelbare Gesellschaft der Menschen unsern Trieb nach Empfangung der Gedanken und Gefühle Anderer hinlänglich befriedigen kann. Alles, was wir unmittelbar wahrnehmen, sehen und hören, das denken und fühlen wir deutlicher und lebhafter, und mit weit weniger Anstrengung, als was blos die Einbildungskraft uns anschaulich macht. *Viva vox docet.* Dies giebt auch dem mündlichen Unterricht einen so grossen Vorzug vor dem schriftlichen. Den Unterschied zwischen schriftlicher und mündlicher Unterhaltung nimmt man

am

am deutlichsten wahr, wenn man ein Schauspiel liest, und wenn man es vorstellen sieht. Man überzeugt sich kaum, dass, was man sieht und hört, dasselbe ist, was man gelesen hat.

Der Trieb nach Theilnehmung im unmittelbaren Umgange mit Menschen behauptet folglich immer, bey allen Hülfsmitteln der Kunst, seine Rechte.

Zwey entgegengesezte Ursachen vereinigen sich also in einer und derselben Wirkung, der Trieb nach Theilnehmung, und der Trieb nach Mittheilung; indem sie uns beyde antreiben, die Gesellschaft der Menschen aufzusuchen. Denn so wie wir das Bedürfniss uns mitzutheilen gemeiniglich alsdann am lebhaftesten empfinden, wenn unser Geist von Gedanken, und unser Herz von Gefühlen am meisten voll ist: so fühlen wir im Gegentheil das Bedürfniss der Theilnehmung am stärksten dann, wenn unser Geist durch Gedanken, und unser Herz durch Gefühle am wenigsten, oder gar nicht beschäftigt ist. Wir empfinden dann eine gewisse Leere; wir wünschen diese Leere auszufüllen; unsre eben gegebene Lage ist aber entweder dazu von Veranlassungen zu sehr entblösst, oder wir selbst sind zu träg, um sie zu nehmen. Da findet sich nun kein bequemeres Mittel, dieser Hindernisse ungeachtet unser Verlangen zu befriedigen, als die Empfangung der Gedanken und Gefuhle Anderer. Dadurch wird unser Verstand und Herz beschäftigt, ohne dass es uns die mindeste Mühe kostet. Die Thätigkeit beyder wird unvermerkt von neuem geweckt, und wir kehren oft glühend von einer Gesellschaft zurück, in welcher wir uns leer von Gedanken und Gefühlen einfanden.

Hieraus erklären sich verschiedene interessante psychologische Erscheinungen, die zugleich als eben so viele Beyspiele zur Bestätigung der eben vorgetragenen Wahrheiten dienen können.

Denkende Köpfe lieben die Einsamkeit. Ihr Verstand ist reich an Ideen, und geneigt und fähig, sie bis zu ihren lezten Gründen zu verfolgen. Tausend Dinge, denen Andere mit sinnloser Gleichgiltigkeit vorübergehen, stellen sich mit besonderer Lebhaftigkeit vor ihre Seele, und wecken ihr Nachdenken. Sie begnügen sich nicht mit der einzelnen Vorstellung, welche ein Gegenstand in ihnen erweckt. Ein Heer von Ideen wird in ihnen rege. Sie untersuchen seine Natur und seine nähere Beschaffenheit; sie betrachten seine Verhältnisse mit andern Dingen; sie durchlaufen die Stufenfolge seiner vorhergehenden Zustände, wodurch er das wurde, was er ist, und die Folgen, welche aus ihm entspringen werden; sie gehen über auf verwandte Gegenstände, um auch diese auf gleiche Weise abzuhandeln, und finden so für ihren Geist ein unabsehbares Feld von angenehmer Thätigkeit.

Ein gemeiner Kopf geht einem pflügenden Bauer vorüber, und alles, was er dabey denkt, ist eine flüchtige, halbklare Vorstellung von dem Bauer, von seinem Pferde, von seinem Ackerwerkzeuge, und etwa noch von der zur Bearbeitung mehr oder weniger bequemen Beschaffenheit des Bodens, oder einigen andern leicht in die Augen fallenden Umständen. Ein nachdenkender Kopf folgt ihm. Dieser, falls nicht andere Gedanken schon die Aufmerksamkeit seines Verstandes zu sehr festhalten, bleibt nicht bey der blossen Vorstellung von dem Bauer und den damit verbundenen sich unmittelbar darbietenden Gegenständen stehen. Sie dient ihm zur Veranlassung, eine lange Reihe von Ideen anzuspinnen. Er denkt sich zurück in die Zeiten, wo die Menschen noch unbekannt waren mit der wohlthätigen Kunst des Ackerbaues, und blos von den rohen Geschenken lebten, welche die Natur mit kargen oder freygebigen Händen unter ihnen austheilte, von

wil-

wilden Thieren, von Fischen, von den Früchten wilder Bäume, von Wurzeln und Kräutern. Er sinnt nach über seine Entstehung; er durchläuft, so weit er kann, seine Geschichte; er vergleicht ihn mit andern Handthierungen, Künsten und Beschäftigungen des menschlichen Lebens; er berechnet die Vortheile, die er der menschlichen Gesellschaft gewährt, und wie er unter mehrerer Begünstigung und Beförderung deren noch grössere gewähren könnte. Oder er betrachtet die verschiedene Beschaffenheit des Bodens, wie der eine mehr, der andere weniger zur Hervorbringung von Früchten tauglich sey, der eine diese, der andere eine andere Art von Erzeugnissen begünstige; was überhaupt die Erde zur Erzeugung von Früchten fähig mache; wie Klima und Witterung und andere Umstände dabey mitwirken müssen u. s. w. Oder er wiegt die Verhältnisse des Landmanns zu den übrigen Klassen der Staatsbürger, seinen glücklichen oder unglücklichen Zustand, die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, womit man Lasten, Nachtheile und Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft ihm zutheilt. Er geräth nun auf die Untersuchung der guten oder schlechten, rechtmässigen oder unrechtmässigen Einrichtung von Staaten überhaupt, oder seines Vaterlandes insbesondere, und sein Ideengang spinnt sich so immer weiter aus. Seine Geschäftsart, seine Denkart, die eben gegebene Stimmung seines Geistes und Herzens, und andere Umstände, bestimmen die Richtung seines Ideenganges.

Es ist aber nichts natürlicher, als dass er, auf solche Art mit sich selbst vollkommen beschäftigt, das Bedürfniss der Gesellschaft, und insbesondere der Theilnehmung an den Gedanken Anderer nicht empfindet, dass ihm diese vielmehr unangenehm und lästig ist, dass er ihr ausweicht, weil sie ihn hindert, den Faden seiner Ideen auszuspinnen, und zu der Entschei-

dung einer Frage zu kommen, die er sich dabey vorlegte, und dass, weil solche Köpfe weit öfterer, als andere, sich in solchen Fällen befinden, sie auch die Einsamkeit im Ganzen und überhaupt genommen mehr lieben, und das Bedürfniss der Gesellschaft weniger fühlen.

Auch selbst in dieser sind sie nicht selten mitten unter den lebhaftesten Gesprächen mit ihren Gedanken allein. Wenn sie auch nicht schon den Saamen zu geheimen Betrachtungen mit in die Gesellschaft bringen: so fasst doch ihr beobachtender immer geschäftiger Geist sehr leicht einen Stoff auf, den er im Stillen zu wichtigen Wahrheiten verarbeitet. Sie vergessen daher sehr leicht, was um ihnen her vorgeht, verlieren die Gesellschaft und ihre Gespräche aus dem Gesichte, sizen stumm und in sich selbst versunken da, und erwachen wie aus einem Traume, wenn man durch eine Frage die verborgene Geschäftigkeit ihrer Gedanken unterbricht. Sie geben dann wohl ungereimte Antworten, können sich nicht gleich wieder in den Ton und in die eben herrschende Laune der Gesellschaft finden, und erscheinen ungeschickt in ihrem Benehmen. Sie dienen daher nicht selten zum Spott und Gelächter schwacher Köpfe, welche die geheime Geschäftigkeit ihres Geistes für Einfalt und Gedankenlosigkeit halten, und nicht begreifen, wie man mit seinen Gedanken abwesend und einsam seyn kann bey Gesprächen, die für niemanden Interesse haben, als für ihre armseligen Geister.

Da inzwischen auch ihren Kräften, so wie jeder endlichen Kraft überhaupt, die Natur ihre bestimmten Schranken sezte; da ihr Geist zwar oft, aber doch nicht unablässig und zu jeder Stunde zu eigenen Betrachtungen und zur Unterhaltung mit sich selbst gestimmt und gefiedert ist; da er gleichwohl Unterhal-

tung

tung sucht: so folgt natürlich, dass er, eben so wie jeder Andere, von Zeit zu Zeit das Bedürfniss der Theilnehmung lebhaft empfindet, und mit nachdrucksvoller Gewalt zu derselben hingetrieben wird, so wie zur Mittheilung, die, wo er seinen Mann findet, für ihn noch weit mehr Anziehendes hat, da er in sich selbst eine so reichhaltige Quelle mitzutheilender Gegenstände antrifft.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auch mit Leuten von einer lebhaften reichhaltigen Einbildungskraft, verbunden mit einem warmen Gefühl. Auch sie suchen weniger, als Andere, die Gesellschaft, und lieben die Einsamkeit; weil sie für ihren Geist und Herz in sich selbst gewöhnlich hinreichende Nahrung nach ihrem Geschmacke finden, und in ihren Phantasien, die in der Denk- und Fühlart Anderer so oft eine zurückstossende Kraft antreffen, sich ungern stören lassen. Auch sie sind im Ganzen mehr zur Mittheilung, als zur Theilnehmung gestimmt.

Diesen allen entgegen stehen diejenigen, welche zwar einen muntern, nach Thätigkeit durstenden Geist, aber nicht die Fähigkeit und Energie besizen, aus sich selbst den Stoff zu seiner Unterhaltung zu schöpfen. Werden sie daher nicht durch ihre Geschäfte in der Einsamkeit zurückgehalten, und mit sich selbst beschäftigt: so fühlen sie einen unwiderstehlichen Drang nach Gesellschaft. Ihr einsames Zimmer ist ein Kerker für sie, und es ist ihnen unbegreiflich, wie man nicht vor langer Weile vergeht, wenn man sich zu ganzen Tagen und Wochen in seiner Stube verschliest. Die Gesellschaft lockt sie an, wie das Licht die Motten. Es macht keinen geringen Theil ihrer Sorgen aus, für jeden Tag eine Gesellschaft aufzufinden; und sie nehmen im Nothfall mit einer jeden vorlieb, die ihnen ihre Lage, oder der Zufall zuführt. Sie sind nicht

 eigen-

eigensinnig in der Wahl der Gegenstände der Unterhaltung; ihnen heist ein jeder willkommen, der ihrem leeren Verstande Beschäftigung, und ihrer Einbildungskraft einige Nahrung gewährt, und sie sind fähig, Stunden lang sich über die gemeinsten und niedrigsten Gegenstände des alltäglichen Lebens, des Gaumens, der rohesten Sinnlichkeit, oder über die elendesten Mährchen und Neuigkeiten des Tages, die sie mit lüsterner Begier einziehen, zu unterhalten.

Träge und unthätige Seelen fühlen das Bedürfniss, sowohl sich mitzutheilen, als theilzunehmen, unter allen am wenigsten. Sind sie gleich weder geneigt, noch fähig, ihrem Geist und Herzen in sich selbst eine Quelle von Gedanken und Gefühlen zu eröffnen: so haben sie doch selten Lust und Trieb, sie bey Andern zu suchen. Sie sind zufrieden, wenn sie nur ganze Stunden in gedankenloser Ruhe verträumen können.

Uebrigens ist folgende Erscheinung von allgemeiner Giltigkeit. Wenn irgend ein Gegenstand unsern Geist oder unser Herz mit ungemeiner Lebhaftigkeit beschäftiget: so vergessen wir alles, was ausser uns ist, und nicht mit diesem Gegenstande zusammenhängt. Alle Eindrücke der Aussendinge, wenn sie nicht ungewöhnlich stark sind, um uns gewaltsam gleichsam aus uns selbst herauszureissen, versuchen umsonst ihre Kraft an unsern Sinnen. Sie können nicht zu unserm Bewusstseyn hindurchdringen: denn alle unsere Vorstellungen und Gemüthsbestrebungen sind einzig und allein auf den vorschwebenden Gegenstand gerichtet, den wir mit der ganzen Energie unsers Gemüths umfassen, und mit welchem wir ganz verschmolzen sind. In solchen Zeitpunkten sind wir so weit entfernt, für das Bedürfniss der Gesellschaft, und insbesondere der Theilnehmung empfänglich zu seyn, dass wir vielmehr nichts eifriger fliehen, als sie, und nichts sehnlicher

suchen,

suchen, als die Einsamkeit. Wir sind nur beschäftigt, unsern Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, ihn unzähligemale zu denken und wieder zu denken, und alles aus dem Gebiete unsers Verstandes, unsers Gedächtnisses, und unsrer Einbildungskraft herbeyzuführen, was fähig ist, den Eindruck und die Grösse desselben zu vermehren: wie sollte unsre Seele, selbst von Gedanken und Gefühlen so voll, noch Raum für fremde haben; wie sollte sie nicht alles angelegentlich fliehen, was sie in ihrer feurigen Geschäftigkeit stören kann?

So der tiefbetrübte Liebhaber, dem der Tod die innig geliebte Freundin entriss. Die ganze Welt ist für ihn ein Grab. Aus diesem hervor steigt ihm nur das Bild seiner Geliebten. Ieder Zug ihres Gesichts, jeder melodische Ton ihrer Stimme, jede grazienhaft ihm erscheinende Bewegung ihrer Hand, ihres Fusses, ihres ganzen Körpers, mahlt sich in erhöhten Farben vor seiner Einbildungskraft. Er dringt mit Seherblick in die geheimsten Falten ihres Geistes und Herzens, und wiegt mit parteyischer Waage die bewundernswerthe Feinheit ihres Verstandes und Wizes, und die liebenswürdige Unschuld und Zartheit ihrer Gefühle. Iedes merkwürdige Wort, das ihm wie Honigsüsse über ihre Lippen floss, jeder, auch geringste Beweis von Zärtlichkeit, womit sie ihn entzückte, jedes sich auszeichnende Gespräch, jede erhebliche Scene, die er mit ihr erlebte, die ganze Geschichte seiner Liebe — das alles erneuert sich im umständlichsten und pünktlichsten Detail in seinem Gedächtniss. Nun geht seine Einbildungskraft über zum täuschenden Gemählde der nahmenlosen Seligkeiten, die ihr vollkommener Besiz ihm gewährt haben würde, und er sinkt zusammen in dem schrecklichen, seine ganze Seele füllenden Gedanken: Sie ist nicht mehr!

Dies ist, nach Maasgabe der grössern oder mindern Heftigkeit und Dauer seiner Gefühle, lange Zeit die einzige Geschichte seines Geistes und Herzens, die er nicht ermüdet, mit jedem beginnenden Morgen immer von neuem zu wiederholen. Ein jeder ist sein Feind, der es wagt, ihn in seinen schmerzlichen, und doch allein ihm noch Vergnügen gebenden Träumen zu stören. Nur wie die Zeit allmälig seine Gefühle mässiget, und er gleichsam wieder anfängt, für die ihn umgebenden Wesen seine Augen aufzuschlagen, erwacht zuerst in ihm das Verlangen, sie mitzutheilen, und dann auch wieder, an den Gedanken und Gefühlen Anderer Theil zu nehmen.

Keine andere Wirkung macht in dieser Hinsicht auf unser Gemüth auch jeder andere Gegenstand, der sich desselben in einem ähnlichen oder gleichen Grade, wie in dem geschilderten Falle der Verlust einer Geliebten, bemeistert. Ia selbst mitten in dem Kreise einer Gesellschaft, und während der regsten Wirksamkeit des Triebes nach Theilnehmung, tritt öfters, obgleich auf kürzere Zeit, diese Erscheinung ein.

Ein junger Seefahrer unterhält seine Gesellschaft mit der Erzählung von einer eben vollendeten Seereise. Ein alter abgelebter Seemann, der jezt am Ziele seines Lebens rastet, um gleichsam für seine nahbevorstehende Reise in die noch nie gesehene Welt der Ewigkeit neue Kräfte zu sammeln, geräth über dieser Erzählung in das lebhafteste Iugendfeuer. Der Erzähler mit der ganzen horchenden Gesellschaft verschwindet aus seinen Augen. Alles, was ehedem auf seinen Reisen auf dem unsichern Elemente sein Ohr Fürchterliches oder Angenehmes hörte, sein Auge Reizendes oder Hässliches sah, jedes auffallendere Begegniss, jede lebhaftere Freude, jeder lebhaftere Schmerz, jeder Umstand von bleibenderem Eindrucke, schwebt jezt in lebendigen Ge-

Gestalten seinem Geiste vorüber. Er sizt nicht mehr am wärmenden Kamin; seine Einbildungskraft reisst ihn mit sich fort auf die Fluthen des Meers, auf die ungestümen Wogen des empörten, tobenden Oceans. Er hört das furchtbare Rollen des Donners. Die Blize schlängeln sich grausenvoll durch die Lüfte. Verderbenschwangere Nacht umdunkelt sein Auge. Wütender Sturm braust durch sie hin, tobt im rasselnden Tauwerk, und schleudert Wellen und Schiff von der Höhe in den Abgrund. Todtenblässe überzieht das Gesicht der gesammten Mannschaft. Sie lösen die Kanonen, um Hülfe herbeyzurufen. Sie bestürmen den Himmel mit Flehen und Schreyen um Rettung. Ein jeder bangt dem nahen Wellentod entgegen. Endlich zeigt sich ein lichtes Wölkchen im Osten. Das Licht verbreitet sich. Die Nacht wird Tag. Der tobende Sturm verstummt. Die Wellen beruhigen sich. Das erquickende Sonnenlicht strahlt neués Leben in die schon halbtodten Herzen der rauhen Schiffer. Man entdeckt Land, und in wenigen Stunden nimmt eine reizvolle Küste die abgematteten Seeleute in ihren fruchtbaren, erquickenden Schoos auf.

Aus dem allen ist klar, nicht allein, dass der Trieb nach Theilnehmung an den Gedanken und Gefühlen Anderer in der That in der Natur des menschlichen Gemüths, weil es stets nach Beschäftigung strebt, und dieses Streben nicht jederzeit, oder doch nicht hinlänglich durch sich allein befriedigen kann, gegründet; sondern dass auch wirklich dieser leztere Umstand der wahre Entstehungsgrund dieses Triebes ist.

Man kann überhaupt vier Stufen annehmen, auf welchen das Gemüth entweder zur Einsamkeit, oder zur Mittheilung, oder zur Theilnehmung geneigt ist. Auf der ersten und lezten, wenn die innere Thätigkeit des Gemüths am gespanntesten, und wenn es gänzlich abge-

abgespannt und zu aller Thätigkeit gänzlich ungeneigt ist, strebt es nach Einsamkeit, um weder in seiner Thätigkeit noch Unthätigkeit gestört zu werden. Auf der zweyten, wenn zwar das Gemüth von Gedanken und Empfindungen voll, aber doch nicht, etwas Verborgenes zu entdecken, oder etwas Neues, oder etwas dasselbe in hohem Grade Anziehendes mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu betrachten gereizt ist, ist es zur Mittheilung; und auf der dritten Stufe, wenn es von Gedanken und Empfindungen leer, und doch weder zu einer gänzlichen Unthätigkeit, noch zu eigener Thätigkeit gestimmt ist, ist es zur Theilnehmung geneigt.

Die natürliche Bestimmung des Triebes nach Theilnehmung ist, eben so wie die des Triebes nach Mittheilung, und aller Gesellschaftstriebe überhaupt, zwiefach, nämlich: Vereinigung der Menschen überhaupt, und Vervollkommnung jedes Einzelnen.

Da das Verlangen, Gedanken und Gefühle von Andern aufzunehmen, nicht anders, als dadurch, dass diese sich uns mittheilen, und folglich nur im Umgange mit denselben befriedigt werden kann: so fällt in die Augen, wie eben dadurch eine stete Annäherung der Menschen an einander, und ein fortwährendes Bestreben, diese Annäheruug daurend zu machen, gewirket wird. Ohne dasselbe würden wir uns wenig um Andere bekümmern, der Egoismus würde keine Schranken kennen, und die Zwietracht würde mit unwiderstehlicher Gewalt ihr furchtbares Haupt erheben. Aber um den Umgang unsrer Nebenmenschen zu geniessen, das Siegel ihrer Herzen zu öffnen, und das Band ihrer Zunge zu lösen, sind wir genöthigt, schonend und gefällig gegen sie zu seyn, und alles dasjenige zu vermeiden und zu entfernen, was Zwist und Feindschaft stiften oder nähren kann. Wer mag eine Gesellschaft

schaft ertragen, wo Neid, Groll, Bosheit, Uebermuth, Anmassung, und andere Feinde der Geselligkeit, eines jeden Mund und Herz verschlossen halten, und nur wenige allgemeine, uninteressante, mit geheimen Widerwillen herausgepresste Worte die leere Luft erfüllen? Wie fühlt man da so lebhaft das Bedürfniss, durch Vermeidung alles Anstössigen und Beleidigenden, und durch wechselseitige Gefälligkeit und Güte den allgemeinen Umtausch der Gedanken und Empfindungen zu befördern!

So stiftet der Trieb nach Theilnehmung schon im Allgemeinen eine sehr haltbare, und wenn gleich zu Zeiten gestörte, doch sich immer wieder erneuernde Vereinigung der Menschen mit einander.

Eine noch weit engere und wohlthätigere Verbindung aber wirkt er zwischen einzelnen Menschen. Es ist unmöglich, dass ein Mensch alles Erkennbare in seiner Erkenntniss umfasse. Diese ist daher bey einem jeden immer auf eine gewisse besondere Art von Gegenständen eingeschränkt, um es darin zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen. Die Wahl derselben bestimmt theils sein Geschmack, theils die individuelle Fähigkeit seiner Verstandeskräfte, theils die Umstände, in welche das Schicksal ihn gesezt hat. Eben so verschieden ist auch die Empfindungsart der Menschen. Der Eine ist von Natur, durch Bildung, und Umstände, mehr für heitere und frohe, der Andere mehr für melancholische; der Eine mehr für lachende, der Andere mehr für ernste; Dieser mehr für belustigende und komische, Jener mehr für erhabene und grosse; Der mehr für feine und edle, Jener mehr für gemeine und rohe Gefühle gestimmt. Es ist aber natürlich, dass ein jeder seinen Verstand und Herz am liebsten mit solchen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, deren er am meisten fähig ist, und welche

für

für ihn das grösste Interesse haben. Dies hat die unfehlbare Folge, dass, so wie ein jeder, von dem Bedürfniss der Mittheilung getrieben, sich am liebsten gleichgestimmte Seelen suchet, welche vor allen geneigt und fähig sind, seine Gedanken und Gefühle aufzunehmen, und für seine Wünsche sich zu interessiren, er auch, wenn er das Verlangen fühlet, Gedanken und Empfindungen von Andern zu empfangen, vor allen andern sich an solche Menschen wendet, von deren gleichgestimmter Denk- und Empfindungsart er für die seinige die angemessenste Nahrung erwarten kann. Der Trieb nach Theilnehmung also, der nie unterlässt, von Zeit zu Zeit seine Forderungen hören zu lassen, muss ihn nothwendig bestimmen, sich näher an solche Menschen anzuschliessen, um zu jeder Zeit seiner Befriedigung sicher zu seyn. Dies muss ihn aber natürlich geneigt machen, alles sorgfältig zu verhüten, was eine Trennung verursachen, und alles zu benuzen, was das Band der Vereinigung fester zusammenziehen kann.

Daher sieht man auch, dass — wie vorzüglich zwischen rohen, ungebildeteren Menschen zu geschehen pflegt — wenn Eigennuz, Eigensinn, und andere Neigungen und Ursachen das gute Vernehmen stören, dasselbe doch, falls sonst ihre Gemüther nicht von zu abweichender Stimmung sind, bald wieder hergestellt wird. Das Verlangen, ihre Gedanken und Gefühle wechselseitig einzutauschen, siegt über lang oder kurz über jedes Hinderniss.

Noch mehr ist dies der Fall bey besser gebildeten und edlern Seelen. Nichts ist ihnen süsser, als jener ununterbrochene, liebliche Einklang der Gedanken und Empfindungen, nichts empfindlicher, als Verstimmung und Misklang. O jene Taubheit für unsre Gedanken und Empfindungen; jener abgewandte Blick, der unser

Leid, oder unsre Freude nicht bemerken mag; jenes Verstummen der Gedanken und Gefühle, welche sonst so schmeichelnd in uns überflossen — wie ist es feinfühlenden Seelen so peinlich! Die wahre und einzige Grundlage jenes ungefärbten wechselseitigen Interesse, der ächten Freundschaft, ist daher auch eine solche Gleichheit im Denken und Empfinden, zumal wenn beydes durch die Hand der Vernunft gebildet, wenn es dadurch erhöhet, verfeinert, veredelt, und gegen jeden Zufall gesichert ist. Was sich auch aufwerfe, um die durch eine solche Freundschaft vereinigten Herzen zu trennen, immer wird sie das in ihrem Wesen selbst gegründete Bedürfniss von neuem verbinden. Natur und Vernunft knüpften selbst dieses heilige Band, und es dauert, wie sie, für die Ewigkeit. Alle Freundschaft, die blos der Noth, dem Eigennuz, der Thorheit, dem Laster, und allerley zufälligen Umständen ihren Ursprung verdankt, diese Afterfreundschaft ist locker, wie ein vermodertes Band, und jeden Augenblick der Auflösung unterworfen.

Der zweyte und specielle Zweck des Triebes nach Theilnehmung ist, gleich wie der des Triebes nach Mittheilung, Vervollkommnung. Diese bezieht sich, eben so wie die, welche durch den leztgenannten Trieb bewirket wird, theils auf den Verstand — im weitesten Sinne des Worts —, theils auf die Gefühle und Begierden. Nur die Art, wie sie durch den einen und durch den andern erreicht wird, ist verschieden.

Durch die Mittheilung werden wir genöthigt, unsre Gedanken, Begriffe, Gefühle, und Begierden deutlicher, bestimmter, und vollständiger zu denken, und sie in einer gewissen Ordnung, und in angemessenen Ausdrücken vorzutragen. Dadurch werden ihrer unzählige, die zuvor nur dem Keime nach, oder in

ein

ein dunkles Bewusstseyn gehüllt, in unsrer Seele lagen, nun erst ein Eigenthum unsers Verstandes; und nicht nur dadurch, sondern indem dies auch zu neuen Ideenreihen Veranlassung giebt, wird der Vorrath unsrer Gedanken ungemein vermehrt. Der grösste Gewinn aber, den wir aus der Mittheilung ziehen, ist, dass nicht allein alle unsre Seelenkräfte, indem sie durch dieselbe in ein weit lebhafteres Spiel gesezt werden, geschärft und zu ihren verschiedenen Funktionen tüchtiger werden; sondern dass auch in alle unsre Gedanken, Gefühle, und Begierden weit mehr Deutlichkeit, Bestimmtheit, und Richtigkeit oder Wahrheit kömmt; dass so manches Falsche an unsern Vorstellungen, und so manches Rohe, Unedle, Uebertriebene, und Bösartige an unsern Gefühlen und Begierden uns recht ins Auge fällt, und uns veranlasst und in den Stand sezt, das Wahre, Feine, Edle, Vernünftige, und Gute an dessen Stelle zu pflanzen; dass wir, mit einem Worte, schärfer und richtiger denken, und feiner, und besser fühlen und begehren lernen.

Durch die Theilnehmung hingegen werden zwar gleichfalls unsre Seelenkräfte geübt und geschärft, und manche Berichtigung unsrer eigenen Gedanken, Gefühle und Begierden veranlasst: aber der beträchtlichste Gewinn, der uns von ihr zuwächst, ist Erweiterung und Vervielfältigung unsrer Gedanken und Gefühle. Die Wirkungen dieser beyden Triebe, in Hinsicht auf unsre Vervollkommnung, unterscheiden sich also darin, dass die des einen vorzüglich innere, und die des andern vorzüglich äussere Vervollkommnung unsrer Gedanken und Gefühle zur Folge haben; dass diese durch den einen an intensiver, und durch den andern an extensiver Vollkommenheit, das ist, an Umfang gewinnen.

Wie lezteres geschehe, ist leicht einzusehen. Wir

haben

haben schon mehrmals erwähnt, dass die Kenntnisse, welche die verschiedenen Menschen besizen, gleichfalls von sehr grosser Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit sind. Den Einen reizt sein Geschmack, bestimmen seine Fähigkeiten, oder nöthigen und veranlassen seine Umstände, sich diese, den Andern, sich jene Art von Kenntnissen zu verschaffen; der eine Mensch betrachtet dasselbe Ding aus diesem, der andere aus einem andern Gesichtspunkte; Dieser bildet sich davon einen solchen, Jener einen andern Begriff. Welch eine reichhaltige Quelle von Kenntnissen, von mannichfaltigen Begriffen, und von verschiedenen Ansichten der Dinge, eröffnet uns also die Theilnehmung an den Gedanken Anderer! Und wie viel Gelegenheit und ungesuchte Veranlassung giebt sie uns zugleich, unsre eignen Begriffe zu berichtigen, und unsre Verstandeskräfte zu üben und zu bilden!

Dieselbe Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit herrscht auch, aus schon oben erörterten Ursachen, unter den Gefühlen, Begierden, Neigungen, Leidenschaften und Wünschen der Menschen. Die Theilnehmung lehrt uns folglich unzählige, uns zuvor unbekannte Leiden und Freuden, Begierden und Wünsche kennen; sie lehrt uns aus Dingen Vergnügen ziehen, und vor andern Abscheu empfinden, die uns zuvor in beyderley Rücksicht gänzlich gleichgültig waren. Dies giebt nicht blos für den Augenblick unserm Herzen eine angenehme Beschäftigung; es erweitert auch unsre Brust, es eröffnet unserm Geiste neue Aussichten, es entflammt unsre Einbildungskraft, und sezt alle unsre Kräfte in Bewegung und Thätigkeit; unser Wirkungskreis dehnet sich aus, und wir entwerfen und verfolgen Zwecke und Pläne, an welche wir zuvor nie dachten.

Aber nicht genug, dass wir durch die Theilnehmung mit so vielen neuen Gefühlen, Begierden, Wün-

schen u. s. w. bekannt, und dadurch zu einer ganz neuen Thätigkeit gereizt werden; sie gewährt uns überdies den grossen Vortheil, alle diese Bewegungen des menschlichen Herzens richtiger beurtheilen, diese lieben, und jene verabscheuen zu lernen. Sie verschafft uns, was die Mittheilung so nicht thut, den wichtigen Nuzen, alle diese Gemüthsbewegungen nun auch aus dem Gesichtspunkte des ruhigen, unbefangenen Zuschauers beurtheilen zu können. Dies sezt uns folglich in den Stand, das Uebertriebene, Falsche, Unedle, Schändliche und Böse, so wie die entgegengesezten Beschaffenheiten der Gefühle, Wünsche und Leidenschaften unsrer Gesellschafter genau und richtig wahrzunehmen: da kein Affekt und keine Leidenschaft uns den Gesichtspunkt verrückt, und uns, die Dinge falsch und einseitig zu beurtheilen, verleitet. Diese sämmtlichen Gemüthsbewegungen können mithin auf unser Herz ihren ganzen Eindruck äussern: die lächerlichen, schändlichen und bösen erregen unsern Abscheu, die vernunftmässigen, guten und edlen unser lebhaftes Wohlgefallen; und es entsteht in uns der Wunsch und Vorsaz, jene zu vermeiden, und diese anzunehmen.

Diese allein schon so grossen Vortheile werden noch durch einen beträchtlichen Zuwachs an Weisheit des Lebens vermehrt. Denn indem wir vermittelst der Erzählungen Anderer bis auf die Quellen von so mancherley Leiden und Freuden, von so manchen Tugenden und Lastern hindurchblicken: so erhalten wir an dieser fremden Erfahrung einen weisen Rathgeber, der uns bey unsern eigenen Handlungen vor Unbedachtsamkeit und Fehltritten warnt, und zur Benuzung günstiger Umstände, und zur Befolgung nüzlicher Maasregeln ermuntert.

Da die Menschen in Ansehung ihrer Kenntnisse

und

und Gemüthsbeschaffenheiten, ihrer Art zu denken und zu empfinden, so sehr verschieden sind: so erhellet, dass die Theilnehmung unsre Kenntnisse um so mehr erweitern, vervielfältigen und berichtigen, und uns um so mehr mit den mannichfaltigsten Arten und Gestalten der Gefühle, Triebe und Leidenschaften des menschlichen Herzens vertraut machen müsse, je mehr wir Gelegenheit haben, mit vielen und vielerley Menschen umzugehen. Diese vielfarbige Ansicht der Weisheit und Thorheit, der Tugend und des Lasters aber, welch einen wohlthätigen Einfluss muss sie nicht haben auf unser Herz? Wie muss es uns nicht für die Weisheit und Tugend gewinnen, wenn wir sie unter den mannichfaltigsten Gestalten immer gleich erhaben, immer gleich vortrefflich, liebenswürdig und wohlthätig; und wie muss es unser Herz nicht gegen das Laster und gegen die Thorheit empören, wenn wir sie von allen Seiten immer gleich verabscheuungswürdig, niedrig und verderblich erblicken? Welch ein Sporn muss uns dies nicht seyn, Thorheit und Laster als verabscheuungswürdige und verheerende Ungeheuer zu fliehen, und der Weisheit und Tugend als den erhabensten und wohlthätigsten Schuzgöttinnen der Menschheit unser ganzes Leben hindurch mit unverbrüchlicher Treue zu huldigen? Wenn wir die mancherley Gefahren, die im Menschenleben der Unschuld und Tugend drohen, die vielfältigen bösartigen, verderblichen und unbändigen Begierden und Leidenschaften, welche im menschlichen Herzen erwachen können, sammt den unzähligen sie erzeugenden Ursachen, und die mannichfaltigen Quellen, aus welchen den Menschen Freuden und Leiden zufliessen, kennen gelernt haben — wie nüzlich muss uns dieser reiche Schaz von Erfahrungen nicht seyn, um ähnlichen Gefahren in unsern eignen Handlungen auszuweichen? Wie geschickt muss er

uns nicht machen, bösartige und verderbliche Begierden und Leidenschaften in ihrer Geburt zu ersticken, die Summe unsrer Freuden zu vermehren, und dem Anwachs unsrer Leiden zuvorzukommen?

So gross aber auch die Vortheile sind, welche uns die Theilnehmung an den Gedanken und Gemüthszuständen Anderer in einem weit ausgebreiteten Umgange mit vielen und vielerley Menschen, zur Vervollkommnung unsers Geistes und Herzens, verschafft: so hat doch auch der beschränktere, aber vertrautere Umgang mit einigen Wenigen in dieser Hinsicht seine besondern Vorzüge. Hier bleibt die Unterhaltung nicht blos bey allgemeinen Gegenständen stehen; hier giebt nicht jene weltkluge Behutsamkeit in der Mittheilung der Gedanken, und in der Aeusserung der Gesinnungen und Gefühle, die Geseze des Gesprächs; hier werden häufig wir selbst, unsre geheimsten und uns wichtigsten Angelegenheiten, Gedanken, Gesinnungen, Gefühle, und Wünsche die Gegenstände der Unterhaltung; hier enthüllen uns unsre Gesellschafter das Innerste ihres Geistes und Herzens. Da finden wir also die beste Gelegenheit, unsre eignen Begriffe, Einsichten, Gesinnungen und Neigungen recht gründlich zu prüfen und zu berichtigen; da erhalten wir recht genaue und vollständige Kenntniss von den Einsichten Anderer; da empfinden wir das Gute und Böse, das Edle und Unedle, das Vortreffliche und Thörichte ihrer Gesinnungen, Gefüle und Wünsche in seiner ganzen Stärke, werden folglich von demselben im höchsten Grade gerührt, und dadurch am allerstärksten zu eigenen bessern Gesinnungen und Handlungen bestimmt.

Es kann zwar auch Fälle geben, wo die Theilnehmung wenig oder keinen der genannten Vortheile leistet, ja wohl gar sehr grossen Nachtheil stiftet, indem wir durch sie von den irrigen Begriffen und Meynungen,

gen, und von den falschen, überspannten, unedeln und bösartigen Gefühlen und Gemüthsbestrebungen anderer Menschen angesteckt werden. Dies kann geschehen, entweder, wenn unser Verstand zu träg oder unfähig ist, um, wie Andere denken, fühlen, und begehren, zu beurtheilen, und das Wahre oder Falsche, Edle oder Unedle, Gut- oder Bösartige daran zu entdecken, und unser Gefühl zu stumpf, um das Eine oder das Andere mit einiger Lebhaftigkeit zu empfinden; oder, wenn wir selbst schon zu den falschen und bösartigen Begriffen, Gefühlen und Neigungen, die wir aufnehmen, aufgelegt oder geeigenschaftet sind; oder endlich, wenn sie uns durch oft wiederholte Wahrnehmung gewöhnlich werden, dadurch ihren merklichern Eindruck auf unsern Verstand und Herz verlieren, und so mechanisch auf uns übergehen.

Im ersten Falle bleibt, was Andere uns mittheilen, entweder ganz ohne Wirkung, es geht verlohren, wie der Schall in der leeren Luft, und lässt keine Spur in unserm Gemüthe zurück — dann hat die Theilnehmung weder Vortheil, noch Nachtheil für uns; oder wir nehmen es maschinenmässig auf, so wie wir es finden: und dann hängt es lediglich vom Zufall ab, der uns eine gute, oder eine schlechte Gesellschaft zuführt, ob wir dadurch gewinnen oder verlieren werden. Dieser Fall ist jedoch, genau erwogen, so häufig nicht, da nicht leicht ein Mensch gefunden wird, welcher nicht gern über das, was Andere denken und fühlen, nach seiner Art räsonniren sollte; und wo er Statt findet, da hält doch im Ganzen der Gewinn dem Verluste wenigstens die Waage.

Im zweyten droht uns allerdings eine grössere Gefahr. Der glimmende Funke der Leidenschaft wird durch die Annäherung an die fremde Gluth zur hochauflodernden, verzehrenden Flamme. Unglücklich und

bedaurenswürdig ist der Mensch, der mit dem brennbaren Stoffe böser und wilder Begierden im Herzen an das Feuer einer schlechten Gesellschaft geräth! Aber eben die Theilnehmung, die in einem solchen Falle für ihn ein so gefährliches Gift enthält, führt auch gewöhnlich ihr Gegengift bey sich. Das Band, welches so böse Gesellschaften zusammenhält, ist selten von langer Dauer. Der Saame zu ihrer Zerstörung keimt jederzeit in ihrem eignen Schoose. Je hiziger sie sich ihren Leidenschaften überlassen, und je tiefer der Abgrund ist, der sich dadurch vor ihnen aufthut, desto früher und schrecklicher öffnen sich ihre Augen, desto stärker erwacht der Abscheu vor ihren Leidenschaften und vor den Genossen ihrer verderblichen Lüste, desto williger öffnet sich ihr Herz und Sinn den edlern Gesinnungen und den bessern Gefühlen einer guten Gesellschaft. Sie fliehen nun um so eifriger die Kliquen der Bosheit und viehischen Lüste, je genauer sie mit ihnen bekannt, und je tiefer sie von ihnen ins Verderben hinabgeschleudert wurden, und es ist nicht unerhört, den leichtsinnigsten Verschwender in den strengsten Wirthschafter, und den durch Verführung ausschweifendsten Verbrecher in den wärmsten Verehrer der Tugend verwandelt zu sehn.

Mit solchen moralischen Patienten scheint es sich zu verhalten, wie mit gewissen andern, die allerley Krankheitsstoff in ihrem Körper tragen, und ewig zwischen Krankheit und Gesundheit schweben, bis eine förmliche Krankheit den sämmtlichen Unrath zusammenführt, und, wie ein brausender Most seine Hefe, heraussföst. Damit will ich aber keineswegés schlechten Gesellschaften eine Art von Schuzrede gehalten, oder eine dergleichen verzweifelte Kur als empfehlenswerth angepriesen haben. Es ist allezeit besser, den, in der Seele, oder im Körper, bereitliegenden Saa-

Saamen zu Krankheiten als Saamen durch gelinde, möglichst gefahrlose Mittel wegzuschaffen, als eine entscheidende Krisis abzuwarten, die vielleicht dem ganzen Gebäude den Untergang bringt, oder doch wesentliche Verlezungen zurücklässt.

Was den dritten Fall betrift: so beweist die allgemeine Erfahrung, dass Irrthümer, Vorurtheile, und Laster, nicht blos über einzelne Individuen, sondern selbst über ganze Klassen von Menschen, ja! sogar über ganze Nationen, oft viele Generationen hindurch, allein aus der Ursache, weil man sich an sie gewöhnte, und sie folglich keiner weitern Beurtheilung unterwarf, eine allgebietende Herrschaft führten. Aber eben diese Irrthümer, Vorurtheile, und Laster mussten im Laufe der Zeiten doch immer wieder den entgegenstehenden Wahrheiten und Tugenden weichen, und aus derselben Quelle, aus welcher den Menschen jene flossen — aus der Theilnehmung — flossen ihnen auch diese; und die hohe Stufe der Kultur, welche so manche Völker nach den Zeiten der äussersten Verwilderung immer wieder erreichten, ist Beweises genug, dass immer unendlich mehr Gutes, als Böses aus jener Quelle hervorkömmt.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auch mit einzelnen Menschen in einem einzelnen Menschenleben. Die Gedanken, Gesinnungen und Gefühle der Menschen sind einem steten Wechsel unterworfen. Irrthum und Laster, so viel es deren unleugbar giebt, wachsen doch immer nur als Unkraut unter dem Waizen der Wahrheit und Tugend. Jene werden oft durch diese verdrängt, und wie die erstern durch Gewohnheit auf uns übergehen, eben so die leztern. Der Nachtheil wird folglich auch in diesem Falle den Vortheil selten überwiegen.

Nimmt man aber auch in allen diesen Fällen das

Schlimmste an: so beweist es doch weiter nichts, als dass es hier, wie in allen unvollkommenen d. i. in allen menschlichen Dingen, Ausnahmen giebt. Im Ganzen ist der wohlthätige Einfluss der Theilnehmung auf die Bildung des Verstandes und Herzens wohl keinem Zweifel unterworfen, und die eben erwähnten Fortschritte hierin sind ein sprechender Beweis davon. Unzählige nüzliche Kenntnisse, die jeder einzelne Mensch auch in dem beschränktesten Umgange besizt, sind nichts anders, als die, nur meistentheils — weil man überhaupt so wenig bemerkt — unvermerkt eingesammelte, Frucht dieses Umgangs.

Wie ansteckend und verführerisch auch in manchen Fällen unlautere Grundsäze, Gefühle und Begierden seyen: so giebt es doch kein besseres Mittel, Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit in ihrer wahren, nackten Gestalt zu sehen, und davon auf das lebhafteste gerührt oder erschüttert zu werden, als wenn wir sie an Andern erblicken. Wir nähren in unserm Busen so manche böse Begierde, wir lassen so manchem Fehler ungehindert sein Spiel, und bemerken kaum, dass wir ihn an uns tragen. Aber wenn wir ihn an unsern Brüdern gewahren, dann fällt er uns erst ins Auge, dann sehen wir ihn erst in seiner ganzen Hässlichkeit, und finden uns mit Nachdruck bewogen, uns von demselben zu trennen. Die Theilnehmung hält uns stets einen wohlthätigen Spiegel vor, der uns mit unverstellter Wahrheit und Treue die bösen wie die guten, die hässlichen wie die schönen Seiten unsers Verstandes und Herzens zeigt; und wie würden unsre Sünden und Thorheiten, gleich einem bösartigen Krebsschaden, um sich greifen, und in unsern Herzen eine gänzliche Verderbniss anrichten, wenn dieser Spiegel uns nicht unaufhörlich darauf aufmerksam machte, und uns, sie wegzuschneiden, mahnte!

Jeder Mensch hat zwar sein bescheiden Theil von Thorheit und Laster: aber nicht jeder hegt dieselbe Thorheit, nicht jeder nährt dasselbe Laster. Dieser ist stolz und ehrgeizig: aber streng in seinen Sitten; Jener ist ausschweifend und leichtsinnig: aber voll Bescheidenheit und Demuth. Indem also der Eine durch Wort und That das Laster predigt, so verkündigt der Andere durch Wort und That die entgegenstehende Tugend; und wie die lebendige Tugend durch ihre Würde und Ansehn, welches unsre Vernunft selbst ihr leihet, sich bey dem Zuschauer, im wirklichen Leben nicht minder, wie auf der Bühne, allemal in ihrem erhabenen Range über dem Laster behauptet, so muss im Ganzen die Wirkung der Theilnehmung nothwendig auch zum Vortheil der Weisheit und Tugend ausschlagen.

Welch einen wohlthätigen Einfluss muss aber die Theilnehmung erst auf denjenigen Menschen haben, dessen Verstand ohne Unterlass thätig und bereit ist, das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen zu scheiden, und dessen Sinn und Herz zu jeder Zeit der Tugend offen steht, und vor dem Laster sich verschliest! Wie muss jede gute Gesinnung, jedes sanfte und edle Gefühl, das er an Andern wahrnimmt, ihn einnehmen, und zur Nachahmung ermuntern und stärken! Wie muss jede Thorheit, jede unlautre Begierde, jede Bosheit, jedes Laster ihn tief beleidigen, und zur Strenge gegen sich selbst bewegen! Wie muss ihm, endlich, der Umgang mit Andern ein immerwährender lehrreicher Unterricht, und ein immer erneuerter Sporn zur Vermeidung des Schlechten jeder Art, und zur Vervollkommnung in allem Guten seyn!

Hier also zeigen sich die Wirkungen dss Triebes nach Theilnehmung in ihrem schönsten Lichte, und hier, wo der Mensch in dem reinen, aber entwickelten Zustande seiner Natur sich zeigt, ergiebt sich auch

am deutlichsten der wahre, ursprüngliche Zweck jenes Triebes — Vervollkommnung nehmlich der Menschen an Verstand und Herz.

Wer die unzählbaren wichtigen Vortheile erwägt, welche das Aufnehmen der Gedanken, Gefühle, und Wünsche Anderer gewährt, wer bedenkt, aus wie mancherley Gesichtspunkten, von wie vielen, oft entgegengesezten, Seiten es sich betrachten lässt, und in der That betrachtet worden ist, dem wird es zu einer ergiebigen Quelle des weitern Nachdenkens dienen können. Ich habe mich aber deswegen so kurz dabey gefasst, weil ich nicht wiederholen wollte, was theils in der Theorie der guten Gesellschaft von mir selbst, theils in andern Werken von Andern über diesen Gegenstand, obgleich in ganz verschiedener Hinsicht und Beziehung, gesagt worden ist.

Dem Triebe nach Theilnehmung, oder nach Empfangung der Gedanken, Gefühle und Wünsche Anderer folgt — der Trieb nach gemeinschaftlichem Genusse von Freud und Leid. Zwar trennt sich dieser Trieb, wie oben bemerkt worden ist, in zwey besondere Triebe. Wir wollen sie aber der Kürze halber zusammen fassen. Ueberhaupt sehe ich mich genöthigt, um die Grenzen dieses Werks nicht allzu sehr zu erweitern, mich in der Erörterung der noch folgenden Triebe der möglichsten Kürze zu befleisssigen. Dies kann auch um so füglicher geschehen, da der aufmerksame Leser durch die ausführlichere Untersuchung der beyden schon abgehandelten Gesellschaftstriebe einen Leitfaden hat, dessen er sich zur eigenen fernern Betrachtung bedienen kann.

Dass die Menschen, obgleich mit Verschiedenheit des Grades und der Art, durchgängig sehr geneigt sind, sich frohen oder traurigen Gefühlen in Gemeinschaft mit

mit Andern zu überlassen, das ist eine Wahrheit, die in der alltäglichen Erfahrung, und in der ganzen Geschichte der Menschheit ihre Bestätigung findet. Welchen Reiz hat ein Vergnügen, das wir allein, und getrennt von aller menschlichen Gesellschaft geniessen? Das köstlichste Mahl wird zum Alltagsgericht, wenn es einsam unsern Gaumen kizelt. Die entzückendste Musik geht zur Hälfte für unser Ohr verlohren, wenn sie nicht zugleich in die Herzen andrer Menschen beseligende Gefühle zaubert. Unser Fuss bleibt ruhig stehen bey der hebendsten Angloise, wenn wir nicht dabey die Füsse Andrer in Bewegung sehen.

Was ist es denn, was jenen jauchzenden Haufen von Knaben und Mädchen auf dem grünen Rasenplan so rasch und lustig im wirbelnden Tanze dreht? Was ist es, dass von jenem Wirthshaus her der helltönende Gesang einer Gesellschaft fröhlicher Zecher so stark an unsre Ohren schlägt? Was ist es, was auch den stillsten Menschen zur ausgelassenen Fröhlichkeit im frohen Zirkel stimmt? Was ist es, was auf dem ganzen Erdball, unter jeder Klasse von Menschen, alle jene fröhlichen, bey jeder Veranlassung angestellten, Feste stiftet? Warum fliest unser Blut so ruhig in der Einsamkeit, auch wenn wir glückliche Tage zählen, und warum stürmt es so rasch durch unsre Adern, warum erhebt sich der Ton unsrer Stimme so laut, warum brechen wir so oft in ein schallendes Gelächter aus, wenn wir uns in der Gesellschaft von Menschen befinden?

Es ist der gemeinschaftliche Genuss von Freude, der unsre Freude so hoch hinaufstimmt, als sie die Einsamkeit nie zu heben vermag. Es ist das natürliche Verlangen nach diesem gemeinschaftlichen Genusse von Freude, was allen fröhlichen Gesellschaften und Festen ihr Daseyn giebt, zu denen sich durch unwiderstehliche Gewalt ein jeder hingezogen fühlet, welchen nicht

nicht Traurigkeit, Dumpfsinn, Uebellaune, oder andre zufällige, ungewöhnliche, und vorübergehende Ursachen auf seinem einsamen Zimmer verschlossen halten.

Es bedarf keiner tiefsinnigen Untersuchung, um das Geheimniss der Ursache zu lösen, welche jenen gemeinschaftlichen Freuden-Genuss so anziehend macht, und dem so starken Triebe darnach sein Daseyn giebt. Der Anblick eines frohen Menschen macht uns selber froh, so wie der Anblick eines Traurigen uns selber traurig macht. Verstimmt und mismuthig treten wir oft in eine heitre Gesellschaft, und siehe! in kurzer Zeit hat die uns umgebende Munterkeit sich dergestalt uns mitgetheilt, dass sich von der mitgebrachten Stimmung keine Spur mehr zeigt. In der Einsamkeit sehen wir die Freude nur durch das Fernglas der Einbildungskraft, und jene wirkt nicht mehr und länger auf unser Herz, als die Lebhaftigkeit und Ausdauer von dieser ihr Kraft verleiht. Da kann sie also selten recht innige und ausdaurende Eindrücke machen, und diese sind jederzeit mit einer starken Anstrengung verbunden; weshalb auch ein einsamer heftiger Freuden-Genuss immer eine grosse Abspannung unsrer Kräfte zur Folge hat.

Die Gesellschaft hingegen gewährt uns einen unmittelbaren Anblick der Freude. Dieser füllt unwillkührlich unsre Seele mit frohen Bildern. Die Lebhaftigkeit, die Lebendigkeit der unmittelbaren und ununterbrochenen Anschauung des Vergnügens lässt keinen andern Vorstellungen Raum. Dieses füllt und bewegt von selbst unser ganzes Wesen. Wir fühlen uns wie von einem magischen Zauber ergriffen, und weit entfernt, dass es, wofern nicht damit eine heftige körperliche Anstrengung verbunden war, eine starke Ermattung hinterlassen sollte, so finden wir uns dadurch vielmehr sehr merklich gestärkt.

Nur wenn eine innige Betrübniss, oder eine menschenscheue Melancholie ihre schwarzen Fittiche über unsre Augen breitet; oder wenn Krankheit, Dumpfsinn, oder abgewandte Betrachtungen der Stimme der Freude unser Ohr verschliessen: versucht sie umsonst ihre Kraft an uns.

Da also die Gemeinschaft des Genusses der Freude diesen Genuss so ungemein erhöht; da sie unserm Herzen solche Empfindungen erregt, wie sie demselben ausserdem nichts geben kann; endlich, da jeder Mensch von Natur einen so gewaltigen Hang nach angenehmen Empfindungen hegt: so ist die natürlichste Folge, dass sich auch in jedem Menschen ein sehr wirksamer Trieb nach gemeinschaftlichem Genuss von Freude finden muss.

Dass in jeder menschlichen Brust sich von Natur ein Trieb nach gemeinschaftlichem Genuss von frohen Empfindungen rege, das wird nach der flüchtigsten Untersuchung nicht leicht jemand in Zweifel ziehen; aber dass in derselben Brust sich von Natur auch ein Trieb nach gemeinschaftlichem Genuss von traurigen Gefühlen wirksam zeige, das scheint, eben wegen dieses allgemeinen gewaltigen Hanges nach Freude, ganz widersinnisch zu seyn. Und dennoch ist das Eine so gegründet, wie das Andre.

Es giebt Menschen; — die Menschen von melancholischem Temperamente, — die ihr ganzes Leben hindurch mehr für schwermüthige und traurige, als für heitere und frohe Gefühle gestimmt sind; die mit einer selbstquälenden Geschäftigkeit an jeder Sache die Seite aufsuchen, welche ihren düstern Gedanken einige Nahrung gewährt; die, wie Heraklyt, über alles weinen, worüber Andere lachen, und denen nicht besser zu Sinne ist, als wenn sie recht viel Gelegenheit zur Unterhaltung ihrer weinerlichen Gemüthsstimmung finden. Natürlich, dass solchen Menschen ein jeder,

an dessen Herz der Kummer nagt, oder der über erlittenes Unrecht, oder über die Bösartigkeit der Menschen, oder über die Härte und Grausamkeit des Verhängnisses seine Klagelieder anstimmt, ein willkommener Gesellschafter ist. Denn dieser erleichtert ihnen die Mühe, selbst nach Stoff und Nahrung zu finstern Klagen und traurigen Vorstellungen zu suchen; er giebt diesen Wahrheit, Giltigkeit und Kraft durch seine Einstimmung, und fortwährende Thätigkeit und Lebhaftigkeit, indem er sie durch die seinigen immerfort belebt und hebt.

Es giebt andere, die zwar von Natur für nichts weniger, als für Trauren und Wehklagen, und schwermüthige Betrachtungen geschaffen, vieles, was uns Uebrige ausser uns bringt, mit gleichgiltigen Augen ansehen, und tausend Dinge kaum bemerken, die uns sehr heftig erschüttern; oder die, nur für die Freude gestimmt, alles im lächelnden Rosengewand erblicken, und mit ihrem leichten ätherischen Blute harmlos über alles hinwegschlüpfen, was uns ernsthafter Gestimmten Bangigkeit und Kummer erregt: aber die durch eine lange Reihe von unglücklichen Erfahrungen, oder durch ein einzelnes, tieferschütterndes Unglück, oder durch einen an die Seele greifenden, unersezlichen Verlust, dergestalt aus ihrem Phlegma aufgerüttelt, oder ihrer harmlosen Sinnesart entrücket worden, dass nichts als Bilder des Iammers und Elends sie umschweben, dass ihr Herz für jedes Frohgefühl erstorben, und nur noch für die Gegenstände des Mismuths und des Kummers reizbar scheint.

Wo sollten auch diese sich lieber befinden, als wo es nur von Gefühlen, wie eben ihre ganze Seele davon erfüllt ist, wiederhallet? Der tobende Orkan, der die ehrwürdigen, kraftvollen Eichen zersplittert, und mit seiner zerstörenden Gewalt der ganzen Natur den Untergang

tergang droht, ist ihnen ein wohlthätig fächelndes Mayenlüftchen: denn er entspricht dem wilden Toben in ihren Herzen. Die dumpfe, schauerliche Wehklage des Finsterniss liebenden Uhu ist ihnen melodischer Schlag der Nachtigall, oder holdes Zirpen der lieblichen Grasmücke, oder sanft anschwellender Akkord der sich selber spielenden Aeolsharfe: denn sie ist das treue Echo des Klagetons ihrer Gefühle.

Das frohe Gelächter der Freude, der Sonnenblick in dem Auge des Glücklichen, ist ihnen das tolle Beginnen eines närrischen Menschen, und die Wirkung thörichter Einbildungen. Nur jenes thränenvolle Auge, nur jener düstre, tief auf und feyerlich sich bewegende Blick der Schwermuth spricht ihnen Wahrheit und fesselt ihr Herz. Dann sind sie zufrieden, wenn eine solche Gesellschaft sie aufnimmt; wenn sie auf einem Strome von klagenden, jammernden Gefühlen mit den Gefährten ihres Unglücks ungehindert und unwillkührlich in dem Nachen des Kummers fortschwimmen können.

Doch dies sind nur einzelne Ausnahmen, die nichts beweisen, wenn sie zu viel, wenn sie das Daseyn eines allgemeinen, oder eines Natur-Triebes des Menschengeschlechts beweisen sollen. Nicht alle Menschen haben ein melancholisches Temperament; und eben so wenig werden alle Menschen von der feindseligen Hand eines widrigen Verhängnisses dergestalt heimgesucht, dass dieses eine gänzliche, bleibende, oder auch nur vorübergehende Umwandlung ihrer natürlichen Gemüthsstimmung zur Folge haben sollte. Wenn das Verlangen nach gemeinschaftlichem Genuss von traurigen Empfindungen als Naturtrieb wirklich Statt haben soll: so muss es auf etwas gegründet seyn, das, als ein wesentlicher, allgemeiner Zug, der menschlichen Natur anhaftet. Nur wenn wir dieses Etwas in

den

den Tiefen des menschlichen Herzens aufgefunden haben, kann uns das Daseyn jenes Triebes als sichere Wahrheit gelten.

So viel ist nun vorerst wohl ausser Zweifel, dass, wenn uns selbst ein Kummer drückt, und nicht irgend eine Ursache uns ihn vor menschlichen Zeugen verbergen heist, wir nichts sehnlicher wünschen, als in irgend einen Busen ihn ergiessen, und in Gemeinschaft mit Andern unsern traurigen Gefühlen nachhängen zu können. Diese erhalten dann weit mehr Wahrheit und Kraft, und wir beeifern uns mit einer Art von Wollust durch wechselseitige Hülfe den Brunnen der Betrübniss bis auf den lezten Tropfen auszuschöpfen. Ein geheimer Gram hingegen, den das Siegel der Verschwiegenheit streng und unerbittlich in unsrer Brust verschlossen hält, den kein menschlicher Gedanke mit uns denken, keine theilnehmende Seele mit uns fühlen darf — o wie nagt dieser Wurm der Verdammniss, dieser gierige Geyer der Hölle, so schmerzlich, so quaalvoll, so zerstörend an dem innern Marke unsers Lebens! Unglückliche Sterbliche, denen auch der Trost versagt ist, ihre nahmenlosen Leiden einer fühlenden Seele vertrauen zu dürfen! —

Allein obschon diese allgemeine Erscheinung des menschlichen Herzens ein allgemeines Streben nach gemeinschaftlichem Ergusse von traurigen Empfindungen beweist: so ist dieses doch zu einseitig, es ist mehr ein Bestreben, sich solcher Empfindungen zu entledigen, als sie mit Vorsaz zu suchen, und daraus eine Art von angenehmen Genuss zu ziehen; es ist weder ganz jener Trieb, noch das ihn begründende Etwas, welches wir suchen. Dieses muss bewirken, dass wir, ohne selbst von einem Kummer getrübt zu seyn, ein Verlangen empfinden, uns gemeinschaftlich mit Andern traurigen Gefühlen zu überlassen. Und welches ist denn nun dieses Etwas?

Es

Es ist ein allgemeines Naturgesez unsers Geistes, dass, wenn sich irgend eine Idee mit einiger Lebhaftigkeit in ihm hervorthut, er dieselbe mit Feuer so lange verfolgt, und sie durch Aufsuchen unzähliger damit zusammenhängender und verwandter Vorstellungen so lange in Thätigkeit zu erhalten sucht, bis eine lebhaftere oder anziehendere sie verdrängt, oder bis die Reihe der zur Belebung derselben nah genug verwandten Vorstellungen erschöpft ist, oder bis er sie von allen Seiten so lange beschauet hat, dass sie ihm gewöhnlich wird, und den Reiz verliert, wodurch sie seine Aufmerksamkeit festhielt. Eben dieses gilt, wenn unser Herz von irgend einer Vorstellung von einem frohen oder traurigen Gefühle lebhaft angezogen wird. Dieses giebt dann den Ton zu seiner jedesmaligen Stimmung, und unser Geist beeifert sich, durch Herbeyführung aller damit verschwisterten Vorstellungen und Gefühle, auf den Saiten unsers Herzens so lange in diesem Tone fortzuspielen, bis die Noten der dieses Stück ausmachenden Vorstellungen rein abgespielt sind, oder bis er durch oftmalige Wiederholung des am Ende ihm zurufenden *da Capo* überdrüssig wird, oder bis ein anderes lebhafteres Gefühl zu einem andern Stücke den Ton angiebt.

Dieses Spiel ist unserm Geiste so natürlich, wie unserm Körper die Bewegung, und alles, was ihn darein versezt, oder dasselbe erleichtert, unterhält und hebt, ist ihm von Natur ein Gegenstand seines Begehrens.

Es ist also unserm Gemüthe so natürlich, sich zu einer Zeit in eine traurige, als zu einer andern in eine fröhliche Stimmung zu verlieren; jene gewährt ihm oft einen eben so angenehmen Genuss, als diese, und da die Betrübniss Anderer ganz dazu gemacht ist, theils eine solche Stimmung zu veranlassen, theils ohne

unsre eigne Mühe sie eine Zeit lang zu erhalten und zu heben, eben so, wie die Fröhlichkeit Anderer eine fröhliche: so ist schon dieses ein einleuchtender Beweis, dass sich in jeder menschlichen Seele ein Trieb eben sowohl nach gemeinschaftlichem Genusse von traurigen, als nach gemeinschaftlichem Genusse von frohen Gefühlen wirksam zeigen müsse.

Was aber den erstern für unser Herz vorzüglich anziehend macht, das ist theils der allgemeine Hang, uns selber zu beklagen, theils das geheim wirkende angenehme Bewusstseyn, dass wir selbst von den Uebeln, durch welche solche Gefühle hervorgebracht werden, frey sind.

Wenn wir uns zu ohnmächtig fühlen, um den Uebeln, die uns treffen, Widerstand zu leisten, und sie zu überwinden: so suchen wir unsern Trost im Klagen, oder auch wohl, nach Verschiedenheit der Umstände, des Temperaments u. d. g., in Verwünschungen, und sind überaus geschäftig, unsrer geheimen Rachbegierde wenigstens dadurch eine süsse Befriedigung zu gewähren, dass wir das Geschick, oder die Menschen, oder was sonst uns jene Uebel verursachen mag, in unsern Herzen der Ungerechtigkeit beschuldigen. Ein jeder kann zur Bestätigung dieser Wahrheit in sich selbst, und in der allgemeinen Erfahrung zum Ueberfluss Belege finden. Es ist kein Mensch, der nicht öfters mancherley Uebel erfahren haben, oder sich doch vermöge seiner Ohnmacht denselben nicht unterworfen fühlen, und der folglich, indem er sich auf irgend eine Veranlassung in Gedanken in einen solchen Fall versezt, nicht zu jenen Klagen, und zu den daraus zu ziehenden melancholischen Vergnügen geneigt seyn sollte, zumal wenn die Melancholie einen starken Zusaz seines Temperaments ausmacht.

Oder

Oder wir weiden uns, indem wir uns mit unsrer Einbildungskraft in die Abgründe fremder Leiden versenken, an dem heimlichen Gefühle unsers eigenen glücklicheren Zustandes, der von diesen Leiden frey ist; und je tiefer und inniger wir den fremden Schmerz empfinden, desto lebhafter ist das Gefühl von unserm eigenen Glücke.

Wenn wir uns mit allem Feuer der Einbildungskraft alle die Uebel vorbilden, welche die äusserste Armuth im Gefolge hat: die armselige Hütte von Stroh und Leimen und faulendem Holze zusammengebaut; das kleine Fensterchen mit zerbrochenen Scheiben, statt deren mit schmuzigem Papier ausgeklebt; die Wände, Decke und Thür voller Oefnungen und Spalten, die dem Winde freyen Zug, und dem Frost, dem Regen und Schneegestöber ungehinderten Eingang verstatten; inwendig ein gänzlicher Mangel an allen, auch den nothdürftigsten Bequemlichkeiten des Lebens, kein Stuhl, kein Tisch, kein Bett, statt deren ein Paar morsche, schlecht zusammenhaltende Bretter, ein halbzerbrochener, einem Scherbel- und Leimenhaufen ähnlicher, bis zum Ersticken dampfender Ofen, einige elende halbzerbrochene Scherben an Statt der Trink- und Essgeschirre, ein Haufen zerlegenes, moderndes, vielleicht von Ungeziefer wimmelndes Stroh zum Lager; die dicke, dumpfe, pestartige Luft im engen, niedrigen Stübchen; die sengende Hize im Sommer; die schneidende Kälte im Winter; das Zähneklappen und Gliederzittern der armen Bewohner; die dünnen, zerrissenen, schmuzigen Lumpen auf ihrem Leibe; der quälende Hunger; die tiefe Verzweifelung in den Furchen und verzerrten Gesichtszügen der Erwachsenen, und das Wimmern und Schreyen der Kleinen nach Nahrung; der Elende dort auf dem modernden Strohlager, den das wüthendste Fieber schüttelt, und

dem kein Arzneymittel hilft, kein Löffel voll Suppe erquickt, dessen Leiden die Uebrigen mit wehmuthsvollen Blicken anstarren, ohne ihm helfen zu können; die schreckliche Alternative, entweder zu verhungern, oder zu betteln, oder gar zu stehlen und zu morden, und sich dadurch vielleicht der tiefsten Schande, oder dem schmählichsten Tode in die Arme zu werfen; der verachtende, niederdrückende Blick der Glücklichen, die zermalmenden Vorwürfe des hartherzigen Reichen, zu dessen Barmherzigkeit sie flehen; der Druck, die Grausamkeit, die schreckliche Tyranney der niedrigsten Diener der Obrigkeit, und mit diesem allen verbunden ein edles gefühlvolles Herz, eine genaue Bekanntschaft mit den ausgesuchtesten Genüssen und Bequemlichkeiten des Lebens, und ein tief empfundenes, durch vorhergegangenen blühenden, und durch Unglücksfälle zerstörten Wohlstand, zur Nothwendigkeit gewordenes Bedürfniss derselben — wenn wir uns mit der grössten Lebhaftigkeit unsers Geistes in eine solche schreckenvolle Lage hineinversezen, wenn uns dabey Schauder und Entsezen ergreift — was ist es denn da, was uns so unwiderstehlich dazu antreibt, was es uns fast unmöglich macht, uns mit unsrer Einbildungskraft von solchen Bildern loszureissen? Gewiss nicht diese Leiden, dieses schaudervolle Elend selbst; kein Schmerz, kein Uebel hat an sich selbst einen Reiz für uns; sondern die geheimwirkende, sich eben in solchen Fällen mit ihrer grössten Lebhaftigkeit äussernde Vorstellung von unserm eigenen entgegengesezten glücklicheren Zustande.

So überlässt sich unser Auge mit Wollust dem Anblicke des wühlenden Schneegestöbers, und unser Ohr dem Sausen und Pfeifen des draussen tobenden Sturmwindes: denn dadurch empfinden wir am lebhaftesten die Annehmlichkeiten einer wohlerwärmten,

Sturm

Sturm und Wetter trozenden Wohnung. So denken wir uns mit einer Art von schmerzlichem Vergnügen die unglückliche Verfassung, in welcher sich der arme Wanderer befindet, der mit Lumpen behangen, und mit halbnackten Füssen dem Ungestüm des Windes, des Schnees und Regens, und der härtesten Winterkälte auf der offenen Landstrasse preisgegeben ist: denn wir empfinden nie lebhafter, wie wohl der wärmende Kamin, das schüzende Obdach, und das wohlgemachte Kleid uns thut.

Unser liebes Ich mischt sich in alles, was wir denken, fühlen und thun. Es macht uns oft betrübt beym Anblick fremder Freuden, und insgeheim vergnügt beym Anblick fremder Leiden.

Da uns also, vermöge der natürlichen Beschaffenheit unsers Gemüths, traurige Vorstellungen eine so schmerzlich-süsse Wollust gewähren, und da dieser Genuss, indem wir ihn mit Andern theilen, so sehr befördert, so leicht veranlasst, unterhalten und gehoben wird: so erhellet offenbar, dass auch in jedem menschlichen Herzen von Natur ein Verlangen nach Gemeinschaft desselben Statt finden müsse.

Wer die Menschen beobachtet, dem bietet die Erfahrung täglich Beyspiele zur Bestätigung dar. Wenn das Gespräch in Gesellschaft sich auf traurige Gegenstände lenkt, auf Gedanken des Todes, auf schmerzliche, schauderhafte Krankheiten, auf Lagen, wo dem Menschen jede Freude des Lebens dahinstirbt, wo auch der lezte Strahl von tröstender Hoffnung verschwindet, und die Verzweifelung mit grässlicher Gebehrde sich vor ihn stellt, auf beklagenswürdige Opfer der Ausschweifung, des Unglücks, der Verfolgung, der Grausamkeit, auf allgemeine Scenen des Iammers und Elends u. s. w. — dann nimmt ein jeder den lebhaftesten Antheil, ein jeder liefert seinen Beytrag zur

Unterhaltung der allgemeinen traurigen Stimmung, ein Bild des Leidens folgt dem andern, man kann sich gar nicht wieder aus der traurigen Stimmung herausfinden, und jeder Einzelne findet sich um so stärker hingerissen, je lebhafter er die Betrübniss aus aller Uebrigen Augen sprechen sieht.

Voll von frohen Empfindungen stossen wir auf einen Unglücklichen. Sein Nacken ist vom Kummer gebeugt, sein Angesicht verkündet tiefen Schmerz, verzehrenden Gram das halberloschene Auge. Dahin ist unser Frohsinn; Gefühle inniger Wehmuth pressen unser Herz. Wir fühlen uns unwillkührlich hingezogen zu dem armen Gebeugten; uns verlangt, die Geschichte seiner Leiden zu erfahren; und mit sehnlicher Bereitwilligkeit geben wir all den schmerzlichen Empfindungen Raum, die seine Erzählung in uns überströmt.

Ich will nicht des Vergnügens erwähnen, mit welchem wir oft unter Strömen von Thränen Trauerspielen beywohnen, noch des angenehmen Genusses, welchen uns die Lektüre tragischer Begebenheiten gewährt. Es würde überhaupt überflüssig seyn, noch mehrere Data aus der Erfahrung anzuführen, da sich deren in Menge dem aufmerksamen Beobachter von selbst darstellen.

Uebrigens finden bey diesem Triebe, so wie bey jedem andern, seiner Allgemeinheit und Ursprünglichkeit unbeschadet, mancherley Modificationen Statt, die bald in der Verschiedenheit des Temperaments, bald in der Erziehung, bald in der Kultur, in den Schicksalen und Umständen jedes einzelnen Menschen, bald in andern Ursachen gegründet sind, und welche aus einander zu sezen dem Belieben des Lesers selbst überlassen bleiben muss.

Wie

Wie sehr der Trieb nach gemeinschaftlichem Genusse von frohen sowohl, als von traurigen Empfindungen dazu beytrage, Menschen mit Menschen zu vereinigen, und insbesondere unter gleichgestimmten Seelen engere Verbindungen zu stiften, und wie sehr diese Triebe also den allgemeinen Zweck der Gesellschaftstriebe, den Zweck der Vergesellschaftung und Verbindung der Menschen mit einander, zu befördern dienen, das ist von selbst zu einleuchtend, als dass es noch einer besondern Erörterung bedürfte.

Hierdurch erschöpft sich aber auch der Dienst noch nicht, welchen sie dem Menschengeschlechte zu leisten bestimmt sind. Ohne des wohlthätigen Einflusses zu gedenken, welchen insbesondere der Genuss der Freude auf die Gesundheit und das Wohlbefinden des Körpers und Geistes, und selbst auf die sittlichen Handlungen des Menschen hat: so sind es hauptsächlich jene Triebe, welche unser ganzes Wesen in Leben und ausgebreitetere Thätigkeit sezen, und dadurch die Entwickelung desselben in hohem Grade befördern.

Die einzige Triebfeder, welche den Menschen, in seinem natürlichen, durch freye Grundsäze der Vernunft noch nicht bestimmten Zustande, in Bewegung bringt, ist, wie wir wissen, die Sinnlichkeit. Was ihm weder angenehme, noch unangenehme Empfindungen erweckt, und also weder seine Begierde, noch seinen Abscheu rege macht, das ist unfähig, seine Ruhe zu unterbrechen, und irgend eine seiner Kräfte wirksam zu machen.

Daraus folgt, dass der Mensch, seinem natürlichen Zustande nach, nur in so weit thätig wird und handelt, als sich angenehme oder unangenehme Empfindungen, Begierde oder Abscheu, in ihm äussern; dass er um so thätiger werden muss; je mehrere Gefühle und Begierden, und in je höherem Grade diese

in ihm wirksam werden; und dass, da alle Entwickelung seiner Kräfte von ihrer Thätigkeit, und diese wieder von der Thätigkeit und Entwickelung der Gefühle und Begierden, oder der Sinnlichkeit abhängt, alles, was zur Belebung und Entwickelung dieser beyträgt, auch ein Beförderungsmittel der Entwickelung aller menschlichen Kräfte überhaupt seyn muss.

Zur Belebung und Entwickelung der Sinnlichkeit aber giebt es kein tauglicheres und wirksameres Mittel, als gemeinschaftlichen Genuss von frohen und traurigen Empfindungen. Hier wird alles das zusammengebracht, was jeden Theilnehmer insbesondere ergözt, beglückt oder kümmert; und das Gefühl dafür wird auf den höchsten Grad gestimmt. Das Gefühl jedes Einzelnen erlangt also nicht allein in Rücksicht dessen, was ihm selbst eine Ursache der Freude oder des Leides ist, einen weit höhern Grad von Innigkeit und Lebhaftigkeit, als es in der Einsamkeit zu geschehen pflegt; er lernt auch eine Menge ihm sonst fremder Gegenstände der Lust und Unlust kennen, eine gleiche Menge Gefühle und Begierden werden dadurch in seiner Brust erzeugt, und durch die allgemeine Theilnahme in die lebhafteste Thätigkeit gesezt. Dieser Anwachs, diese Vermehrung und hohe Regsamkeit der Gefühle und Begierden heischt Befriedigung. Der Mensch ist also genöthigt, auf die dazu dienlichen Mittel zu sinnen, und zur Erlangung derselben von seinen Kräften Gebrauch zu machen. Eine Menge ungekannte Bedürfnisse werden in ihm rege, und wie kann er sie auf irgend eine andere Art befriedigen, als durch Nachdenken und Thätigkeit?

Der grosse Einfluss des gemeinschaftlichen Genusses von frohen Empfindungen insbesondere äussert sich am auffallendsten in den darauf folgenden Augenblicken. Wie sind da unsre Lebensgeister, wie ist unsre Einbildungs-

dungskraft, wie sind alle Kräfte unsers Geistes und Körpers so rege! Mit welcher Lebhaftigkeit, mit welcher Leichtigkeit, in welcher Menge stellen sich unserm Verstande Vorstellungen dar! Wie leicht und gewandt dringt unser Scharfsinn in die verdecktere Natur der Dinge, wie schnell übersieht die Vernunft ihren Zusammenhang, die Reihe ihrer Ursachen und Wirkungen! Unser Sinn, unser Verlangen nach Genuss des Lebens ist unbeschreiblich thätig, wir müssen denken, wir müssen uns beschäftigen, um es mit etwas zu sättigen! *)

Aber nicht blos auf die nächstfolgenden Augenblicke, auch auf weit hinaus erstreckt sich jener Einfluss auf unsre Thätigkeit. Der Hang nach Gefühlen, nach Genuss, ist durch jene gemeinschaftliche Ergözung an denselben in hohem Grade geweckt. Er will immerfort befriedigt seyn. Dazu gehören Mittel. Die Befriedigung desselben ist nur in so fern möglich, als wir selbst auf das, was ausser uns ist, zu wirken vermögen. Was kann also anders die Folge seyn, als dass er uns unaufhörlich antreibt, unsre Kräfte zur Erlangung jenes Einflusses auf das, was ausser uns ist, nach Möglichkeit anzuwenden?

Lauter frohe Empfindungen würden jedoch unsre Thätigkeit blos auf solche Gegenstände lenken, aus welchen sich Nahrung für dieselben ziehen lässt; sie allein würden uns leicht zum Leichtsinn, zur Weich-

 lichkeit

*) Jene ausschweifende, unnatürliche, oder erzwungene Freuden, welche thierische Lust, oder geistloser Modezwang in so mancherley Gesellschaften eingeführt hat, haben freylich diese Folgen nicht. Sie hinterlassen nur Erschöpfung, oder Mismuth und böse Laune. Aber das sind auch keine ächte Freuden. Sie führen nur diesen Namen, und sind höchstens ein sinnloser Rausch.

lichkeit, und zur Sorglosigkeit in Ansehung solcher Dinge verleiten, welche unserm Leben und unsrer Wohlfahrt Gefahr drohen.

Hier tritt nun der Hang nach Genuss von traurigen Gefühlen ins Mittel, um die etwanigen schädlichen Wirkungen des entgegengesezten zu verhindern, und in der Bestimmung unsrer Thätigkeit dasjenige zu ersezen, was dieser mangeln lässt.

Indem wir nehmlich durch den gemeinschaftlichen Genuss von traurigen Empfindungen so mancherley, uns ausserdem fremd gebliebene Uebel kennen lernen, und in so hellem Licht erblicken; indem dadurch unser Gefühl für dieselben in hohem Grade aufgeregt wird: so richtet sich auch auf sie natürlich unser Augenmerk, und das Bestreben, ihnen vorzubeugen, oder ihre Wirkungen zu schwächen, spornt unsern Verstand, und alle unsre Kräfte, um diese Absicht zu erreichen, erweckt unser Nachsinnen, macht uns klug, vorsichtig, thätig, und gewandt. Daher zum Theil die mancherley wohlthätigen Anstalten und Vorkehrungen; daher die unzähligen Mittel, welche die Menschen erfunden, und die vielfältigen Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, welche sie sich erworben haben, um Uebeln zu entgehen, oder ihre nachtheiligen Wirkungen zu mindern.

Indem also die Freude, und hauptsächlich der sie so sehr erhöhende und vervielfältigende gemeinschaftliche Genuss derselben, unsern Kräften, und unsrer gesammten Thätigkeit Lebhaftigkeit, Leichtigkeit, Regsamkeit und Spannung giebt, so leiht ihr der entgegengesezte Ernst Nachdruck und Kraft, und beyde vereinigen sich, um sie nach allen Richtungen zu treiben, und auf jede nöthige Weise zu bestimmen.

Nehmet nun dem Menschen diese Triebe, sezet, dass er ohne Sinn für gemeinschaftlichen Genuss von

Freud

Freud und Leid nur aus demjenigen Vergnügen ziehe, was in seiner Einzelnheit ihm allein dazu dargeboten wird, und kein anderes Uebel kenne und fühle, als welches ihn Einzelnen trifft; und dass er beydes nur in demjenigen Grade empfinde, bis zu welchem seine natürliche Disposition, und die Kraft der auf ihn wirkenden Gegenstände sein Gefühl zu spannen vermag: wie wenig werden seiner Gefühle und Bedürfnisse, wie mässig wird der Grad ihrer Lebhaftigkeit seyn, wie selten wird seine Brust von hohen, mächtig erschütternden Empfindungen aufwallen! Er wird die Wirkung jedes Freud oder Schmerz erregenden Gegenstandes meistentheils erst selbst erfahren müssen, um sich zu entschliessen, dem einen nach-, und dem andern zuwider zu streben, und seine Kräfte zu diesen Absichten ins Spiel zu sezen.

Was ist es denn, was den Iüngling so willig und so emsig macht, sich mit grosser Mühe und Anstrengung durch alle die Schwierigkeiten hindurch zu winden, welche die Erwerbung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten heischet, die erst dann recht lohnen, wenn sie erworben sind? Ist es nicht grossentheils der Genuss, der ihm zum voraus von denen mitgetheilt wird, welche sich dessen wirklich erfreuen? Das Glück der Weisheit und Erkenntniss, das aus ihren Reden, Blicken und Zustande auf ihn übergeht, und seine Kraft entflammet? Das Feuer der Freude, das aus des Vaters Augen strahlt, die Erhabenheit, die in seinen Worten tönt, wenn er dem Sohne von seinen tapfern Thaten spricht, dieses hehre Frohgefühl, das sich dem horchenden Sohn mittheilt, das ist es, was dessen Geist und Herz entzündet, dem Vater in gleichen Thaten nachzueifern. Was ist es dagegen, was so manchen unverdorbenen, aber jeder Freude ein offenes, empfängliches Herz entgegentragenden Iüngling

vor

vor den beklagenswürdigen Folgen der Verschwendung, der Unordnung und Ausschweifungen schüzt? Der tiefe Schauder, der sein Herz ergreift, wenn er durch den Anblick jener Folgen, oder durch unsre Schilderungen, und durch den sichtbaren Schmerz in unserm Auge, der sein Gefühl im höchsten Grad belebt, die Leiden, die des Verirrten erwarten, schon voraus empfindet.

So ist es im Einzelnen, und eben so ist es im Ganzen; so im Kleinen, und eben so im Grossen. Blicket auf die Oerter, Städte, und Länder, wo der Despotismus die Natur in eiserne Fesseln schmiedet; wo die Furcht vor dem rächenden Schwerdt der Tyranney jedes freyere Urtheil, jeden Ausbruch froher Gefühle, jede laute Klage in ihrer Geburt erstickt; wo jeder in dem andern seinen Verräther wähnt; wo jeder erübrigte Bissen dem arbeitenden Sklaven von den gierigen Klauen der Gewalt habenden Habsucht entrissen wird; wo Hierarchie und Aberglauben die Gemüther niederdrückt; wo Fanatismus und Verfolgungssucht Bürger gegen Bürger, Gatten gegen Gatten, Brüder gegen Brüder bewaffnet; wo steifer Etikettenzwang die Masse der Staatsbürger in streng geschiedene Casten sondert, und die Menschen den Menschen, als wären sie Wesen verschiedener Gattung, entfremdet; wo jeder einzeln und abgeschieden sich dumpf- und trübsinnig durch das Leben schleppt; wo jedes Individuum, oder höchstens jede Klasse, nur die kleine Summe ihrer eignen schwach empfundnen Freuden kennt; wo die mannichfaltigen Leiden und Freuden aller Glieder sich nimmer mischen, und einander wechselseitig heben und beleben, um in jedem Einzelnen die mannichfaltigsten Triebfedern springen zu machen; kurz! durch welche man, wie über Gräber, zieht: — o wie ist es da so öd' und wüst; wie sparsam und ärmlich

sprosst

sprosst da ein Blümchen des Geistes, der Weisheit, der wissenschaftlichen Erkenntniss, und von den Musen beflügelter Einbildungskraft auf! Welch einen trägen Gang schleichen Künste, Gewerbe, Handlung und Ackerbau!

Welch einen raschen Flug aber nehmen Wissenschaften und Künste, wie leben und regen sich Handlung, Gewerbe und Geschäfte von mannichfaltigster Gattung, wo ein offner, reger Sinn für Freud' und Leid in den Bewohnern athmet; wo ein jeder unter dem Schuze weiser Geseze seiner geheiligten Menschenrechte und seines Eigenthums sich freut; wo ein freyer Geist sich frey und ungehindert auf den Gipfel beglückender Wahrheit schwingt; wo ein jedes Herz sich unbesorgt in Freud und Schmerz ergiest; wo ein allgemeines freyes Streben nach besserer Einsicht den Andersdenkenden duldet, und den Irrenden liebreich zurechtweist; wo ein jeder in dem andern den nur durch Zufall und natürliche Gaben verschiedenen, aber dem Wesen nach verwandten, Bruder erkennet; wo die gesellige Freude jedes Herz durchbebt, und die allgemeine Trauer jeden Busen engt!

So dient also diese durch den gemeinschaftlichen Genuss auf so hohen Grad gestimmte Beweglichkeit der Gefühle von Freud und Leid dazu, jeden andern Trieb der menschlichen Natur theils zu wecken, theils zu erweiterter und lebhafterer Wirksamkeit, und zu schnellerer Entwickelung anzureizen.

Was aber die besondere Bestimmung sowohl dieser, als der vorher abgehandelten Gesellschaftstriebe in ihrem wohlthätigsten Lichte, und in ihrem schönsten Glanze zeigt, ist dieses, dass sie einen der beglückendsten und liebenswürdigsten Triebe der menschlichen Natur zum Daseyn und zum Leben wecken. Dies ist der

Trieb des Wohlwollens der Menschen gegen einander.

Es liegt nehmlich überhaupt in der Natur des Menschen, allem demjenigen, was ihm gefällt und angenehmen Genuss gewährt, wohl zu wollen, das ist, bey der Vorstellung desselben Vergnügen zu empfinden, und dessen Unverleztheit — Integrität — und Wohlstand zu begehren. Wir lieben die Nachtigal, die unser Ohr durch ihren lieblichen Gesang ergözt, wir freuen uns, so oft wir ihrer gedenken, wir tragen, wenn wir sie zu unserer Gesellschafterin machten, zärtliche Sorgfalt für ihre Erhaltung, sind vergnügt, wenn uns ihre Munterkeit, ihr behendes Hinauf- und Hinunterschlüpfen im gastfreundlichen, zierlichen Bauer ihr Wohlbefinden zu erkennen giebt, und beklagen ihren Tod, den eine böse Krankheit, oder ein gehässiger Feind zu unserm Leid beschleunigte. — Wir ergözen uns an dem goldenen Glanze der Sonne, und lezen uns an ihrem wärmenden Strahl. Schon ihr Gedanke macht uns heiter und froh; wir sehen sie ungern scheiden, und harren mit sehnenden Blicken ihrer Wiederkunft entgegen.

Was kann aber den Menschen mehr anziehen, was kann ihm wichtiger, was kann ihm theurer seyn, als der Mensch? Bey wessen Vorstellung kann er ein lebhafteres Vergnügen empfinden? Wessen Unverleztheit und Wohlstand kann ihm mehr am Herzen liegen? Gegen welches endliche Wesen kann er sich von einem stärkern Wohlwollen durchdrungen fühlen?

Aus dieser ganzen zahllosen Zahl der Dinge, die sein Auge sieht, und seine Sinne empfinden; unter allen jenen glänzenden, wunderbar vielen Welten, die im blauen Aether sich drehn; unter der gesammten, unzuberechnenden Menge der so verschieden und bewun-

wundernswürdig eingerichteten belebten Wesen, die sich durch den Schwung ihrer Flügel in der Luft, oder durch die Kraft ihrer Füsse, oder durch die Schnellkraft, oder auch durch das wundersame Krümmen ihres Körpers, auf und in der Erde, und im Wasser bewegen; unter allem, was grünt und blüht, was handelt oder leidet, was sich bewegt oder ruht — ist es der Mensch allein, der seine Gedanken denken, der seine Gefühle fühlen kann. Dieser ist es, in dessen Seele er seine Gedanken und Empfindungen überströmt, wenn sein Geist und Herz zu voll davon sind, um allein sie zu fassen, und welcher, wenn sie zu leer sind, sie mit den seinigen wieder erfüllet; dieser ist es, mit welchem allein er sich freuen, mit welchem allein er seinen Kummer theilen kann; ohne welchen ihm die weite Welt zum engsten Kerker, und die elyseischen Gefilde selbst zur öden Wüste werden würden — welchen er nimmer und nimmer entbehren kann.

Gebt einem Menschen alles, was die ausschweifendste Phantasie sich wünschen mag; lasst, so oft er's wünschet, seinen Gaumen die ausgesuchtesten Speisen kizeln; lasst sein Auge die bewundernswürdigsten Dinge sehen, sein Ohr die entzückendsten Töne hören, seine Nase die lieblichsten Gerüche einziehn, sein Gefühl durch die sanftesten, behaglichsten Berührungen ergözet werden, und seinen Verstand die tiefsten, erhabensten, oder anziehendsten Gedanken denken: aber lasst ihn ohne Menschen, denen er seine Gedanken mittheilen, und durch deren Mitgenuss er seiner Glückseligkeit erst Wesen und Gehalt verschaffen kann — wie bald werden alle diese Herrlichkeiten ihn mit Gleichgiltigkeit und Ueberdruss erfüllen; wie bald wird er einen Zustand verschmähen, welchem gerade dasjenige mangelt, was ihn erst recht anziehend zu ma-

machen vermag; wie gern wird er diese Genussvolle epicureische Einsamkeit selbst gegen ein mit Sorgen, Arbeit und Kummer vermischtes Leben unter theilnehmenden, liebenden Menschen, oder auch nur, unter Menschen vertauschen!

Iener natürliche, unvertilgbare Trieb also, seine Gedanken, Gefühle und Wünsche andern Menschen mitzutheilen, und die ihrigen hinwiederum aufzunehmen, jenes sehnliche Verlangen, sich gemeinschaftlich mit ihnen zu freuen und zu betrüben, ist es, was den Menschen dem Menschen unentbehrlich und über alles wichtig macht, und weshalb er sich auch dann noch nach ihm unwillkührlich sehnet, wenn er, von Ueberfluss, und von den gewähltesten Genüssen umgeben, seiner Hülfe und seines Beystands keineswegs bedarf. Hier liegt also auch der höchste und lezte Grund, der den Trieb des Wohlwollens der Menschen gegen einander unausbleiblich erzeugen muss.

Wie könnte es auch fehlen, dass der Mensch, der mit eines andern Seele die seinige unaufhörlich zu verschwistern, alles, was er in und um sich denkt und fühlt, auf diesen überzutragen, und, was in und mit demselben vorgeht, in sich aufzunehmen strebt, dessen Freuden ihn so oft gefreut, dessen Leiden ihn so oft betrübt, dessen Ich daher mit dem seinigen, mit allen seinen Gedanken, Gefühlen und Wünschen so innig verwebt ist, dass er sich selber fast nicht denken kann, ohne einen andern Menschen mit zu denken, — dass, sage ich, dieser nicht, so wie er selbst, ein Gegenstand seiner Gefühle und Wünsche, seiner Sorgen und seiner Ergözung werde?

Noch ferner beweist diese Entstehungsart des Triebes des Wohlwollens der Menschen gegen einander der Umstand, dass, obschon unser Wohlwollen sich von Natur über alle Menschen erstreckt, weil wir uns selbst, dem

dem Wesen nach, in jedem Menschen wiederfinden, weil ein jeder denkt und fühlt, und dadurch fähig ist, unsere Gedanken und Gefühle aufzunehmen, und uns die seinigen mitzutheilen, und einzustimmen in unser Freud und Leid, sich dennoch dieses Wohlwollen nach den verschiedenen Graden der Annäherung und Entfernung der Menschen von einander in den mannichfaltigsten Graden der Lebhaftigkeit und Stärke äussert.

Ie nachdem uns ein Mensch durch seine Art zu denken und zu fühlen näher oder ferner verwandt, je nachdem sein Interesse mit dem unsrigen enger oder loser verschlungen, und je mehr oder weniger er also fähig und geneigt ist, unsre Gedanken, Gefühle und Wünsche zu verstehen, sie anzuhören, und uns zu Theilnehmern der seinigen zu machen, und sich überhaupt mit uns zu freuen und zu betrüben: um so mehr oder weniger finden wir uns auch durch Gefühle des Wohlwollens gegen ihn bewegt.

Gleiches Vaterland, gleiche Sitten und Gebräuche, gleiche Sprache, gleiche Religion, gleiche Verfassung, machen alle die, die diese Dinge mit uns theilen, zu einem nähern Gegenstande unsers Wohlwollens, als andere, und bringen jene Partheylichkeit hervor, mit welcher gewöhnlich ein jeder seinen Landsleuten den Vorzug vor Menschen von fremden Nationen ertheilt.

Dann sind es wieder Stand, Geschäfte, Gewerbe, weitere und engere Verhältnisse des Bluts und der Natur, die in unsern Herzen dem einen Menschen vor dem andern den Vorzug verschaffen, und unsre Sorgen, und unsre guten Wünsche für ihn erregen.

Aber am meisten lieben wir den, finden an seiner Person das lebhafteste Vergnügen, und machen dessen Wohl und Weh am allermeisten zur Angelegenheit unsers Herzens, der in seiner Art zu denken und zu fühlen am genauesten mit uns übereinstimmt, der uns

am besten kennt, am leisesten und richtigsten versteht, der den wärmsten und richtigsten Antheil an allen Anliegenheiten unsers Verstandes und Herzens nimmt, der auch uns auf gleiche Weise sich mittheilt, mit uns in Freud und Schmerz am innigsten sympathisirt, und mit welchem wir gleichsam nur ein einziges Wesen ausmachen, der, mit einem Worte, unser Freund ist.

Es ist also von Natur nicht möglich, dass der Mensch den Menschen nicht liebe; dass dessen Daseyn ihn nicht erfreue; dass dessen Unverleztheit und Wohlstand nicht ein Wunsch seines Herzens sey. Ein unwillkührlicher Trieb der Natur entzündet in ihm die heilige Flamme der Wohlgewogenheit.

Aber wie vereinigen wir mit dieser, ursprünglich in der Menschen-Natur gegründeten, stolzen und seelenerhebenden Wahrheit alle jene ungeheuren Widersprüche, die ein einziger Blick aufs wirkliche Menschenleben ihr entgegenstellt? Ienes hassenswürdige Ringen und Streben der Kräfte der Menschen gegen einander, welches kein anderes Ziel hat, als sich gegenseitig aufzureiben, allen Wohlstand zu zerstören, und das Leben zur Pein zu machen. Zahlreiche Nationen im schaudervollen blutigen Kampfe, versehen mit den furchtbarsten, sinnreich erfundenen, und mit kluger Grausamkeit gehandhabten Werkzeugen der Zerstörung! Bürger, die ihre Mitbürger hassen, anfeinden und verfolgen! Menschen, die es zu ihrem Rechte machen, die Menschen ihrer Rechte zu berauben, und sie, ärger als Lastthiere, zu mishandeln! Eltern, die ihre Kinder verlassen; Kinder, die ihre Eltern verachten und schmähen! Verwandte, die ihrer Verwandten sich schämen, und im Elende sie verderben lassen! Brüder, die ihre Brüder morden! Freunde, die ihre Freunde verrathen! Ein ewiger Krieg Aller gegen Alle! — Ist es möglich, dass diese Menschen in

ihrer

ihrer Brust einen ursprünglichen Trieb des Wohlwollens hegen?

Unwiderleglich scheinen diese Widersprüche. Aber zum Heil, und zum Preis der Menschheit scheinen sie es auch nur. Iene im fürchterlichsten Ringen um gegenseitigen Tod und Vernichtung begriffenen Nationen umfassen doch nicht selten in ihren einzelnen Gliedern einander mit Liebe und Wohlwollen. Iene furchtbaren Heere, welche Tod und Schrecken einander entgegen tragen, geben in ihren Individuen einander nicht selten die grossmüthigsten und bewundernswürdigsten Proben von Menschlichkeit und Güte. Friedlich gegen einander gesinnt, trieb sie, die persönlich einander nie beleidigten, noch kränkten, öfters nur die Rachsucht, die Hab- oder Herrschsucht eines einzigen, oder weniger Menschen zum blutigen Kampfe; und mit willigen, jauchzenden Herzen ergreifen sie, sobald man es ihnen vergönnt, den friedlichen Oelzweig? — Iene Bürger, die ihre Mitbürger hassen, anfeinden, und verfolgen, leben doch wieder mit andern im freundschaftlichsten Vernehmen, und öffnen mit bereitwilliger Freygebigkeit ihre Hand, um dem Mangel des Dürftigen abzuhelfen, und den Nothleidenden zu unterstüzen. Iene Eltern, die ihre eigenen Kinder verlassen, nehmen sich doch öfters der Noth eines andern Verlassenen an. Iene Kinder, die ihre Eltern verachten und schmähen, ehren und achten doch öfters fremdes Verdienst. Iene Brüder, die ihre Brüder mordeten, stillen doch öfters das Feuer der Zwietracht in fremden Familien, und knüpfen mit wohlthätiger Hand die Bande der Eintracht fester zusammen. Iene Freunde, die ihre Freunde verriethen, schliessen doch öfters mit andern Herzen ein neues Bündniss der Freundschaft. Iener ewige Krieg Aller gegen Alle beweiset nichts, als dass nicht blos ein einziger Trieb den menschlichen Busen

 hebt;

hebt; dass noch viele andere darin ihren Einfluss behaupten; und dass oft ein einzelner ausgearteter die Herrschaft an sich reisst, und die übrigen unterdrückt, oder in vielen Fällen ihre Wirksamkeit vernichtet.

Was ist es denn, was jenes unaufhörliche feindselige Ringen der Kräfte der Menschen gegen einander verursacht, und jenes beglückende Band des Wohlwollens, welches die Natur um alle menschliche Herzen schlingt, so gewaltsam zerreisset? Habsucht, Herrschsucht, Ehrsucht, diese drey Furien, die die Hölle zu dessen Quaal und Schande unter das Menschengeschlecht sandte, sind es hauptsächlich, welche alle jene thörichte, schändliche, zerstörende und bösartige Handlungen hervorbringen, die die Menschen verüben; welche die edelsten Triebe in den Herzen der Menschen ersticken, und sie von dem geraden, schönen Pfade der Natur in ein Labyrinth von Thorheit, Schande und Elend locken.

Ein Mensch, der zu träg ist, um sich durch den Gebrauch seiner eigenen Kräfte dasjenige zu verschaffen, was die Nothdurft, oder erkünsteltes Bedürfniss heischet, oder der sich mit dem, was ihm zu Theil ward, nicht begnüget, richtet seine Begierden auf das Eigenthum seiner Nebenmenschen, und trachtet, es ihnen durch List oder Gewalt zu entreissen; oder blickt mit neidischen Augen auf ihre Haabe, wenn er sich derselben nicht bemeistern kann. Das heftige Verlangen, seine eigenen Begierden zu befriedigen, macht ihn taub und blind für das Wohl und für die Wünsche seiner Nebenmenschen. — Ein Mensch, der nur seinen Willen in allen Dingen geltend machen will, findet natürlich an jedem andern, der sich ihm zu fügen nicht geneigt ist, einen Widerstand, der seinen Zorn entzündet, und seine Rache entflammt. — Ein Mensch, der seiner Ehrsucht keine Grenzen sezet, hasst unfehlbar

bar einen jeden, welcher ihm den Zoll der geforderten Verehrung weigert, oder wohl gar seiner ungestümen Leidenschaft in den Weg tritt, und sich über ihn emporzuschwingen wagt. — Ein Mensch hinwiederum, der das Bestreben eines Andern, ihn zu berauben, zu unterdrücken, und zu verachten, wahrnimmt, oder wohl gar auf solche Art sich von ihm beleidigt sieht, wie könnte der, seinen Trieben überlassen, diesen lieben? Wie sollte er nicht mit bitterm Unwillen gegen ihn erfüllet werden?

Mit einem Herzen voll Wohlwollen tritt ein Jüngling aus dem väterlichen Hause, wo Geradheit, Redlichkeit und Eintracht im brüderlichen Bunde herrschten, auf den Tummelplaz der grossen Welt. Er, der selbst die Redlichkeit und Tugend ehrt, Er, der selbst das Laster und die Bosheit hasset, Er, der selbst mit unverstellter Offenheit nicht anders redet, als er denkt und handelt, Er traut natürlich in der liebenswürdigen Einfalt seines Herzens allen andern Menschen das Gleiche zu. Argwohnlos empfängt er mit offenen Armen einen jeden als Freund, der sich als Freund ihm nähert. Seine Seele ist auf seiner Zunge. Seine Bereitwilligkeit zu dienen und zu helfen übersteigt bey weitem seine Kräfte. Sein Herz ist so weit, dass es die ganze Welt umfassen möchte.

Aber wenn sich allmälig seine Augen öffnen; wenn die trügerische Schminke kunstvoller Verstellung schwindet, welche vom Anfange her seine Blicke täuschte; wenn er im anscheinenden Freunde den hinterlistigen Betrüger oder den glattzüngigen Verräther; wenn er im gleisnerischen Frömmling den abgefeimten Bösewicht, im anscheinend wohlmeynenden Rathgeber den bübischen Verführer, im salbungsreichen Tugendprediger den in Lüsten ertrunkenen Wollüstling, wenn er all die Thorheit, die Falschheit, den Trug-

sinn, die Bosheit, die Selbstsucht der Menschen gewahret; wenn er sich selbst für sein Zutraun, für seine Offenheit, für seine Güte, schändlich hintergangen, betrogen, beraubt, verführt, ins Unglück gestürzt, und endlich von jedermann verlassen, oder doch überall neidische und selbstsüchtige Menschen bereit und thätig sieht, sein Glück zu hindern, zu schmälern und zu untergraben: — muss dieses alles nicht sein sonst so wohlwollendes Herz den Menschen verschliessen, muss es ihn nicht argwöhnisch, mistrauisch, kalt und lieblos machen?

Iene ausgezeichneten Menschenhasser waren gewöhnlich Leute von dem edelsten und wohlwollendsten Herzen. Aber je empfänglicher sie selbst für Edelmuth und Güte waren, desto tiefer wurde ihr Herz durch die unzähligen Proben von Schlechtigkeit, von Selbstsucht und Lieblosigkeit, die sie erfahren mussten, verwundet. Ie grösser ihr Vertrauen zu den Menschen, je schöner ihr Ideal von menschlicher Vortrefflichkeit und Güte war, desto stärker wurden sie von der mannichfaltigen Bösartigkeit der Menschen, die sie kennen lernten, betroffen. Sie warfen endlich ein allgemeines Mistrauen und einen allgemeinen Hass auf ein Geschlecht, das eine unglückliche Erfahrung sie in so vielen seiner Glieder als schlecht und verdorben kennen gelehrt hatte.

Mehr oder weniger macht ein jeder eine ähnliche Erfahrung, mehr oder weniger Mistrauen gegen die Menschen schleicht sich daher in jedes menschliche Herz, und nichts ist mehr gemacht, als ein solches Mistrauen, dem natürlichen Triebe des Wohlwollens gegen die Menschen Abbruch zu thun.

Ausgeartete Begierden also ersticken den schönen Trieb des den Menschen so natürlichen wechselseitigen Wohlwollens, und verheeren die beglückenden Früchte, welche

welche er, den Absichten der Natur zu Folge, der Menschheit tragen soll. Rottet diese Feinde menschlicher Tugend und Glückseligkeit aus; sezet, dass jeder den Andern, was Natur, was Glück und eigner Fleiss ihm gab, ungestört, und ohne Misgunst und Neid, geniessen lasse — und strahlend und wohlthuend werdet ihr die allerwärmende Sonne eines allgemeinen Wohlwollens unter dem Menschengeschlechte aufgehen sehen!

Sehet auf jene hin und wieder zerstreute kleine friedliche Familienzirkel, oder auf jene kleinere Gesellschaften durch ächte Freundschaft verbündeter edelgesinnter Menschen, wo ein jeder die Rechte des Andern als ein unverlezliches Heiligthum achtet; wo keiner mehr verlangt, als was ihm Recht und Billigkeit zu fordern gestatten; wo jeder dem Andern willig gewähret, was Wahrheit, Recht und Billigkeit ihn zu verlangen berechtigen; wo jeder seines Herzens Gelüste unter der nüchternen weisen Zucht vernünftiger Grundsäze leitet: — wie warm umfasst da der Bruder den Bruder, der Freund den Freund, der Vater den Sohn, die Tochter die Mutter! Ieder erblickt in dem Andern nur sich selbst; die Wünsche und Angelegenheiten jedes Einzelnen sind die Wünsche und Angelegenheiten aller Uebrigen, und umgekehrt. Sie sind alle wie von einem einzigen Geiste beseelt, der die Triebfeder aller ihrer gegenseitigen Handlungen ist: dies ist der Geist des wechselseitigen Wohlwollens. Natur und Vernunft führen hier Hand in Hand die Menschen durchs Leben.

Hier also, im Kreise dieser Menschen aus der goldnen Zeit, wo die unverdorbene Natur frey und ungehindert waltet, findet ihr den Trieb des Wohlwollens in seiner vollen Wirksamkeit und Kraft. Bey Menschen hingegen, welche Thorheit, Laster, und grenzenlose Begier, weit über die Grenzen der Natur

 hin-

hinausführen, wo man im Menschen kaum noch den Menschen erkennet — da dürft ihr freylich nicht suchen, die menschliche Natur in ihrem ursprünglichen Zustande kennen zu lernen.

Inzwischen, so viel auch der Hang, unsre eigenen Begierden und Wünsche auf Kosten Anderer zu befriedigen, sowohl von unsrer eigenen, als von der Seite andrer Menschen, dazu beytragen mag, den Trieb des Wohlwollens zu ersticken: so ist doch nichts im Stande, ihn gänzlich zu vernichten. Nicht zu gedenken, dass wohl nicht ein einziger Mensch gefunden wird, der nicht wenigstens dann und wann bereit wäre, andern Menschen, wofern sein Egoismus nicht dabey auf irgend eine Art ins Gedränge kömmt, einen Gefallen, einen Dienst der Liebe zu erzeigen: so blicket um euch her, ob nicht ein jeder mit irgend einem Menschen näher verbunden sey, welchem er sich näher vertraue, für dessen Wohl und Weh er sich interessire, und für welchen, so beständig oder unbeständig es auch sey, sein Herz mit Liebe schlage? Ia, ohne irgend ein Wesen kann der Mensch nicht seyn, auf welches er seine Gedanken und Gefühle übertrage, mit welchem er in einer Art von wechselseitiger Freundschaft stehe, und welches ihm folglich theuer und wichtig sey: und welches kann ihm dazu willkommner seyn, als ein solches, das ihn verstehe, und an ihm Theil nehme — der Mensch?

Aus dem Triebe des Wohlwollens gehen die übrigen oben genannten Gesellschaftstriebe von selbst hervor. Sie sind gewissermaassen nur besondere Modificationen desselben, durch besondere Umstände bestimmt, und bedürfen also keiner eigenen umständlichen Erörterung. Ich meyne: den Trieb der Wohlthätigkeit, des Mitleids, der Barmherzigkeit, der Dankbarkeit.

Nichts ist natürlicher, als demjenigen Gutes zu thun, welchem man Gutes wünschet, zu dessen Unverleztheit und Wohlstand thätig beyzutragen, dessen Unverleztheit und Wohlstand eine Angelegenheit unsers Herzens ist. Nichts ist natürlicher, als bey dessen Leiden und Unglücksfällen mit zu fühlen, und zur Minderung und möglichsten Tilgung derselben bereit zu seyn, dessen Wohlbefinden einen Theil unsrer eignen Glückseligkeit ausmacht. Ia, diese Triebe des Mitleids und der Barmherzigkeit sind so stark, dass sie uns nicht selten alles das vergessen machen, was manche Menschen uns Böses zufügten, oder was wir Hassens- und Verabscheuungswürdiges an ihnen wahrnahmen, und uns selbst zur innigsten Theilnahme, und zur thätigsten Hülfsleistung derer bewegen, welche sich als unsre erbittertsten Feinde bewiesen. Nichts ist endlich natürlicher, als demjenigen wieder wohl zu wollen, der uns wohl will, demjenigen wieder wohlzuthun, der uns wohlthut, dessen Leiden und Uebel zu theilen, und denselben abzuhelfen, dessen Mitleid und Barmherzigkeit wir bey jeder Gelegenheit erfahren, mit einem Worte, — dankbar zu seyn.

Was kann aber, wenn wir auf den Zweck, oder auf die natürliche Bestimmung aller dieser Triebe, von dem des Wohlwollens bis auf den der Dankbarkeit, sehen, geschickter seyn, die Menschen mit einander zu verbinden, als jenes wechselseitige Wohlwollen, jenes gegenseitige Interesse, wodurch der Zustand, das Wohl oder Weh des Einen ein Gegenstand des Schmerzens oder des Vergnügens des Andern wird, und als jenes wechselwirkende Bestreben, einander zur Erhaltung und Erhöhung ihres Wohlstandes, und zur Verminderung ihrer Uebel und Leiden, hülfreiche Hand zu bieten? Wie sollte der Mensch nicht wünschen und suchen, mit Wesen vereinigt zu seyn, deren

Daseyn ihn erfreut, deren Wohlseyn zu befördern ihm Trieb des Herzens, deren Glück zum Theil ein Werk seiner eigenen Thätigkeit ist, und welchen seine Liebe durch Worte und Handlungen an den Tag zu legen ihn die Dankbarkeit treibt?

Diesen Zweck der Vereinigung der Menschen mit einander haben diese Triebe mit allen übrigen Gesellschaftstrieben gemein. Ein andrer aber ist ihnen eigenthümlich. Das ist der Zweck: im Kampfe gegen so mancherley Uebel, und im Streben nach den vielfältigen Gütern und Freuden des Lebens, überhaupt im Streben nach Unverleztheit und Vollkommenheit, einander durch gemeinschaftliche Hülfe dasjenige zu ersezen, was jeder Einzelne für sich nicht leisten kann.

Was ist der einzelne Mensch? Was vermag er allein gegen die unzähligen Gefahren und Uebel, die ihn täglich und stündlich umringen, und seinem Leben Verderben und Untergang drohn? Wie wenig Kräfte besizt er, um allein sich alles das zu verschaffen, was sein Herz erfreut, sein Daseyn glücklich macht, und ihn in den Stand sezt, die so viel voraussezende grosse Bestimmung seiner Natur zu erreichen? Aber die Menschen zu gemeinschaftlichem Wirken vereint — wie gross sind ihre Kräfte! Welche Herrschaft können sie sich erwerben über die ganze Natur! Wie können sie so vielen drohenden Gefahren, so vielen furchtbaren Gewalten getrost ins Angesicht sehen! Wie unzählig viele Quellen der Freude und des Wohlstands können sie sich öffnen! Wie leicht wird es ihren vereinigten Kräften, sich in den Besiz von allem dem zu sezen, was erforderlich ist, um ihren Wohlstand sicher, und ihre höhere Ausbildung möglich zu machen!

Nun vereinigt zwar schon die Noth und der Eigennuz die menschlichen Kräfte zu jenem gemeinschaftlichen Wirken, sowohl um Uebel abzuwenden, als um

sich mancherley Vortheile zu verschaffen. Der Eine bietet dem Andern hülfreich die Hand, um hinwiederum auf seinen Beystand rechnen zu können. Der Eine springt dem Andern mit seinen Kräften, mit seinen Einsichten, mit seinen Geschicklichkeiten bey, und theilt ihm mit von seinen Gütern, um dagegen an des Andern Gütern Theil zu nehmen, und auch von dessen Geschicklichkeiten, Einsichten und Kräften beliebigen Vortheil zu ziehen. Ganze Gesellschaften, ganze Klassen von Menschen, ganze Nationen treten mit einander in Bund, um mit vereinigten Kräften Uebel abzuwehren, und Vortheile zu erringen.

Aber wie wenig ist dem Menschen geholfen, der auf keine andere Hülfe, als nur auf die der Noth und des Eigennuzes Anderer zählen darf! Wie armselig ist ein Leben, das seine Annehmlichkeiten blos der fremden Noth verdankt! Wie unsicher ist ein Glück, das nichts, als fremden Eigennuz, zur Bürgschaft hat!

Wer aus Noth hilft, hilft nicht länger, als die Noth ihn drückt. Ist er eures Beystands nicht mehr bedürftig, fühlt er sich frey und mächtig: dann kehrt er euch verächtlich den Rücken, oder sezt euch übermüthig wohl gar den Fuss auf den Nacken, um mit Troz und frecher Gewalt von euch zu erzwingen, was er zuvor durch geleistete Dienste zu gewinnen suchte.

Der Eigennuz hilft und giebt nicht mehr, als er rechnen darf zu empfangen. Mit kaufmännischer Waage wiegt er Gewinn und Verlust, und lauert mit spähenden Blicken auf jede Gelegenheit, wo er nehmen möge, ohne zu geben, oder wo er mit List oder Gewalt das Eurige euch entreissen könne. Er entzweyet eben so oft, und öfterer, als er vereinigt. Sein Zweck ist nie — zu helfen, sondern nur — sich helfen zu lassen; nie — zu geben, sondern nur — zu nehmen. Krieg, Raub, Mord, Weh und Elend verhängt er

über

über alles, was seiner Habsucht in den Weg tritt, und seinen unverschämten Forderungen sich nicht fügen will.

Welches Schicksal wartet nun dessen, welchen Glück und eigne Kräfte verlassen, welcher wenig oder nichts zu geben vermag? Wer wird sich dessen Noth annehmen? Wer sich finden, um dessen Wohlstand zu befördern? — Verlassen, hülflos, elend, unbeklagt und unbeweint wird er da liegen, vom Unglück und Leiden niedergeschmettert! Gleichgiltig und kalt wird man vor ihm vorübergehn, oder unwillig ihn aus dem Wege stossen, oder grausam ihn zwingen, den traurigen Rest seiner Kräfte zusammen zu raffen — um fremder Selbstsucht als Sklav oder Lastthier zu dienen! —

Oder wenn du auch hinlänglich hast zu geben, um, was du bedarfst, dafür wieder zu empfangen, wenn selbst die Göttin des Glücks des Ueberflusses Füllhorn über dich ausschüttet, und folglich tausend raubbegierige Taugenichtse dich umlagern, dir augendienern, deinen Speichel lecken, alle deine Mienen bewachen, um einen goldnen Brocken zu erhaschen: aber keiner dir mit herzlicher Freundschaft lächelt, keiner deines Glückes sich von Herzen freut, keiner deinen Leiden, die vielleicht die Zukunft dir bereit hält, bang entgegen blicket; wenn der hämische Neid dagegen, und die hinterlistige Bosheit, und die Selbstsucht mit ihrem offnen weiten Schlunde, unaufhörlich auf der Lauer stehen, um deinen Wohlstand zu verschlingen, und dich von dem Gipfel deines Glückes in den Abgrund des Jammers und des Elends hinunterzustürzen — was ist dann, armer Sterblicher, das Glück, das du geniessest?

Wie unglücklich, wie verlassen würden wir also in tausend Fällen da stehen, wenn wir unsern Beystand

und

und Glück allein aus den Händen der Noth und des Eigennuzes erwarten dürften! Nein auf diesem magern betrüglichen Boden wächst kein heilender Balsam für alle die schmerzlichen Wunden, welche Leiden, Krankheit, Elend, Misgeschick dem menschlichen Herzen schlagen; da blühen nicht die lieblichen Blumen eines innig beglückenden Lebens!

Es bedarf also mehr, als blos der Noth und des Eigennuzes, um zu jeder Zeit Schaden und Uebel von uns abzuwehren, um in Verlegenheiten und mislichen Lagen uns zu Hülfe zu kommen, um unsern Mangel und unsre Noth in Wohlstand umzuschaffen, diesen Wohlstand zu sichern, das Leben uns lieb zu machen, den Geschmack an demselben zu nähren, unsre Kräfte dadurch in fortwährender Thätigkeit zu erhalten, und vor einem gefährlichen Hinbrüten zu schüzen, und uns überhaupt zu allem dem behülflich zu seyn, wodurch unser Streben zum höchsten Ziel einen glücklichen Fortgang gewinnt.

Nur jene sanften, uneigennüzigen Triebe des Wohlwollens, der Wohlthätigkeit, des Mitleids, der Barmherzigkeit, der Dankbarkeit, sind dieses hinlänglich zu leisten fähig; nur auf deren Hülfe und Beystand können wir in allen Lagen und Umständen unsers Lebens sichre Rechnung machen.

Ein Mensch, dessen Handlungen die Triebe des Wohlthuns und der Liebe leiten, geht nicht blos darauf aus, mit uns einen gewinnsüchtigen Handel zu treiben. Er macht unser Glück und Unglück zur Angelegenheit seines eigenen Herzens. Er wirkt und giebt, wo er's nöthig erachtet, ohne erst lange zu überrechnen, welcher Gewinn oder Verlust ihm daraus zuwachsen könne. Er begnügt sich nicht, nur unsern äussern und auffallendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Er bemerkt die innersten Empfindungen und Wünsche un-

unsers Herzens, und ist ungebeten bemüht, ihnen mit zuvorkommender Güte Befriedigung zu schaffen. Er berichtigt unsre Irrthümer, trägt mit Nachsicht unsre Fehler, und sucht sie zu verbessern. Er warnet uns mit weiser Vorsicht vor Gefahren, und zeigt uns Mittel und Wege zu einem bessern Glücke. Weit entfernt, uns zu beeinträchtigen, ist er vielmehr überall bereit, die Anschläge des Neids und der Bosheit zu zernichten, die uns zu Grunde richten, und die schändliche Verleumdung aufzudecken, die unsern guten Ruf und unsre Ehre töden will.

Wenn wir, von Dürftigkeit und Mangel bedrängt, von Krankheiten gefoltert, von Leiden niedergedrückt, von grausamen Feinden verfolgt, verachtet, verschmäht, nichts haben, womit wir Theilnahme an unsern Leiden, Linderung für unsre Schmerzen, Hülfe für unsre Nothdurft, und Beystand und Recht gegen unsre Verfolger erkaufen könnten: so ist es statt aller Vergeltung sein Mitleid, welches ihn zu unserm theilnehmenden Tröster, und seine Barmherzigkeit, welche ihn zu unserm hülfreichen thätigen Retter herbeyführt. Oder wenn, nach lange Zeit gewährtem Sonnenschein, das veränderliche Glück uns seine Unbeständigkeit beweist, und das Misgeschick mit all seiner erdrückenden Gewalt über uns herfällt — dann ist es sein dankbares Herz, welches uns den leitenden Faden zuwirft, um uns aus dem Labyrinthe des Elends wieder an das Sonnenlicht eines glücklicheren Daseyns heraus zu leiten.

Diese himmlischen Triebe sind es, durch welche Städte und Dörfer, von den furchtbaren Elementen des Feuers oder Wassers zerstört, herrlicher als zuvor aus ihren Ruinen emporsteigen; durch welche deren Bewohner, die in wenigen Stunden alles, was Fleiss und Sparsamkeit ihnen erwarb, oder was das Glück ihnen schenk-

schenkte, eine Beute der Elemente, und vor sich nichts erblicken, als Blösse, Hunger, Elend und Noth, mit ihrem ganzen traurigen Gefolge, sich gekleidet, gespeiset, getränkt, ihre Trauer in Freude, ihr Elend in neuen Wohlstand, ihre trübe Zukunft in lachende Aussichten verwandelt sehen.

Sie sind es, welche hülflosen Waisen Häuser bauen, für ihre Erhaltung und Erziehung sorgen, und in ihnen der Menschheit nüzliche Bürger schenken.

Sie sind es, welche rechtschaffene, arbeitsame, aber durch mancherley Unglücksfälle zurückgekommene Familien vor der schrecklichen Wahl, zu betteln oder zu stehlen, schüzen, und ihnen zu neuer Thätigkeit, und zu neuer Wohlhabenheit emporhelfen; welchen so manche schöne Anlage, so manches glückliche Talent, seine Entwickelung, und die Menschheit dessen herrliche Früchte verdankt.

Sie sind es, die alle jene Unglücklichen, welche Volkswuth, Partheysucht, Grausamkeit, oder auch ihre eigene Schuld und Thorheit, aus den Grenzen ihres Vaterlandes und von ihrem väterlichen Heerde vertrieb, und welche nichts mit sich bringen, als Mangel und Elend, schüzend in ihre Wohnungen aufnehmen, an ihrem Tische sie speisen, von ihrer Haabe sie kleiden, und mit schonender Güte ihnen alles dasjenige möglichst zu ersezen beflissen sind, was das Unglück ihnen entriss.

Sie sind es, welche so oft den Arm des Mächtigern zurückhalten, dass er den gedemüthigten Gegner nicht gänzlich zerschmettert; sondern, durchdrungen von Mitleid, von Grossmuth und Schonung, in dem Opfer seiner Uebergewalt noch den durch Bande der Menschheit verwandten Bruder ehrt.

Was würde aus der Menschheit werden, wenn nicht dem Geize und der Habsucht die Triebe der Liebe

und

und des Wohlthuns, wenn nicht dem Uebermuth und der Gewalt die Triebe des Mitleids und Erbarmens, und wenn nicht dem Alles verschlingenden Egoismus der Trieb der Dankbarkeit, oder alle diese Triebe zugleich und wechselsweise, so oft das Gegengewicht hielten? Wer möchte ohne sie das Leben ertragen? Wer könnte ohne sie die Süssigkeiten desselben schmecken? Wie sollte ohne sie dem Menschengeschlecht ein Fortschritt zu höherer Vervollkommnung möglich seyn?

Die Natur hat also in allen diesen Gesellschaftstrieben eine meisterhafte Wahl getroffen, da sie es nöthig fand, dieselben noch neben den Trieben der Einzelnheit ins menschliche Herz zu pflanzen. Sie sind in der That alles das zu leisten aufs vollkommenste geeignet, wozu die Natur sie schuf. Sie halten mit unauflöslichen Banden die Herzen der Menschen zusammen. Sie vereinigen, indem sie den Zustand des Einen zu einem Gegenstande des Begehrens in dem Andern machen, die in so vielen Individuen vereinzelten Kräfte auf einen einzigen Punkt. Sie geben dadurch den Menschen eine fast unwiderstehliche Kraft, um die Uebel, welche ihrem Leben, ihrer Haabe, und ihrem Wohlstand drohen, abzuhalten, und sich in den Besiz von unzähligen Gütern zu sezen; und machen, indem sie ihnen Sicherheit und Ueberfluss verschaffen, und die Wirkungen aller einzelnen Kräfte zum gemeinschaftlichen Gebrauch und Genuss zusammen bringen, es ihnen möglich, mit Erfolg und raschen Schritten an ihrer höhern Vervollkommnung zu arbeiten und zuzunehmen. Sie befördern, durch den Umtausch der Gedanken, Gefühle und Wünsche, bey jedem Einzelnen insbesondere den glücklichen Wachsthum und die schnellere Ausbildung des Verstandes und Herzens,

wecken durch den gemeinschaftlichen Leid- und Freudengenuss jede Kraft zu nachdrucksvoller Thätigkeit, und machen, dass auch jeder Trieb der Einzelnheit nun seine Segel spannt, um jeden einzelnen Menschen für sich im beflügelten Laufe in den Hafen seiner Bestimmung zu treiben.

Blicken wir nun auf alle bisher entwickelte, dem Menschen von Natur beywohnende Triebe zurück: so findet sich nicht allein, dass sie alle auf das Zweckmässigste gewählt, sondern dass auch kein einziger mangelt, welcher nöthig ist, um den Zweck zu erreichen, welchen sich die Natur bey der Bildung des Menschen vorsezte, dass er nehmlich sich selbst erhalte, und alle in ihm liegenden Anlagen entwickele und bilde, um sich immer mehr und mehr seiner höchsten Bestimmung zu nähern; ja wir können nicht anders, als mit Erstaunen, dieses Kunstwerk der Natur betrachten, welches Mensch heisst. Sehet hin auf diese Menschen! Sie sind mit rastloser Thätigkeit bemüht, sich alles das zu verschaffen, was nöthig ist, um ihren Körper in Kraft und Dauer zu erhalten, sein Wachsthum zu befördern, und seine Kräfte zu entwickeln. Sie enthalten sich nicht allein selbst, ihn zu verlezen, sie fliehen und entfernen mit grosser Anstrengung auch alles, was ausser ihnen demselben Gefahr und Vernichtung droht. Sie gehen zu diesen Zwecken mit Andern ihres Geschlechts gesellschaftliche Verbindungen ein. Sie erbauen sich Wohnungen, verfertigen sich Kleider, erwerben sich Besiz und Ueberfluss, und bringen, selbst ein Kunstwerk, die bewundernswürdigsten Kunstwerke hervor. Sie sammeln unzählige Kenntnisse ein, erbauen Wissenschaften, dringen mit spähenden Blicken in die Geheimnisse der sie umgebenden Natur, und

versuchen mit ihrem Verstande selbst eine Welt zu erklimmen, die keiner ihrer Sinne zu vernehmen vermag. Sie geben endlich sich selbst Geseze, und streben zum Theil mit fester Kraft, sie in Ausübung zu bringen.

Was ist es denn, was sie zu allen diesen Dingen in Bewegung sezt? Haben sie vielleicht selbst vor ihrem Daseyn, oder mit ihrem Entstehen sich diesen Plan entworfen, und ist er also eine Wirkung ihres eigenen ausgeführten Vorsazes?

Sie treten in die Welt ohne Bewusstseyn, sie fangen an, ihn auszuführen, ehe sie sich selbst bewusst werden, dass sie es thun, und die meisten Menschen sind zur Ausführung desselben thätig, ohne es sich in ihrem ganzen Leben vorzusezen, ohne ihn je zu einem Gegenstande ihrer eignen Wahl zu machen. Es ist lediglich die unsichtbare Hand der Natur, die sie leitet, oder bestimmter, es ist nichts als Gefühl und Begierde, dieses einfache Mittel, dessen sich die Natur bedient, um auf die bewundernswürdigste Weise sie zu allen diesen Zwecken in Thätigkeit zu sezen.

Inzwischen so bewundernswürdig das schon ist, was die Menschen thun, so viel sie auch in der That schon sind, durch die Wirksamkeit ihrer natürlichen Triebe: so fehlt doch noch sehr viel, um alles das zu seyn, was sie, bloss vermöge dieser Triebe, seyn könnten und sollten.

Ein himmelweiter Unterschied findet sich zwischen dem Menschen, was er, betrachtet nach seinen ursprünglichen Anlagen, und was er betrachtet nach dem ist, wie die wirkliche Erfahrung ihn darstellt. Wären alle ihm eingepflanzten Triebe nach ihrer wahren natürlichen Bestimmung, und nach einem richtigen Verhältniss in ihm thätig: so würde er nie durch eigene Schuld seine Gesundheit verderben, und sein Leben

ver-

verkürzen; so würde er nie durch eigene Schuld in Mangel und Elend gerathen; so würde ein jeder so verständig, so gebildet seyn, und einen so grossen Vorrath von guten Einsichten und Kenntnissen besizen, als ihm seine ihm verliehenen Kräfte, und seine von ihm unabhängigen Umstände verstatten; so würde ein jeder der Tugend und Wahrheit mit ernstem, ununterbrochenem Eifer nachstreben, und die Menschen würden durchaus, schon allein durch den Einfluss ihrer ursprünglichen Triebe, nicht nur die bewundernswürdigste, sondern auch die erhabenste und liebenswürdigste Gattung von Wesen seyn.

Allein bey all diesem Scheu vor Krankheit, vor Gefahr und Elend, bey all diesem heftigen Streben nach Gesundheit, nach Sicherheit, und nach den mannichfaltigsten Mitteln zur Erhaltung ihres Daseyns und ihrer Wohlfahrt, rennen sie doch so häufig aus allen ihren Kräften in die schrecklichsten Gefahren, stürzen sie sich aus eigener Verschuldung so oft in Krankheit und Elend, verkürzen sie sich so häufig auf muthwillige Weise das Leben. Bey allen ihren natürlichen Trieben nach Kenntniss und Einsicht zeigen sie sich doch so leer, stecken sie doch so tief in Unwissenheit, laufen so ämsig Irrthümern nach, und nehmen sie so eifrig in Schuz; bey all ihrem Verlangen, klug, vernünftig, scharfsinnig, weise, und voll von Vorzügen zu seyn, sind sie es doch so wenig, und geben so wenig sich Mühe, es wirklich zu werden; bey allen ihren Gefühlen nnd Trieben nach sittlicher Güte, nach Weisheit und Tugend, geben sie doch so häufig die empörendsten Scenen von Thorheit, von Verbrechen und Lastern.

Wie geht es denn nun zu, dass die Menschen so weit entfernt bleiben von dem grossen, vortrefflichen Ziele, welches die Natur ihnen vorsteckte, und zu

welchem sie hinzuleiten sie dieselben mit so vielen zweckmässigen Trieben begabte? Was ist denn das, was die Wirksamkeit dieser schönen und wohlthätigen Triebe hindert, oder was sie verkehrt? — Was kann für den Menschen zugleich interessanter und wichtiger, was seiner Aufmerksamkeit würdiger seyn, als die Untersuchung dieser Fragen? Wir werden ihnen um so bereitwilliger nachforschen, da sie so innig mit unserm gegenwärtigen Plane verflochten, und bisher noch so wenig planmässig untersucht worden sind. Also:

2.

Wie, und wodurch entartet der Mensch?

oder

Entartung der ursprünglichen Triebe des Menschen, und Entwickelung der vornehmsten Ursachen derselben.

Um vor allen Dingen einen bestimmten Begriff von der Entartung des Menschen zu geben: so verstehe ich darunter: jede, der wahren, im vorigen Abschnitt entwickelten, Bestimmung der Naturtriebe, der Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung, widerstreitende Richtung des menschlichen Strebens; und mein Zweck ist daher für jezt, diese mannichfaltigen falschen Richtungen zu zeichnen, und die Ursachen derselben zu entwickeln.

Die Ursache, warum die so schönen und wohlthätigen Triebe der Natur des Menschen so leicht und so häufig entarten, und ihre grosse Bestimmung verfehlen, muss entweder in oder ausser ihm, oder in und ausser ihm zugleich liegen; und lezteres ist in der That der Fall.

Man erwarte hier inzwischen keine Untersuchungen über Erbsünde, oder über ein radikales Böses in der

der menschlichen Natur, sofern man darunter eine moralische Verderbniss der Menschennatur, oder einen in ihr gegründeten bestimmten Hang zum Bösen versteht. So wenig der Mensch eine Neigung hat, sich Uebel und Leiden zuzuziehen, wenn er sich deren gleich so viele zuzieht, so wenig hat er auch eine Neigung, Böses zu thun, wenn er dessen gleich so vieles thut. Ohne einen bestimmten natürlichen Hang des Menschen zum Bösen anzunehmen, ergeben sich seine mannichfaltigen unleugbaren Verirrungen sehr natürlich theils aus der wesentlichen Einrichtung seiner ihren ursprünglichen Anlagen nach so schönen Natur, theils aus der ihr unvermeidlichen Entwickelung derselben. Die menschliche Natur ist ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach noch immer das, was sie von Anbeginn war, weder besser, noch schlimmer. Sie ist bestimmt, aus ihrer ursprünglich ihr anhaftenden Unvollkommenheit sich allmälich durch sich selbst zur Vollkommenheit empor zu arbeiten; und wenn die Natur heute dem Menschengeschlecht ein Ende machte, und aus dem Schoosse ihrer Allgewalt ein neues hervorgehen liesse: so würde es, wofern es ein Menschengeschlecht wäre, dieselben Mängel, Fehler und Verirrungen zeigen, die das gegenwärtige vom Anfange her zur Schau ausstellte. Das Böse, als solches, ist nicht Werk der Natur, sondern Werk der Freyheit. Wie darf man also jener auf die Rechnung schreiben, was nur diese verschulden kann? Was dem Menschen anhaftet, als Werke der Natur, ist Mangel und Unvollkommenheit, nicht Schuld; und was nicht verschuldet ist, kann man, im sittlichen Verstande, nicht böse nennen. Doch, was hiervon zu urtheilen sey, wird sich aus den nachfolgenden Untersuchungrn von selbst ergeben. Also *a*) von den unmittelbar in dem Menschen selbst, oder in der ursprünglichen Einrich-

tung seiner Natur liegenden Ursachen seiner Entartung.

Es scheint sich zu widersprechen, dass dieselbe Natur, welche nach dem, wie sie in den bisherigen über sie angestellten Untersuchungen erschien, durchaus so beschaffen ist, dass sie die gesammte Thätigkeit des Menschen allein zum Guten lenkt, doch auch, wenigstens zum Theil, den Grund zu den diesem gerade entgegen gesezten Richtungen enthalten soll, welche sie in der Erfahrung zeigt. Allein der Widerspruch löst sich bald, wenn wir die ursprüngliche Einrichtung derselben noch einmal scharf ins Auge fassen. Ich habe schon einmal die Bemerkung gemacht, und es liegt auch für sich am Tage, dass es nur zweyerley Bestimmungsgründe des menschlichen Willens giebt, nehmlich: Grundsäze und Regeln der Vernunft, und sinnliche Begierden. Träte der Mensch sogleich mit vollem Bewusstseyn auf den Schauplaz der Welt, wäre seine Vernunft gleich bey seinem Eintritt ins Daseyn vollkommen entwickelt, und deren Geseze und Regeln sogleich hinlänglich, um seinen Willen zu bestimmen: so bedürfte es keiner sinnlichen Triebe; so würden sie wenigstens zu keiner überwiegenden Herrschaft gelangen, und keine Unordnung unter ihnen entstehen; so würde keine Verderbniss und keine Entartung des Menschen Statt finden; so würde er, moralischer Seits, so fort das seyn, was er seyn soll. Sein ganzer Zustand, und der ganze Zweck seiner Natur würde sogleich in lichten Farben vor seiner Seele stehen, er würde sogleich das Wahre von dem Falschen, das Nüzliche von dem Schädlichen, das Gute von dem Bösen unterscheiden, und das Eine wählen, und das Andere verwerfen. Aber so ist es nicht. Der Mensch erscheint auf der Welt, und er weis so wenig von sich selbst, als von den Dingen, die um ihn her da sind. In ihm schlummern

mern viele und grosse Kräfte; er ist vielleicht gemächt, mit seiner tiefen Weissheit dereinst die Völker zu erleuchten, oder mit seinem Muth und mit seinem unternehmenden Geiste die halbe Welt zu erschüttern: aber er kennt weder diese seine Kräfte, noch den Gebrauch, den er davon machen kann, noch den Zweck, wozu er sie anwenden soll. Ia die Kräfte, durch welche er selbstthätig werden kann, bedürfen selbst erst der Uebung, um ihn zur Selbstthätigkeit tüchtig zu machen. Ein eigener Entschluss ist also jezt nicht gedenkbar, um seine Kräfte und Anlagen zu ihren verschiedenen Zwecken in Bewegung zu sezen; keine Muskel vermag der neugebohrne Weltbürger aus eignem Vorsaz zu bewegen. Es bedarf also einer Triebfeder, die unabhängig von dem Willen, und selbst ohne das Bewusstseyn des Menschen, sein ganzes Wesen von selbst mit unwillkührlicher Gewalt in Thätigkeit bringe *). Diese Triebfeder ist, wie im Vorhergehenden ausführlich gezeigt worden ist, Begierde und Abscheu, welche selbst wieder durch Gefühle der Lust und Unlust, die sein eigener Zustand und die umgebenden

 Dinge

*) Daher kömmt es auch, dass sich, wenn der Mensch endlich, um so zu reden, zur Persönlichkeit erwachsen, oder moralisch mündig geworden ist, auch bey dem lautersten Willen immer sinnliche Triebfedern in die Willensbestimmung mischen. Der ursprüngliche, und darum unvertilgbare Hang nach dem Angenehmen lenkt, auch ohne dass wir es wollen, unsere Gedanken immerfort auf die guten oder übeln Folgen unsrer Handlungen, und wir können so wenig davor, als wir davor können, dass uns das Gedächtniss, auch wider unsern Willen, diesen oder jenen Gegenstand bey Gelegenheit zum Bewusstseyn bringt; und den Menschen um jenes Umstandes willen unsittlich oder böse nennen zu wollen, ist eben so seltsam, als ihn anklagen, dass er ein Gedächtniss habe.

Dinge erzeugen, aufgeregt werden. Abscheu und Begierde ist es, was den Säugling treibt, aus der Mutter Brust die nährende Milch zu saugen; Abscheu und Begierde ist es, was den klagenden Ton seiner Stimme wecket, so oft irgend ein Leiden die Hülfe seiner Versorger heischt; Abscheu und Begierde ist es, was das immer behender werdende Spiel seiner zarten Glieder erregt; was ihn reizt, sie immer mehr und mehr zu üben, durch Uebung sie zu stärken, und von ihnen endlich einen willkührlichen, einem starken Widerstande trozenden Gebrauch zu machen; Abscheu und Begierde ist es, was den denkenden Geist zuerst aus seinem Schlummer weckt, was ihn reizt, die Dinge um ihn, und sich selber zu bemerken, was ihn spornt, sich Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, was, mit einem Worte, alle seine Kräfte und Anlagen thätig macht und entwickelt, und ihm unablässig, und meistentheils ohne dass er sich dessen selbst bewusst ist, als Sporn zu seiner Erhaltung und weitern Vervollkommnung dient.

Dieses natürliche und unaufhörliche Streben, angenehme Empfindungen zu erhalten und sich zu verschaffen, und die entgegengesezten zu entfernen, ist also die Bedingung, auf welcher die Möglichkeit der Erhaltung und Entwickelung des Menschen von dem ersten Augenblicke seines Daseyns an beruht, und ohne welche er selbst auf einer beträchtlichen Stufe seiner Ausbildung augenblicklich stille stehen, und in sein voriges Nichts zurücksinken würde. Aber eben dieses Streben, welches die erste und nie entbehrliche Triebfeder zu allen zu erwerbenden Vorzügen und Vollkommenheiten des Menschen, welches das nothwendige Vehikel ist, dessen sich die Natur bedienen muss, um dem Menschen allmälig bis zu den Höhen seiner eigentlichen Bestimmung empor zu helfen, ist auch die erste,

unver-

unvermeidliche, und reichhaltigste Quelle von allen den Verirrungen, Fehltritten, und Gebrechen, welche ihn so sehr entstellen; und die Natur musste entweder überall den Plan aufgeben, Menschen zu schaffen, oder sie musste es geschehen lassen, dass sie alle die Unvollkommenheiten, Mängel, und Gebrechen an sich trügen, welche in der That ein jeder mehr oder weniger an sich trägt.

Sollte Begierde und Abscheu die Triebfeder seyn, welche den Menschen zu aller nöthigen Thätigkeit unfehlbar bestimme: so musste sie, wie sie es denn thut, mit grosser, nachdrucksvoller und unablässiger Gewalt auf ihn wirken. Was kann aber hiervon anders die Folge seyn, als dieses: dass er überall und alles Unangenehme auf das heftigste verabscheut und zu entfernen, und dass er überall und unaufhörlich das, was ihm angenehm ist, zu erhalten und sich zu verschaffen strebt? Er kann nicht, wie die Natur, dasjenige, wozu das Angenehme ihm blos als Mittel, und die Begierde blos als Triebfeder dienen soll, als Zweck vor Augen haben: er kennt ja sogar lange Zeit diesen Zweck noch nicht. Das Angenehme wird ihm folglich selbst zum Zweck, welchen er, wo es von Seiten der Pflicht erfordert wird, auch dann nicht gänzlich, oder doch nur mit grosser Anstrengung aufzugeben vermag, wenn die Vernunft in ihm vollkommen entwickelt, und zu ihrem gesezgebenden Ansehn gelanget ist. Er sucht also von Natur blos das, was ihm angenehm ist; er strebt lediglich, und ohne Aufhören nach Genuss. Dieses Streben äussert sich aber vermöge seiner Natur auf dreyerley Weise. Erstlich: Der Mensch strebt, alles, was ihm unangenehme Gefühle verursacht, oder angenehme raubt und schmälert, möglichst zu vermeiden und zu entfernen. Zweytens: Er strebt, diesen Ge-

nuss möglichst zu erhöhen, zu verlängern, und zu erweitern. Drittens: Er strebt, sich denselben auf jede mögliche Weise, und mit möglichster Vermeidung alles Unangenehmen zu verschaffen, so, dass er sich gleichsam als den Mittelpunkt alles Daseyns betrachtet, alles als Mittel zu seinem Zweck behandelt, und ihm nur in so fern einen Werth beylegt, als es zu diesem Zwecke taugt oder dient, wodurch der entschiedenste, aber mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbundene, Egoismus entsteht.

Um einen bestimmten Leitfaden zu haben, an welchem wir mit unsern Gedanken in der nachfolgenden Untersuchung fortgehen können: so wollen wir jeden dieser drey Fälle, in welchen sich das natürliche angebohrne Streben des Menschen nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande äussert, einzeln unsrer Betrachtung unterwerfen, um zu sehen, wie sich der Mensch dadurch von dem rechten Wege seiner natürlichen Bestimmung verirre. Also:

α) Der Mensch strebt, alles, was ihm unangenehme Gefühle verursacht, oder angenehme raubt und schmälert, möglichst zu vermeiden und zu entfernen. Alles, was dem Menschen Genuss gewährt, ist ihm ein Gut; alles, was ihn des Genusses beraubt, oder ihm gar geradezu unangenehme Gefühle verursacht, ist ihm ein Uebel, und zwar in der einen Rücksicht ein negatives, in der andern ein positives. So entstehen also, durch die natürliche Einrichtung des Menschen selbst, nach welcher er, um zu den von der Natur beabsichtigten Zwecken in Thätigkeit gesezt zu werden, durch gewisse Gegenstände und Zustände angenehm oder unangenehm afficirt wird, für den Menschen Güter und Uebel. Der Besiz von jenen, oder vielmehr der dadurch begründete

dete Gemüthszustand, ist Glückseligkeit; das Behaftetseyn mit diesen, oder vielmehr der dadurch begründete Gemüthszustand, ist Unglückseligkeit, und in einem hohen Grade Elend. Jenen nennen wir, nach seinen verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit, der Stärke, der Innigkeit, der Dauer und des Umfangs, Vergnügen, Fröhlichkeit, Wonne, Entzücken, Seligkeit; diesen, ebenfalls nach Maasgabe jener verschiedenen Grade, Schmerz, Leid, Betrübniss, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung. Alles Streben des Menschen, sofern es von ihm selbst bezwecket wird, hat nun von Natur — ohne den frey bestimmenden Einfluss rein sittlicher Grundsäze, als von welchen in dieser Untersuchung gänzlich abstrahirt werden muss — kein anderes Ziel, als einerseits sich in jenen Zustand zu versezen, und sich darin zu befestigen, und andrerseits diesen abzuhalten, oder sich davon zu befreyen. Er ergreift daher mit Begierde alles, was ihm ein Gut dünket, und sucht es fest zu halten, auf welche Art auch beydes geschehe; und er flieht im Gegentheil, und feindet alles an, was ihm ein Uebel scheinet. Auf diesen beyden Wegen, nach welchen hin alles menschliche Streben von Natur seine Richtung nimmt, müssen sich folglich auch alle die Fehler, Gebrechen, und Laster vorfinden lassen, mit welchen der Mensch sich beflecket.

Da es nun gewisse ursprünglich im Menschen sich äussernde Gemüthsbewegungen und Triebe sind, durch welche er dasjenige, was ihm unangenehme Gefühle verursacht, so wie diese selbst, zu vermeiden und zu entfernen zu allererst angetrieben wird; so werden es auch dieselben seyn, von welchen aus die verschiedenen falschen Richtungen beginnen, welche sein Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, oder nach ungestörtem Genuss, und also

zu-

zunächst nach Vermeidung und Entfernung alles dessen, was diesen Genuss vermindert, oder geradezu unangenehme Gefühle erwecket, von dieser Seite nimmt. Richten wir jezt unsern Blick zurück auf diejenigen Gemüthsbewegungen, welche wir oben als solche kennen gelernt haben, die die Natur aus der Absicht in dem Menschen entstehen lässt, um ihn anzutreiben, dasjenige, was ihn verlezt, oder zu verlezen droht, zu fliehen und zu entfernen: so sind es: Furcht, Angst, Schrecken, Zorn, Rache, Schmerz und Abneigung vor überspannter Thätigkeit. Diese alle haben zwar zunächst und vornehmlich die Bestimmung, die physische Natur des Menschen in ihrer Kraft und Unverleztheit zu erhalten; allein sie äussern auch ihren Einfluss auf seinen gesammten Zustand, auf sein ganzes Thun und Wesen.

Lasst uns nun im Einzelnen sehen, wie diese verschiedenen Gemüthsbewegungen über ihre natürlichen Grenzen hinausschweifen, dadurch den Menschen entstellen, und ihn zu so mancherley Fehltritten, und zu den unnatürlichsten Verbrechen hinreissen.

Die Furcht, mit ihren Modificationen, der Angst und dem Schrecken, ist bestimmt, den Menschen auf obwaltende Gefahren aufmerksam zu machen, und ihn zu spornen, vor ihnen auf der Huth zu seyn, und ihnen zu entfliehen, falls seine Kräfte nicht zureichen, sie zu überwinden. Wie weislich die Natur diese Triebfeder in das Herz des Menschen pflanzte, das wird einem jeden einleuchten, der nur mit flüchtigen Blicken die Wichtigkeit oder Nothwendigkeit derselben erwägen will. Wie unzählig viele Gefahren drohen nicht fast jeden Augenblick dem Leben, der Gesundheit, und überhaupt dem Wohl oder der Integrität des Menschen? Wie würde er also nicht jeden Augenblick eine Beute des Todes und des Elends seyn, wenn er blindlings in

jede

jede Gefahr sich stürzte, und wenn nicht eine mächtige Bewegung in seinem Herzen seine Blicke auf jene Gefahren lenkte, und ihnen auszuweichen oder zu entfliehen ihn spornte? Dies ist aber auch die Grenzlinie, welche der Plan der Natur dieser Gemüthsbewegung zog: sie soll den Menschen aufmerksam machen auf Gefahren, sie soll ihn zur Behutsamkeit bewegen in seinen Handlungen und Unternehmungen, sie soll ihn reizen, dem, was ihm schaden will, auszuweichen, oder es zu fliehen, wenn er nicht Kraft genug besizt, demselben zu widerstehen und es zu überwinden; aber sie soll ihm nicht den Muth, die Fähigkeit benehmen, von seinen Kräften, wo es thunlich ist, zum Widerstand und Kampf Gebrauch zu machen. Dies unterbleibt auch in der That bey unbedeutenden Gefahren, wo der zu befürchtende Verlust gering, oder der Mensch von seiner Seite im Gefühl von offenbar überwiegenden Kräften ist. Aber ist der Ausgang ungewiss, ist die Gefahr sogar den Kräften des Menschen überlegen, oder findet auch nur der Anschein einer möglichen Niederlage von Seiten des Leztern Statt, dann tritt mit überlegener Gewalt das Streben nach gänzlicher Unverleztheit, nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustand ins Spiel. Die Vorstellung einer möglichen Verlezung, die der gefährliche Gegenstand verursacht, ist mit diesem Streben im offenbaren Widerstreit, und erzeugt also einen sehr unangenehmen Gemüthszustand. Sich dessen zu entledigen, flieht der Mensch den Gegenstand. Der Eindruck davon aber fasst im Gedächtniss einen festen Plaz. Die Einbildungskraft bildet sich nach der Analogie der gemachten Erfahrung viele ähnliche Gefahren, und dieses um so mehr, je grösser die Gefahr, und je stärker also der Eindruck war. Zu diesen allen gesellt sich jene Vorstellung einer möglichen Verlezung, folglich jener Widerstreit mit dem Stre-

Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, folglich jenes unangenehme Gefühl, folglich ein heftiger Abscheu vor demselben. Der Mensch will nun nicht blos die in jedem wirklich gegebenen Falle angedrohte Verlezung, er will auch das unangenehme Gefühl, welches durch dieses Androhen in ihm verursacht wird, vermeiden, er will frey seyn von jeglicher Gefahr; und es entsteht in ihm eine gewaltsame übertriebene Scheu *) vor aller Gefahr, und eine Unfähigkeit, von seinen Kräften zum Streit und Kampf mit einer solchen Gebrauch zu machen, die Furchtsamkeit und Zaghaftigkeit. Er meidet nicht blos da die Gefahr, wo er Widerstand zu leisten oder zu siegen wirklich ausser Stande, und das Ausweichen das beste ist: sondern auch da, wo er zum Kämpfen und möglichen Siegen wirklich Kraft genug besizt, und wo das Ausweichen der Klugheit und Pflicht widerstreitet. Das ängstliche Bestreben, der Gefahr zu entgehen, macht ihn blind und mistrauisch gegen seine Kräfte, und folglich unfähig, sie zu gebrauchen, macht ihn zaghaft.

Da von der deutlichen Einsicht in die Entstehungsart dieser Leidenschaften, oder dieser falschen Richtungen der Furcht, die richtige Beurtheilung derselben abhängt: so wird es nicht undienlich seyn, sie noch etwas schärfer zu entwickeln.

Ein Gegenstand droht mir Gefahr, heisst nichts anders, als: es besizt eine auf mich zielende, oder doch leicht möglicher Weise sich gegen mich kehrende Kraft, deren Wirkungen, wenn sie mich träfen, meinen Zustand, den ich, und so fern ich ihn zu erhalten stre-

*) Daher auch in unsrer Sprache der Ausdruck: Schüchternheit.

strebe, — wäre er auch nur noch ein Gegenstand meiner Wünsche und Hoffnungen — verändern, d. i. mich verlezen würden. Es liegt mithin schon in der Natur dieses Strebens, eine solche Veränderung nicht zuzulassen; weil es dieselbe, als etwas ihr geradezu entgegengeseztes, unbedingt ausschliest. Die Vorstellung von dieser bevorstehenden Veränderung meines Zustandes, oder vielmehr diese selbst ist also offenbar im Widerstreite mit meinem Streben nach Erhaltung desselben, nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, und erzeugt folglich ein sehr unangenehmes Gefühl, dessen ich mich zu entledigen strebe, dieses aber nicht anders vermag, als durch Entfernung oder Meidung des Gegenstandes, wodurch es verursacht wird. Nun sind vorerst zwey Fälle möglich: entweder ich besize die Kraft, dem Gegenstande zu widerstehen, und ihn zu überwinden, oder nicht. Im ersten Falle, wenn nicht der Zorn, der hier im Allgemeinen von der Natur zum Secours bestimmt ist, meine Kraft zum Kampfe reizt, kömmt es darauf an, welches von beyden einen grössern Aufwand von Kraft, eine grössere Anstrengung erfordert, ob der Kampf, oder die Flucht; und ich entschliesse mich, weil ich jede dazu nöthige Anstrengung, als eine ebenfalls erzwungene Veränderung meines Zustandes, scheue, zu dem, welches die geringste heischet. Im andern Falle ergreife ich, wenn's möglich ist, jederzeit die Flucht.

Dies ist der Vorgang der innern Thätigkeit meines Gemüths in einem wirklich, besonders zum erstenmal, gegebenen Falle einer Gefahr; und dieser ist im Ganzen auch in seiner Orduung, und sehr heilsam. Bey diesem einzelnen Falle nimmt es nun aber nicht sein Bewenden; sondern da das Andenken an denselben in dem Gemüthe zurückbleibt, da die Einbildungskraft ihn immer lebhaft nachmahlet, und dazu noch viele ähnliche, meistens

im

im vergrösserten Maasstabe bildet: so entsteht unfehlbar ein Streben, nicht blos in einem wirklich gegebenen Falle die angedrohte unangenehme Veränderung meines Zustandes, sondern auch das aus der Vorstellung einer solchen möglichen oder angedrohten Veränderung entstehende unangenehme Gefühl, die Furcht, und folglich überall jeden dieselbe verursachenden Fall zu meiden. Werde ich aber demohngeachtet in einen solchen Fall gesezt: so muss natürlich mein Bestreben, beydes, von der Furcht, und von der angedrohten Veränderung meines Zustandes frey zu bleiben, um so stärker und mächtiger werden, da es schon zuvor so wirksam war. Es füllt dann meine ganze Seele; ich habe keinen andern Gedanken, als das zu erwartende Uebel, und das Bestreben, demselben zu entgehen; ich vergesse meine Kräfte, ihm zu widerstehen, und bin folglich unfähig, mich ihrer zu bedienen; ich befinde mich in dem Zustande einer grossen oder gänzlichen Verwirrung. Im ersten Falle bin ich furchtsam; im andern bin ich zaghaft; in beyden aber ist nichts anders, als das Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, die wirkende Ursache.

Diese immer rege heftige Scheu vor Gefahr, dieses immerfort wirkende Streben, von aller Gefahr frey zu seyn, entzündet dann überall, wo wir uns nicht vollkommen sicher wissen, unsre Einbildungskraft, und macht, dass wir Gefahren sehen, wo keine sind, oder dass wir sie in einem übertriebenen Lichte erblicken.

Der nachtheilige Einfluss der Furchtsamkeit, von welcher die Zaghaftigkeit nur ein erhöheter Grad ist, erstreckt sich fast über alle unsere Handlungen, und zieht eine grosse Menge von Schwachheiten und Fehlern nach sich. Sie äussert ihre Wirkungen nicht blos bey solchen Dingen, die unserm Leben und unserm physischen Wohlseyn, sondern auch bey solchen, die

unsrer Glückseligkeit überhaupt gefährlich scheinen. Sie hindert uns, von unsern Kräften Gebrauch zu machen, um Gefahren und Uebel abzuwenden, und stürzt uns in dieselben, an Statt, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, uns vor denselben zu schüzen. Sie zieht und schreckt uns oft von wichtigen Unternehmungen, deren Erfolg aber ungewiss ist, zurück, indem sie die damit verknüpften Gefahren und Uebel vergrössert, oder uns mit einem zu heftigen Abscheu gegen dieselben erfüllet. Sie bringt dadurch nicht allein uns selbst um so manches Gut, sie hält uns auch ab, Andern in Gefahren beyzuspringen, ihnen zur Erlangung manches Vortheils behülflich zu seyn, und so manche Pflicht zu erfüllen, deren Ausübung von Gefahren und Uebeln nicht frey seyn kann.

Wie oft war das allgemeine Unglück und Elend ganzer Nationen oder anderer grosser Gesellschaften von Menschen nicht die Wirkung der Zaghaftigkeit dessen, der an der Spize ihrer Unternehmungen stand? Wie immer, so sind auch hier die Wirkungen im Grossen und bey öffentlichen Angelegenheiten am auffallendsten und verderblichsten. Aber auch im Kleinen und im unbemerktern Leben des Privatmanns sind sie von grosser Wichtigkeit. Welch ein armseliges verächtliches Ding ist das Leben eines Menschen, der, wie es das Loos der Sterblichen mit sich bringt, jeden Augenblick von Gefahren und Uebeln bedroht, vor jedem kleinen Unfall in Furcht und Zittern schwebt? Wie mag ein solcher irgend eine Freude, ein Gut mit ruhigem Herzen geniessen, wenn ihn, wie ein nächtliches Gespenst, überall die quälende Vorstellung, es sich entrissen zu sehen, verfolgt? Wie mag er sich seiner Gesundheit freuen, wenn er ewig vor Krankheiten, wie seiner Güter, wenn er ewig vor Räubern und Unglücksfällen, und wie seiner Ehre, wenn er stets vor

der Verleumdung und Kabale zittert? Wie mag er, wenn nun alle diese und andere Feinde seiner Glückseligkeit sich wirklich in Bereitschaft sezen, um ihre Macht an ihm zu versuchen, ihnen mit hellem und richtigem Blick ins Angesicht sehen, und, um ihren Streichen auszuweichen oder sie abzuwenden, mit nüchterner Beurtheilung die zweckdienlichsten Maasregeln ergreifen, und mit wirksamer Kraft sie in Ausübung bringen? Wie mag er seine Familie schüzen, wie sein Haus und seine Geschäfte gut und sicher leiten, wie alle seine Obliegenheiten als Mensch, als Bürger, und was er sonst nach seinen Verhältnissen vorstellen soll, genau und treu erfüllen, wenn gleichsam jeder Windstoss ihn aus dem Gleichgewicht und aus der Fassung bringt?

Ein Beruf, ein Geschäft, eine Lage ist zwar immer mehr und von grössern Gefahren umringt, als die andere, sie bedarf also auch mehr Muth, und der Mangel desselben wird hier auffallender und verderblicher: aber es ist keine, die dessen ganz entbehren könnte. Muth ist nicht blos eine nothwendige Eigenschaft des Kriegers und Helden; er ist jeglichem Menschen nöthig, um seine Handlungen und Unternehmungen, welcher Art sie auch seyen, zu unterstüzen: und ein Handelsmann braucht oft nicht weniger Muth, um in eine gewagte Spekulation einzugehen, oder ein Mensch überhaupt, um eine bösartige Leidenschaft zu besiegen, als ein Feldherr, um dem Feinde eine Schlacht anzubieten.

Wissenschaften und Künste scheinen den nachtheiligen Wirkungen der Furchtsamkeit und Zaghaftigkeit am wenigsten unterworfen zu seyn; und doch ist ihnen ein gewisser Muth so unentbehrlich, wie jedem andern Geschäfte, das Menschen verrichten mögen. Nie wird ein muthloser Künstler ein grosses Werk vollenden,

und

und Klopstock hätte ohne jene Kühnheit, mit welcher er als Knabe die gewagtesten Jugendstreiche ausführte, wohl nie seine unsterbliche Messiade geschrieben *). Ein zaghafter Denker wird nie zu grossen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit gelangen. Jene kühnen Sprünge des Geistes von der gebahnten Heerstrasse geltender Meynungen in ein Gebiet von neuen Ideen und Wahrheiten, wo noch nie der Fuss eines Forschers wandelte, wo ein neues ungewohntes Licht das Auge blendet, in welches herüber tausend Waffen der Verfechter der alten verlassenen Heerstrasse drohend blizen, wo wir selbst ob der neuen Dinge unsern Augen kaum zu trauen wagen — diese gelingen einer kleinen furchtsamen Seele nicht. Noch weniger ist eine solche gemacht, dem Irrthum, dem Vorurtheil, dem Aberglauben ihre geheiligte Maske öffentlich abzuziehen, sich dadurch mit dem Neid, mit dem beleidigten Stolz und mit der Rechthaberey der Zunftgelehrten, mit der Hab- und Herrschsucht geistlicher und weltlicher Despoten, und mit den Lästerungen und mit der blinden Verfolgungswuth des gereizten irregeführten Pöbels in den gefährlichsten Kampf einzulassen, und Freyheit, Güter, Ehr' und Leben auf das unsicherste aller Spiele zu sezen — ein Schicksal, welchem diejenigen selten entgiengen, welche es wagten, die Wahrheit aus ihrem schimpflichen Dunkel zu ziehen, und sie geheiligten Irrthümern, Vorurtheilen, und schändlichen Misbräuchen gegenüber offen und unverhüllt vor die Augen der Welt zu stellen. Wo das Licht der Wissenschaft und Wahrheit am meisten verfinstert ist, und folglich der dienstbeflissenen Forscher, die das dichte Dunkel zerstreuen, am nöthigsten bedarf, da gerade ist es

 auch

*) S. Cramers Klopstock Er und über Ihn.

auch am allergefährlichsten, den verhüllenden Schleyer wegzuziehen. Wohlgemuth und ungefährdet wandelt das Laster, die Thorheit, die Arglist, die Goldgier und die herrschende Willkühr unter dem schüzenden Rabenfittich der Unwissenheit, und wehe dem redlichen Wahrheitsprediger, der Licht in diese Finsterniss trägt! Das ganze abscheuliche Heer der Thoren und Bösewichter, der Verführer und Verführten, deren Lächerlichkeiten, Schandthaten und verruchte Anschläge sein Licht beleuchtet, stürmen wüthend auf ihn ein, und es muss ein seltner Schuzgeist über seinem Leben walten, wenn er nicht mit dem schimpflichsten Verlust desselben endigen soll. Man durchlaufe nur mit flüchtigen Blicken die Geschichte der Wissenschaften und ihrer vornehmsten freymüthigen Bearbeiter, und lasse sein Auge vorzüglich auf solchen Epochen derselben ruhen, wo ein neuer Stoss sie aus den Sümpfen der Unwissenheit und verjährter Irrthümer emportrieb: so wird man — wenn ich auch vieler anderer Fälle, und unter andern zum Beyspiel der vielen zurückschreckenden Gefahren nicht erwähne, die denjenigen treffen, welcher, zur Erweiterung der Natur- und Völkerkunde, wüste unwirthbare Gegenden bereist, und sich unter rohe unbekannte Völkerschaften wagt — so wird man, sage ich, schon hieraus zur Genüge sehen, wie nöthig den Wissenschaften Muth und Unerschrockenheit, und wie nachtheilig und verderblich ihnen die Furchtsamkeit sey.

Alle menschliche Dinge haben eine bis zum Erstaunen mächtige Tendenz zur Gewohnheit. Meynungen, Sitten, Einrichtungen und Verfassungen aller Art, wenn sie einmal das Scepter der Giltigkeit errungen haben, sind dann auf eine lange Zeit ihrer Herrschaft sicher. Alles fügt sich in sie, alles ordnet sich nach ihnen, sie verweben sich in alle unsre Ideen, Gefühle,

Hoff-

Hoffnungen und Wünsche, und geben ihnen ihre Richtung, sie verschwistern sich endlich dergestalt mit unserm ganzen Wesen, dass sie uns, zumal wenn wir sie schon aus den Händen verschollener Generationen gleichsam als Erbtheil empfiengen, so natürlich scheinen, als unser eigenes Daseyn. Daher die allgemeine Ehrfurcht und das unbegreiflich scheinende Ansehn, mit welchem sich die abscheulichsten Afterreligionen und die drückendsten und die Menschheit entehrendsten Despotien, mit welchem sich die fehlerhaftesten und unzweckmässigsten Einrichtungen und Verfahrungsweisen — Methoden — im höhern und niedern Unterricht der Iugend, im Gottesdienst, in Wissenschaften und Künsten, in Gemeinheiten, im Handel und in Gewerben, und in Anstalten aller Gattung oft eine Reihe von Iahrhunderten hindurch behaupten. Die vornehmste Ursache hiervon liegt in dem allgemeinen grossen Hange der Menschen zur Trägheit, die lieber ihr armseliges Leben in einer finstern Kammer verträumt, und auf einem harten Strohlager verschläft, die sich lieber in jede unbequeme Lage schicket, als dass sie sich die Mühe geben sollte, über ihre Mängel nachzudenken, und auf ihre Verbesserung bedacht zu seyn. Daher schleichen alle Verbesserungen einen so trägen langsamen Gang, daher geht in der Bildung und in den Schicksalen der Menschen, wenn wir aufs Ganze sehen, aber auch häufig im Einzelnen, alles stossweise. Die Menschheit entwickelt sich nicht nach einem festen Plane, den ein emsiger Fleis bedächtlich verfolgte. Fast jeder bedeutende Fortschritt ist das Werk einer Revolution, selten einer nüchternen weisen Reform. Es müssen sich jederzeit mehrere mächtige Ursachen vereinigen, um den Menschen gewaltsam aus dem Taumel seiner Trägheit aufzurütteln, und ihn einen Schritt vorwärts zu treiben.

Den Kommentar zu diesen Bemerkungen liefert die ganze Geschichte nach allen ihren Zweigen. Nun berechnet, mit welchen Schwierigkeiten, mit welchen Gefahren derjenige zu ringen hat, der es, anderer Hindernisse nicht zu gedenken, auch nur allein mit diesem ungeheuren Riesen der Gewohnheit aufnimmt! Nicht genug, dass alle diejenigen ihre furchtbaren Waffen gegen ihn kehren, die aus der alten Ordnung der Dinge ihre wichtigsten Vortheile ziehen, auch das ganze Heer derer, die dabey den grössten Nachtheil leiden, steht gewöhnlich wider ihn auf, weil sie durch ihn den Gözen, den eine lange Gewohnheit ihren Augen ehrwürdig und unverlezlich gemacht hat, angegriffen sehn. Wie wird es nun der Furchtsame, wenn er auch übrigens alle erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt, wagen, auf den Verlust seiner Freyheit, seines Lebens, oder doch wenigstens seiner Ruhe, Misbräuche aufzudecken, Irrthümer und Vorurtheile zu enthüllen, und seine Hand oder seine Stimme zu erheben, um Dinge umzugestalten, die so zahlreiche und mächtige Beschüzer finden? O wer mag all das Gute zählen, das durch die Furchtsamkeit derer unterblieb, die es durch ihren Verstand und durch ihre übrigen Eigenschaften zu stiften berufen waren! Wer mag alle die verderblichen und schrecklichen Folgen des Blödsinns, der Ungerechtigkeit und der misbrauchten Gewalt berechnen, welche abzuwenden die Furchtsamkeit denjenigen wehrte, die allein sie in ihrem Entstehen zu unterdrücken im Stande waren! Die Furchtsamkeit war immer die sicherste Aegide der Ungerechtigkeit, der Hierarchie, der Tyranney und Bosheit. Hätten alle diejenigen, welche mit blutendem Herzen ihre Einwilligung zu einem grausamen Verdammungsurtheile, oder zu einem ungerechten und drückenden Geseze gaben, oder es

mit Stillschweigen übergingen, das Herz gehabt, sich, gelte es auch Ehre, Haab' und Leben, dagegen aufzulehnen, oder ihre Stimme darüber laut werden zu lassen, wie viel würden wir der unrecht Leidenden weniger zählen, wie viel würde es der drückenden, auf nichts, als ungerechter Willkühr beruhenden Geseze weniger geben? Willig schmiegten die Völker ihren Nacken in das Ioch, das ihre Bedrücker ihnen überwarfen; still und folgsam duldeten sie die Schmach, mit welcher diese ihre Menschheits-Würde unter die Füsse traten; duldend und ruhig opferten sie ihren Schweiss, den ihre Tyrannen in üppiger Wollust verschwendeten: denn jeder Einzelne zitterte vor dem Kerker, der seiner bürgerlichen Freyheit, oder vor dem Schwerte, das seinem physischen Leben ein Ende zu machen bereit war. Berechnet man nun all das Gute, welches die Furchtsamkeit hinderte, und all das Böse, welches durch sie einen freyen Wirkungskreis gewann, und überdenkt man, wie sehr dieses alles den Fortschritt der Menschheit zum Ziel ihrer Vollkommenheit hemmte: so muss wohl die Furchtsamkeit als einer der verwerflichsten Flecken im Charakter des Menschen erscheinen.

So wie aber überhaupt die Güter, falsche oder wahre, überaus mannichfaltig sind, so sind es auch die schädlichen Wirkungen und die Fehler, die die Furchtsamkeit zur Folge hat, unter denen ungerechter Argwohn und Mistrauen nicht die geringsten sind, welches alles hier im Einzelnen aus einander zu sezen weder unser Plan noch Raum verstattet, und also dem Leser selbst überlassen bleiben muss.

Uebrigens ist wohl nicht leicht ein einziger Mensch von dieser Leidenschaft frey. Sie äussert sich nur in verschiedenen Graden und Beziehungen, und auf verschiedene Arten. Dass ihr aber ein jeder mehr oder

weniger unterworfen sey, das ergiebt sich schon aus ihrer Natur, und aus der natürlichen Beschaffenheit des Menschen. Die Furcht selbst ist, der Form nach, das — passive — Vermögen, durch die Vorstellung von einer bevorstehenden verabscheuten Veränderung unsers Zustandes, von einer Gefahr, unangenehm afficirt zu werden; der Materie nach ist sie dieses Afficirtseyn, dieses unangenehme Gefühl selbst. Jeder Mensch hat Furcht, heist daher: jeder Mensch hat das Vermögen, die Beschaffenheit, durch die Vorstellung von einer Gefahr unangenehm afficirt zu werden. Dieser Mensch fürchtet sich, heist: er ist durch die Vorstellung von einer Gefahr wirklich unangenehm afficirt. Dieses Vermögen nun findet sich, als eine Naturanlage, bey jedem Menschen. Das ist aber noch nicht Furchtsamkeit: sondern diese besteht in einer allzugrossen Reizbarkeit dieses Vermögens, verbunden mit einem überwiegenden Streben, von allem Gefühl der Furcht, und von aller Gefahr frey zu seyn. Die Reizbarkeit des Vermögens der Furcht ist in ihren rechtmässigen Grenzen, so lange der Grad derselben dem wirklichen — nicht eingebildeten — Grade der Gefahr entspricht; das Streben, von der Gefahr frey zu seyn, ist in seinen rechtmässigen Grenzen, so lange es blos dann überwiegt, wenn die Gefahr unsern Kräften wirklich überlegen, aller Widerstand unnüz, und die Flucht oder das Ausweichen, zur Erhaltung unsrer Unverleztheit, das beste und sicherste Mittel ist. Sobald diese Grenzen überschritten werden, tritt die Furchtsamkeit ein, die dann durch unzählige Stufen steigen kann. Weil nun jeder Mensch nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande strebt, und folglich durchaus alles, was ihn irgend unangenehm afficiren mag, verabscheut: so kann es nicht fehlen, dass, da er nicht blos das wahre Quantum der Gefahr

er-

erblickt, sondern, um ja nicht verlezt zu werden, auch die Möglichkeit, Nachtheil zu leiden, wie schnell diess auch geschehe, berechnet, und die Einbildungskraft, durch das dringende Streben nach Unverleztheit entzündet, die Zahl und den Grad dieser Möglichkeiten gar leicht vergrössert, das Vermögen der Furcht in einem höhern Grade gereizt werde, als es nach der wahren Beschaffenheit der Gefahr gereizt werden sollte; und so kann es ferner nicht fehlen, dass er auch da die Gefahr, den Widerstand, den Kampf mit derselben scheut, wo er wirklich siegen könnte, und ihr zu entgehen sucht, dass er, mit einem Worte, furchtsam ist. Da aber das Gefühl der Furcht durch die Vorstellung von einer bevorstehenden verabscheuten Veränderung unsers Zustandes, oder, was dasselbe bedeutet, von einem bevorstehenden Verluste eines Guts entsteht, da das Maas der Kräfte, um diesen Verlust abzuwenden, in dem Einen grösser oder geringer seyn kann, als in dem Andern, da auch die Einbildungskraft des einen Menschen eine Gefahr immer mehr zu vergrössern pflegt, als die des andern, und da endlich der Werth der Güter in den Augen der Menschen sehr verschieden ist, so dass dem einen etwas als ein grosses Gut erscheint, was dem andern ein geringes, oder gar keins dünkt: so lässt sich hieraus begreifen, erstlich, warum dem Einen etwas eine grosse Gefahr scheint, was dem Andern eine geringe, oder keine ist, und warum in solchem Falle jener voll von Furcht, dieser hingegen frey davon ist; zweytens dass, einen je grössern Werth ein Mensch auf ein Gut sezet, je weniger er Kräfte in sich fühlet, um einer Gefahr zu widerstehen und obzusiegen, oder je mehr seine Einbildungskraft die Gefahr vergrössert, er auch um so heftiger afficirt werden, und eine desto lebhaftere und überwiegendere Scheu vor

der Gefahr empfinden, desto furchtsamer seyn müsse, und umgekehrt.

Das vornehmste unter allen Gütern ist dem Menschen gewöhnlich das Leben, zumal da es zugleich die Bedingung des Genusses aller übrigen Güter ist. Daher äussert sich die Furchtsamkeit auch am gewöhnlichsten und stärksten bey solchen Gefahren, in welchen das Leben auf dem Spiele steht. Allein auch andere Güter gewinnen nicht selten in den Augen des Menschen einen Werth, der denjenigen weit übersteigt, welchen sie auf das Leben sezen, und ohne welche ihnen dieses selbst ein unerträgliches Uebel scheint. Sie können daher dem Tode gelassen entgegen sehen: aber Furcht und Zittern überfällt sie, wenn es den Verlust des über alles geliebten Gutes gilt. Mancher, der, an Ueberfluss, an Bequemlichkeit, und an ein prunkvolles Leben gewöhnt, sich durch ein widriges Schicksal alle diese Güter entrissen sieht, stürzt sich lieber in den Tod, als dass er den Verlust derselben überleben sollte. Ienes mühevolle Ringen um die unentbehrlichsten Bedürfnisse, jenes bittere Entbehren aller feinern Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, jenes erdrückende Herabblicken der Glücklichen und Grossen, und jene schimpfliche Vernachlässigung der Armen und Geringen, dieses alles erscheint in Riesengestalt vor seiner Seele, er wähnt sich zu ohnmächtig, um den Kampf mit solchen Uebeln zu bestehen, und wählt den Tod, als das einzige Mittel, um einem Leben zu entfliehen, das er zu ertragen sich ausser Stande glaubt. Die Begierde nach Ruhm und Ehre treibt den Helden in die Schrecknisse der Schlacht. Spottend blickt er dem Tode ins Angesicht, der aus tausend Feuerschlünden auf sein Leben zielt. Aber Furcht und Bangigkeit ergreift ihn, wenn das Schicksal Miene macht, ihm

das höchste unter allen seinen Gütern, die Ehre zu entreissen, und ein einziges wiziges Wort, das einen nachtheiligen Schatten auf diesen angebeteten Gözen wirft, und das er zu erwiedern sich nicht fähig findet, ist nicht selten hinreichend, ihn aus seiner Fassung zu bringen. Ie kühner er sich in Gefahren wagt um seiner Ehre willen, desto schrecklicher muss ihn jeder Schein der Möglichkeit, diese zu verlieren, treffen, da auf sie sein ganzer Muth sich stüzt. Um sich Ehre zu erwerben, leiht ihm diese Muth gegen jegliche Gefahr; aber woher nähme er Muth, um die Ehre selbst zu verlieren? Was ist es denn, wenn wir's genauer untersuchen, was bey weitem den grössten Theil der Krieger auf ihrem gefährlichen Posten hält? Der Trieb nach Ehre, die Furcht vor Schimpf und Strafe. Die Furchtsamkeit ist es, was sie tapfer macht. Verachtung der Gefahr und Unerschrockenheit machte in der Vorzeit den deutschen Nahmen allen Völkern furchtbar. Selbst Weiber und Kinder zeigten Männermuth, und erkannten keinen andern Ausgang in Schlachten, als Sieg oder Tod. Aber was gab ihnen denn diese kühne Verachtung des Todes? Die Begierde, von ihrer Nation in diesem Leben verehrt und bewundert zu werden, oder, fänden sie im Treffen den Tod, in jenem Leben mit den tapfersten Helden aus den Schädeln erschlagener Feinde zu zechen; unerbittliche Geseze, die dem feigen Flüchtling Tod, unauslöschliche Schmach, oder Verbannung drohten; Furcht vor schimpflicher Sklaverey. Und dennoch fanden es die alten Deutschen, dieser mächtigen Beweggründe zur Tapferkeit ohngeachtet, in jenem berühmten Treffen mit dem Marius gerathen, ihre rohen Krieger in Masse zusammen zu fesseln, um ihnen selbst die Möglichkeit der Flucht zu verwehren.

Als Epaminondas bey Mantinea fiel, da

hauch-

hauchte er seinen lezten Athem mit den Worten aus: „Ich habe genug gelebt; denn ich sterbe unbesiegt" zum deutlichen Beweise, welches Gut es war, das ihn fähig machte, den Gefahren aller übrigen so muthig und unerschrocken entgegen zu gehen. Brutus hätte nie jene berühmte Insurrektion gegen den übermüthigen Tarquin gestiftet, wenn nicht eine geheimwirkende edle Rache alle seine Kräfte so mächtig entzündet hätte. Wie überhaupt die bewundernswürdigste Unerschrockenheit die auffallendste Furchtsamkeit in einer und derselben Brust nicht ausschliesse, davon hat uns noch neuerlich ein ganzes grosses Volk den überführendsten Beweis geliefert. Während es sich enthusiastisch in alle Gefahren seiner Freyheit stürzte, bebte es stumm und sklavisch vor der Guillotine.

Diese wenigen Züge mögen hinreichend seyn, um die Wahrheit zu bekräftigen, dass kein Sterblicher von dem Fehler der Furchtsamkeit freyzusprechen sey, und dass sie den nicht minder beherrsche, der in so vielen Fällen die bewundernswürdigsten Proben von Unerschrockenheit an den Tag legt. Wie wäre es auch möglich, dass die Furchtsamkeit nicht ein allgemeiner Zug von Wesen seyn sollte, in welchen durchgängig so grosse Ohnmacht sich mit so heftigen Begierden gattet?

Der Zorn ist dasjenige unangenehme Gefühl, welches in mir durch die Vorstellung oder Wahrnehmung einer mich verlezenden oder mich zu verlezen sich anschickenden Handlung eines Gegenstandes, oder durch die Vorstellung von dem Widerstreiten des Gegenstandes mit meinem Streben nach Unverleztheit, entsteht; und die Rache das Streben, diesen Gegenstand wieder zu verlezen, ihn seiner Kraft, wodurch er so nachtheilig auf mich wirkt, zu berauben, und so ihn

unfä-

unfähig zu machen, mich wieder zu verlezen. *) Der Zorn ist ein unangenehmes Gefühl, das nicht durch die Materie der Verlezung, sondern durch deren Form

*) Die alten griechischen und römischen Philosophen, um nur dieser zu erwähnen, verwechselten den Zorn mit der Rache. Alle ihre Erklärungen vom Zorn laufen darauf hinaus, dass er ein Bestreben sey, eine angethane Beleidigung zu vergelten, oder zu erwiedern. Zum Beweise dieses allgemeinen Misgriffs will ich ihrer hier eine Reihe aufstellen.

Aristoteles: Ἔστω δὲ ἡ ὀργὴ, ὄρεξις μετὰ λύπης τιμωρίας φαινομένης, διά φαινομένην ὀλιγωρίαν τῶν εἰς αὐτὸν, ἢ εἰς αὐτοῦ τινὰ προσηκόντων. *v. I. Rhet. ad Theod. cap. II.*

Die Stoiker überhaupt: Ὀργὴ, ἐπιθυμία τιμωρίας τοῦ δοκοῦνται ἠδικηκέναι ὀυ προσηκόντως. *Diog. Laert. De vitis etc. Zeno Lib. VII. c. I. n. LXIII.*

Cicero giebt dies: *Ira est libido poeniendi ejus, qui videatur laesisse injuria. Tuscul. Quaest. L. IV. c. IX.*

Seneca nennt den Zorn: *Cupiditatem poenae exigendae. De ira. Lib. I. Cap. III.*

Lactanz führt in seinem Spiegelgefecht *de ira Dei* folgende Definitionen der alten Philosophen auf, davon einige mit obigen gleichlautend sind. *Ira est*, lässt er den Seneca sagen, *cupiditas ulciscendae injuriae. Alii (ut ait Possidonius) cupiditas puniendi ejus, a quo te inique putes laesum. Quidam ita definierunt: Ira est incitatio animi ad nocendum ei, qui aut nocuit, aut nocere voluit. Aristotelis definitio non multum a nostra abest. Ait enim, iram esse cupiditatem doloris rependendi.*

Allein es ist, dünkt mich, ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Zorn und Rache. Sie verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Die Rache ist blos ein Akt des Begehrungsvermögens, und sezt, wie jede andere Begierde, ein, und zwar hier unangenehmes, Gefühl, als Bedingung ihrer Entstehung voraus. Dieses ist diejenige Bewegung des Gemüths, Affekt, welche durch die Wahrnehmung oder auch nur Einbildung des Widerstreites eines Gegenstandes mit unserm Streben nach Unverleztheit entsteht, der Zorn.

Form in uns erregt wird. Ich meyne, nicht das, was als Wirkung, als Produkt des Strebens, eines Gegenstandes eine Verlezung in uns hervorbringt, entflammt unsern Zorn, denn dieses wirkt in uns, wenn es bevorsteht, Furcht, und wenn es vollendet ist, Schmerz, daher auch diese beyden Gefühle sich jederzeit auf die Materie der Verlezung, auf das Uebel selbst beziehen, und sich dadurch wesentlich sowohl von einander selbst, als von dem Zorn unterscheiden: sondern die Vorstellung, dass der Gegenstand so beschaffen ist, so wirkt, so handelt, dass wir dadurch verlezt werden, die Wahrnehmung des Widerstreits des Strebens des Gegenstandes mit dem unsrigen ist es, was eine Reaktion unsers Willens, Unwillen, Widerwillen, Verdruss, Zorn erweckt. Dieser bezieht sich immer nur auf die Ursache der Verlezung und deren Handlung, nie auf die Verlezung selbst, weshalb ich oben den Zorn kurz durch einen Abscheu gegen den verlezenden Gegenstand erklärt habe. Daher können auch leb- und willenlose Dinge, weil diesen das Vermögen der Selbstthätigkeit mangelt, folglich es nicht von ihnen abhängt, uns zu verlezen, und also in ihnen kein eigentlicher Widerstreit mit unserm Begehren statt finden kann, nur in so fern unsern Zorn erregen, als wir ihnen, durch ein Spiel unsrer Einbildungskraft, einen Vorsaz uns zu schaden, einen Willen unterschieben. *) Das Kind schilt und schlägt den Stein, an welchen es sich stiess, indem sein kindischer Verstand ihm einen Willen unterlegt, und sich durch den Widerstreit desselben mit dem seini-

*) Ein sehr kräftiges Mittel gegen den Zorn ist daher dieses, dass wir uns sorgfältig vor dieser Täuschung hüten, und unsre Urtheilskraft immer frey erhalten, um in unzähligen Fällen zu sehen, dass kein Widerstreit vorhanden sey: denn dann verschwindet der Zorn von selbst.

seinigen erbittert fühlt; und wir Erwachsene, wenn unser reiferer Verstand das leblose uns verlezende Ding von dem Vorsaz und von der Schuld unsers erlittenen Uebels frey spricht, wälzen sie auf eine unbekannte und unsichtbare Ursache, die wir Schicksal nennen, um gegen diese unsern kindischen Zorn auszulassen. Oft zürnen wir auch auf uns selbst, wenn wir einen Widerstreit unsers eignen Willens in verschiedenen Zeitmomenten wahrnehmen. Eben darum aber, weil der Zorn blos durch die Vorstellung eines Widerstreits des Strebens eines Gegenstandes mit dem unsrigen entsteht, legt er sich auch alsbald, wenn wir uns überzeugen, dass wirklich kein Vorsaz uns zu verlezen, keine Verschuldung in dem Gegenstande, und folglich, so weit es von ihm abhieng, kein eigentlicher Widerstreit mit unserm Willen Statt fand. Die Ueberzeugung; „Er konnte nicht davor," stillt augenblicklich die Flamme unsers Zorns, wenn gleich der Schmerz, als die Wirkung seiner Handlung, noch nicht aufgehört hat.

Diese Gemüthsbewegungen des Zorns und der Rache sind aber für die menschliche Natur nicht nur sehr heilsam, sondern auch ganz unentbehrlich. Sie dienen der Furcht und der Trägheit zu einem nöthigen Gleichgewicht, und sezen überhaupt unsre Kräfte in lebhaftere Thätigkeit, um demjenigen, was uns verlezt, und unsern Zwecken widerstreitet, entgegen zu arbeiten. Wie sklavisch würde uns erst dann die Furcht beherrschen, wie würden unsre Kräfte und Unternehmungen vor dem Anblick so mancherley Schwierigkeiten in sich selbst zusammensinken, wie viel häufiger würden wir dann die Beute feindseliger Kräfte seyn, und wie wenig würden wir leisten, wenn nicht die Vorstellung von diesem Widerstreite einen so heftigen Unwillen in uns erzeugte, und wenn nicht

jener

jener Tnieb, gegen widerstreitende Kräfte anzustreben, unsere Kraft so sehr befeuerte? Aber von Zorn und Rache entflammt, schwinden uns Gefahren und Schwierigkeiten, und wir verleugnen uns selbst, um nur die Genugthuung zu haben, den uns widerstrebenden Gegenstand zu überwinden, oder ihn unsern Unwillen entgelten zu lassen. So geschieht es nun, dass sich gegen so viele widerstreitende Kräfte das Ueber- und Gleichgewicht unsrer Kräfte erhält, dass diese nicht ungenuzt in uns schlummern, dass wir unsre Integrität *) gegen so viele Gefahren behaupten, und so viele nöthige und nüzliche, aber dabey schwierige Unternehmungen glücklich vollenden, die ausserdem unversucht geblieben wären. Zorn und Rache sind gleichsam das Salz unsers Thätigkeitsvermögens. Sie erhalten unsre Kräfte immer frisch und regsam, und verhüten deren Elangvescenz. Daher sind auch Menschen von cholerischem Temperamente immer mehr als andere zu gefährlichen und schwierigen Unternehmungen, und zur Ausführung grosser Dinge geschickt. Ihre reizbare Galle und ihr brausendes Blut enthält eine Kraft, die gegen jede Gefahr und gegen Widerstand um so hartnäckiger und troziger zurückwürkt, je heftiger diese auf ihm einwirken. Jene That- und Willenlose Geschöpfe taugen zu nichts. Wenn der Sangvinikus tändelt. der Melancholikus seufzet, und der Pflegmatikus schläft: so ist es der Kolerikus, welcher handelt. Daher ist auch der Mann im Ganzen mehr, als das Weib, zu schwierigen und gefähr-

*) Integrität oder Unverleztheit ist das Bestehen alles dessen in uns, wozu sich die Thätigkeit unsers Begehrungsvermögens positiv oder übereinstimmend verhält. Sie umfasst also alle angenehme Gefühle, woher diese immer entstehen mögen.

gefährlichen Thaten gemacht: denn in seinem Charakter ist weit mehr, als in dem sanftern des Weibes, eine Mischung von Zorn. *) Aber ein so heilsamer und unentbehrlicher Hebel Zorn und Rache in dem Triebwerk menschlicher Kräfte sind, so lange sie in ihren Schranken bleiben, ein so verderbliches und verzehrendes Feuer sind sie auch, wenn sie über ihre von der Natur bestimmten rechtmäsigen Grenzen hinausschweifen. Bevor wir untersuchen, wie dieses geschehe, und um in dieser Untersuchung desto sicherern Fusses zu gehen, lasst uns erst noch einmal diese Grenzen scharf ins Auge fassen.

Zorn und Rache sollen uns bereit und thätig machen, dasjenige von uns abzuwehren, was unsre Integrität zu verlezen strebt, indem wir ihm entweder einen das Gleichgewicht behauptenden Widerstand entgegen sezen, oder es seiner Kraft, so weit sie uns schädlich ist, oder der Fähigkeit zu einem fernern Widerstreit mit unserm gesezlichen Streben nach Unverleztheit berauben. Sie dürfen also nur dann wirksam seyn, wenn ein solcher Widerstand wirklich nöthig ist; der Grad ihrer Heftigkeit, ihrer Stärke, muss dem Grade der uns zuwiderstrebenden Kraft entsprechen; sie dürfen uns nicht weiter führen, als, des Gegenstandes Kraft in so weit zu schwächen, als sie unsre Integrität in Gefahr sezt, und nicht über die Zeit des nöthigen Kampfes hinaus dauern: denn ausserdem gebricht

*) Ein tieferes Detail von der Nothwendigkeit und Nüzlichkeit sowohl dieser als der übrigen ursprünglichen Gemüthsbewegungen und Triebe zur Erhaltung der Integrität des Menschen, dürfte für den denkenden Menschenbeobachter unstreitig ein sehr anziehendes Interesse haben. Dies aber würde ein besonderes Buch erfordern, für welches unser Raum zu beschränkt ist.

bricht es an einem natürlichen und vernunftmäsigen Zwecke ihrer Thätigkeit, und, wie immer in der Natur, so sollte auch hier die Wirkung der Ursache proportionirlich seyn. Allein so viel dieser Grenzbestimmungen sind, so viel giebt es auch der Abwege dieser Gemüthsbewegungen. Erstlich: Zorn und Rache erwachen oft, wo keiner, oder doch nur ein unbedeutender Widerstreit mit unsrer Unverleztheit ist, sie arten in Iähzorn aus; zweytens: sie schweifen oft weit über das Verhältniss zu dem Grade der zuwiderstrebenden Kraft hinaus, und gehen über in Grimm und Wuth; drittens: sie gehen oft viel weiter, als den Gegenstand seiner Kraft zu berauben, in so fern sie für uns verlezend ist, sie gehen auf unnöthige Quaal und gänzliche Vernichtung desselben aus, sie werden zur Grausamkeit; viertens: sie sezen ihre Wirksamkeit und Feindseligkeit gegen den verlezenden Gegenstand weit über die Zeit seines Verlezens fort, und schlagen aus in Hass und Rachbegierde.

Wie geht nun dieses zu? Wie und wodurch bilden sich diese falschen und bösartigen Richtungen jener so nöthigen und heilsamen Gemüthsthätigkeiten? Wie kömmt es, dass hier, gegen ein sonst überall in der Natur geltendes Gesez, die Gegenwirkung der Einwirkung so ungleich ist?

Die Ursache hiervon liegt ebenfalls wieder in nichts anderm, als in unserm angebohrnen Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, als der Urtriebfeder unsrer gesammten Thätigkeit, sofern diese nicht durch freye Grundsäze der Vernunft bestimmt wird. Denn nehmet diese Triebfeder hinweg: so wird überall weder Zorn noch Rache, am allerwenigsten aber eine Ausschweifung derselben möglich seyn, weil es dann an allem Widerstreite, als der Erregungsursache dieser Affekte mangelt. Ienes

Stre-

Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, oder, was dasselbe bedeutet, nach gänzlicher Integrität, hat es in seiner Natur, dass es durchaus nicht unterbrochen, nicht gestört, nicht gehindert seyn will. Alles, was nun dieses thut, so geringfügig es sey, erzeugt unausbleiblich einen Widerstreit mit jenem Streben, folglich eine Reaktion des Gemüths, Unwillen, Zorn. Da dieses Streben, als die bewegende und bestimmende Kraft aller übrigen Kräfte des Gemüths, diese alle überwiegt: so behauptet es dieses Uebergewicht auch über den Verstand und die Urtheilskraft. Diese geniesst also nicht die Freyheit, in jedem gegebenen Falle gelassen und unpartheyisch zu untersuchen: ob in der That ein Widerstreit vorhanden, wie unbedeutend oder wichtig, und wie weit er verschuldet sey? Und so nehmen wir, nur von der Begierde unverlezt zu seyn erfüllt, das Geringe für Gross, für Wahrheit den Schein. Iähzorn, wenn wirs genau suchen, findet sich daher in jeder menschlichen Brust, nur in sehr mannichfaltigen Abstufungen, und nur bey Manchen in dem auffallenden Grade, den wir in einem engern Sinne mit dem Ausdruck Iähzorn zu bezeichnen pflegen. Die Ursache dieser Verschiedenheit in den Graden des Iähzorns kann nirgends anders liegen, als in der Verschiedenheit der Grade der Lebhaftigkeit und Stärke des Strebens nach Unverleztheit, als der Ursache — *ratio essendi* — des Zorns überhaupt. Diese leztere Verschiedenheit kann wiederum ihren Grund haben theils in der individuellen Beschaffenheit (Disposition) der Natur eines Menschen, theils in äussern und zufälligen Umständen. Ein Mensch, dessen gesammte Kräfte von Natur sehr thätig und regsam sind, und in dessen lebhaftem Verstande und Einbildungskraft jeder Gemüthsstand, angenehmer oder unangenehmer, sich stets in sehr hellem

Lichte zeigt, hat eben deshalb auch ein weit lebhafteres und dringenderes Streben nach Unverleztheit. Ein solcher Mensch wird daher auch viel schneller und heftiger, als Andere, zum Zorn gereizt. — Leute, die durch eine fehlerhafte Erziehung, und durch ein partheyisches verzärtelndes Glück gewöhnt sind, ihren Willen und ihre Wünsche überall gelten zu sehen, können weit weniger Widerspruch und Widerstreit ertragen, als solche, die durch Erziehung und Lage gewöhnt sind, ihren Willen überall unterzuordnen, sich alles gefallen zu lassen. Das Streben nach Unverleztheit bey jenen ist also viel stärker und lebhafter, als bey diesen. Die Erstern sind also in der Regel jähzorniger, als die Leztern. — Es giebt gewisse Stimmungen, in welchen wir alle Dinge von ihrer gefälligen Seite sehen, wo gleichsam die ganze Welt mit allen ihren Herrlichkeiten unser Besizthum scheint, wo uns so unaussprechlich wohl ist, wo die holde Zauberin Einbildungskraft ein so zahlreiches Chor von angenehmen Ideen zusammenführt und in so gefällige Gruppen ordnet, wo wir in dem Sonnenwagen des Frohsinns über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so leicht, so ätherisch hinwegschweben, wo das innigste Gefühl von Wonn' und Fröhlichkeit auf solch einer Höhe thront, und der Phlegethon des Grams, des Verdrusses, der Sorgen, der Uebel so tief sich unter uns hinwälzt, dass wir es kaum für möglich halten, von ihnen erreicht zu werden. In dieser beneidenswerthen Seelenstimmung ist unser Streben nach Unverleztheit sehr schwach, eben darum, weil wir uns in dem Asyl kaum für verlezbar halten. Wir nehmen ja alles von seiner guten Seite; es fällt uns ja gar nicht ein, dass uns etwas verlezen könne oder wolle; und wenn uns ja etwas Widriges zustösst: so ist doch unser Gefühl von Wohlbefinden, von dem herrschenden

den

den angenehmen Gemüthszustande so stark, dass das Widrige dagegen kaum bemerkbar wird. Da also, wo das Streben nach Unverleztheit so schwach, und jeder Widerstreit mit demselben so wenig bemerkbar ist, kann auch kein Zorn, wenigstens lange nicht so leicht und so heftig als sonst entsehen. In solchen Stimmungen ist es daher auch, wo man den eigensinnigsten, ungefälligsten, und zornigsten Leuten am leichtesten beykommen, und, was man wünscht, von ihnen erhalten kann. Da wird der kärgste Geizhals, der sonst über die geringste Forderung in Feuer und Flammen geräth, freygebig, der Zänker nachgiebig, der Stolze bescheiden und gerecht gegen fremdes Verdienst, und der Hartherzige leutselig; da ist es, wo man dem grausamsten Despoten ein mildes Urtheil, oder einen sanften menschlichen Befehl, oder eine menschenfreundliche Einwilligung zur Unterstüzung oder Linderung des Elends abgewinnen kann. Das Herz wird dann weich, wie fliessendes Wachs, das gar keiner Härte und keines Widerstandes fähig scheint.

Aus eben diesem Grunde sind auch Menschen von einer glücklichen Organisation, von einer blühenden und dauerhaften Gesundheit, von einem leichten, sanft fliessenden Blute, von stillen und genügsamen Begierden, und deren Lebens-Himmel nur selten durch ein Wölkchen von Schmerz und Kummer getrübt wurde, im Ganzen weit mehr, als Andere, von jenen jählingen und heftigen Aufwallungen des Zorns und der Rache frey. Diese sonnigen, harmlosen Geschöpfe, die sich immer so sorgenfrey, so froh und heiter fühlen, in deren Herzen so wenig Bitterkeit ist, die, bey so wenigem glücklich, so wenig bedürfen, und denen es gar nicht ahnet, wie viel es der Uebel giebt, die dem Menschen sein Daseyn verleiden, — wie sollten diese, der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, und mit

allem, was sie umgiebt, so gewohnt, eines schnell aufbrausenden und heftigen Zorn- und Rachegefühls fähig seyn?

Dagegen giebt es wieder Stimmungen, wo, sey es durch einen krankhaften Zustand des Körpers, oder durch ein erlittenes Unglück, oder durch einen verfehlten Wunsch, oder durch was immer für eine andere Ursache, das Gefühl oder die Vorstellung von uns betreffenden Uebeln, Schmerzen, Leiden alle übrigen weit überwiegt, wo uns darum die Einbildungskraft von allen Dingen die gehässige Seite zukehrt, überall nach unangenehmen Vorstellungen haschet, und uns der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alle Uebel, wirkliche und mögliche, zusammenhäufet, und zu einem Riesen erschaffet, gegen welchen wir uns selbst als eine Zwerggestalt erscheinen, und alle Hoffnung schwinden lassen, je wieder zu einem zufriedenen und glücklichen Zustande zu gelangen. In einer solchen beklagenswürdigen Verfassung, wo wir uns ohnehin von allen angenehmen Gefühlen so entblösst, und von so vielen Uebeln bedrängt fühlen, wo unsre Aufmerksamkeit auf alles Widerwärtige so gespannt ist, da muss natürlich alles Unangenehme mit zehnfacher Kraft auf uns wirken, und unser Streben nach Unverleztheit, das in demselben Verhältniss zunimmt, in welchem ihm durch Verminderung unsers angenehmen Gemüthszustandes entgegengewirkt wird, in seiner grössten Reizbarkeit und Spannung seyn. Wir sind dann grämlich, ärgerlich, der geringste widrige Umstand, den wir sonst kaum der Aufmerksamkeit werth achteten, vermehrt nach einer ungeheuern Progression unsre üble Laune, und bewirkt eine schnelle und heftige Reaktion unsers Begehrungsvermögens, Jähzorn.

Darum sind auch Personen, die eine fehlerhafte

Organisation, ein kränklicher Körper, eine lange Reihe von Unglücksfällen und unglücklichen Erfahrungen jeden Augenblick mit Gefühlen und Vorstellungen von Leiden und Uebeln erfüllt, und sie den Mangel an einem glücklicheren Zustande so lebhaft fühlen lässt, weit mehr, als Andere, einem jählingen und heftigen Zorn unterworfen. Es gehört schon zu ihrer bestimmten Lage, so mancherley Uebel zu dulden, und der Freuden so wenig zu haben: wie sollte nicht jeder neue Zuwachs von jenen, und jeder neue Abgang von diesen ihnen zehnfach empfindlich, wie sollte nicht ihr Streben nach Unverleztheit, und also auch ihr Unwille, ihr Zorn, bey jedem Widerstreite mit demselben in hohem Grade reizbarer und heftiger, als gewöhnlich, seyn? Im Ueberflusse kümmert es uns wenig, einen Thaler zu verlieren. Aber wenn uns eben ein grosser Theil unsers Vermögens zu Grunde gieng, und wir noch voll sind von allen den möglichen Gefahren, die uns auch den übrigen Theil noch rauben können, oder wenn wir gar bereits mit Armuth und Dürftigkeit ringen: da zittern wir vor dem Verlust eines Groschens, als wär' es eine nahmhafte Summe.

Bey keinem Affekte ist der Einfluss des Bluts auf den Zustand des Gemüths stärker und merklicher, als bey dem Affekte des Zorns. Das gallichte Blut, das bey demselben aus der Milz und Leber zu dem Herzen strömt, einen so hohen Grad von Hize im Blute, und einen so raschen Umlauf desselben erregt, und der dadurch verursachte heftige Eindruck auf das Organ der Seele, vermehrt ausserordentlich den Rausch des Zorns. Dies macht, dass Leute, deren Blut in höherm Grade eine solche Beschaffenheit hat, auch zu einem heftigeren Zorn hingerissen werden. Inzwischen ist der Entstehungsgrund des Zorns keineswegs

im Blute, sondern allemal im Gemüthe selbst zu suchen. Denn jenes hizige Aufbrausen des Blutes sezt jederzeit die Vorstellung von einem Widerstreite mit dem Streben nach Unverleztheit, und das dadurch erregte unangenehme Gefühl des Zorns voraus, und der Grad des leztern hängt daher ursprünglich jedesmal von dem Grade der Lebhaftigkeit des erstern ab, wiewohl auch in der Folge das Blut, indem es die Vernunft betäubt und die Einbildungskraft erhizt, und überhaupt die nun blos auf den widerstreitenden Gegenstand gerichtete Lebhaftigkeit des Gemüths ungemein erhöht, zur Vermehrung des Zorns überaus viel beyträgt.

Dasselbe Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, welches dem Jähzorn sein Daseyn giebt, verursacht auch alle übrige falsche Richtungen oder Ausschweifungen des Zorns und der Rache; und je ausführlicher wir in der Erörterung von jenem gewesen sind, desto kürzer können wir uns bey diesen fassen. Der Jähzorn ist nehmlich, wie wir gesehen haben, nichts anders, als ein Misverhältniss des Affekts des Zorns zu dem Grade des Widerstreits mit unserer Unverleztheit. Dieses entsteht durch das Misverhältniss der Vorstellung von diesem Widerstreite zu dem wirklichen Grade desselben, und dieses wieder durch das Misverhältniss des Strebens nach Unverleztheit zu dem Widerstreite mit demselben, so nehmlich, dass immer von unsrer Seite das *plus* Statt findet. Denn der Jähzorn beruht auf einer zu grossen Reizbarkeit zum Zorn, welche macht, dass man über einen blos scheinbaren, oder doch sehr unbedeutenden Widerstreit in Zorn geräth; und jene Reizbarkeit hat wieder ein zu heftiges Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande zum Grunde. Nimmt nun das Widerstreben

von

von Seiten des uns widerstreitenden Gegenstandes zu, oder lässt es sich nicht leicht und schnell zurückweisen und überwinden, so wächst auf gleiche Weise, aber nur, da es schon zuvor unverhältnissmäsig heftig war, nach einem fortschreitenden Misverhältniss das Streben nach Unverleztheit, und erreicht endlich denjenigen Grad, wo wir nichts denken, als jenen Widerstreit, nichts fühlen, als das Streben unverlezt zu seyn, und den durch beydes erregten Zorn, und von Grimm und Wuth erfüllt sind. Denn diese sind nichts anders, als derjenige Gemüthszustand, bey welchem die gesammte heftigste Thätigkeit des Gemüths auf das gewaltsamste Streben nach Unverleztheit, auf den Zorn und dessen Gegenstand dermassen gerichtet und beschränkt ist, dass wir darüber alles andere, und uns selbst vergessen. Diese schaudervolle Nacht der Seele, wo alle ihre Elemente gleichsam im drohendsten Kampfe begriffen, und das Licht der Vernunft durch den Sturm einer auf den höchsten Grad empörten Leidenschaft gänzlich ausgelöscht ist, wird von einem, für den äussern Anblick, noch schaudervolleren Zustand des Körpers begleitet. Seneca mag uns diesen Zustand beschreiben. „*Flagrant*, nehmlich *irascentium*, *et micant oculi* *), *multus ore toto rubor*, *exaeſtuante ab imis praecordiis ſanguine; labia quatiuntur*, *dentes comprimuntur*, *horrent ac ſubriguntur capilli*, *ſpiritus coactus ac ſtridens*, *articulorum ſe ipſos torquentium ſonus*, *gemitus mugitusque*, *et parum explanatis vocibus ſermo praeruptus*, *et complosae ſaepius manus*, *et pulſata*

 hu-

*) Homer sagt, vom Agamemnon: ὄσσε δέ οἱ πυρὶ λαμπετόωντι ἐΐκτην.

humus pedibus, et totum concitum corpus, magnasque minas agens, foeda visu et horrenda facies depravantium se, atque intumescentium. Nescias, utrum magis detestabile vitium sit, an deforme." *S, De Ira. Lib. I. C. I.* Vergl. mit *Lib. III. C. IV.*

Da der Zorn jederzeit mit dem Streben, den verlezenden Gegenstand wieder zu verlezen, und ihn seiner Kraft zu berauben, mit der Rache, als dessen Wirkung, vergesellschaftet ist, und diese, dem Grade ihrer Heftigkeit nach, dem Grade des Zorns, als ihrer Ursache, allemal entspricht: so folgt von selbst, dass jenes Misverhältniss des Zorns auch auf die Rache übergehen, und bey dieser ein gleiches Misverhältniss bewirken muss. Die unausbleibliche natürliche Folge hiervon aber ist, dass man in der Wiederverlezung des Gegenstandes viel weiter geht, oder doch zu gehen strebt, als es nöthig ist, um ihn seiner Kraft in so weit, als sie für uns verlezend ist, zu berauben, unnöthige Qual und Grausamkeit.

Alle diese steigenden Grade des Zorns und der Rache, bis zur Wuth und Grausamkeit, lassen sich genau an Menschen beobachten, die im heftigen Wortwechsel begriffen sind, zumal wenn Erziehung, Grundsäze, Schaam, oder andere Rücksichten, nicht die Hize ihrer Leidenschaft mässigen. Ihr durch den fortgesezten Widerstreit immer mehr gereiztes Streben nach Unverleztheit wird immer ungestümer, ihr Zorn immer heftiger, ihre Worte immer beissender und schmähender, sie verlieren endlich jedes andere Bewusstseyn, als das der angethanen Beleidigung, und jedes andere Gefühl, als das des heftigsten Unwillens und der tobendsten Rache. Fürchterlich mahlt sich das innere Toben äusserlich in ihrem schäumenden Blute, in ihrer hochrothen oder leichenblassen, den innern Sturm, wie ein herannahendes Ungewitter

oder

oder Erdbeben schrecklich verkündigenden Gesichtsfarbe, in ihren schwellenden Adern und Muskeln, in ihren starren wilden Blicken, in ihren zusammengebissenen Lippen, in ihren knirschenden Zähnen, in ihren zitternden Händen und Gliedern, in ihren wildstampfenden Füssen. Nun bricht die kochende Rache in Thätlichkeit aus. Fürchterlich zerstörend dringen sie auf einander ein. Die schädlichsten Verlezungen, die sie beybringen, der wütendste Schmerz, den sie verursachen können, ist ihnen der liebste, und schon wenn der Ueberwundene ohnmächtig da liegt, kein Glied zum Widerstand mehr rühren kann, und wehklagend um Erbarmen flehet, sezt der ergrimmte Sieger seine Verlezungen noch fort.

Weil das Bewusstseyn von der geschehenen Beleidigung in dem Gedächtniss zurückbleibt: so erneuert sich auch mit dem Andenken an dieselbe, — so lange dieses dauert, und falls nicht der Beleidiger durch hinlängliche Genugthuung und durch sichere Gewährleistung wegen jeder neuen Verlezung unsern Widerstreit mit ihm endigt, d. i. eine Aussöhnung bewirkt — jederzeit jene Aufwallung des Zorns, und das damit verbundene Streben, die Verlezung zu erwiedern. Daher kömmt es, dass Menschen, die sich einmal entzweyten, bey jeder Gelegenheit sehr leicht von neuem an einander gerathen, dass sie einander zu verleumden, und überall Abbruch zu thun sich gereizt finden. Der alte Zwist liess in ihren Herzen einen Funken zurück, der bey jeder Veranlassung in neue Flammen ausbricht, und jene gegenseitige fortdauernde Neigung einander zu verlezen, Zwietrahct und Feindschaft erzeugt. Dieser fortgesezte, weit über die Zeit der geschehenen Verlezung hinausreichende Zorn und Rache heisst H a s s und R a c h s u c h t, ein fortwährendes Streben, ein Hang, eine

Sucht nach Rache. *Odium*, sagt Cicero *), *est ira inveterata.* Sie finden aber vorzüglich und am heftigsten dann Statt, wenn das Streben nach Wiederverlezung unbefriedigt blieb. Wie jede Begierde durch Nichtbefriedigung um so dringender wird, so gilt dieses hauptsächlich von der Rache. Die Kraft, der es verwehrt war, nach aussen zu wirken, wirkt desto nachdrucksvoller, und mit verdoppelten Kräften nach innen. Die Vorstellung der erlittenen Beleidigung gewinnt ein Riesen-Ansehn, und der Vorsaz zu vergelten fasst tiefe unbezwingliche Wurzel, und bricht bey wahrgenommener Gelegenheit mit vernichtender Wuth zur That hervor. Was ist gefährlicher, als eine verschlossene Rache? Wachsam lauert sie auf jeden eurer Tritte, *tempus observans*, und wo ihr's euch am wenigsten versehet, versezt sie euch den tödlichen Streich. Das war die Rache des Brutus, die mit seiner ganzen misbrauchten Herrlichkeit zugleich allen Unthaten des übermüthigen Tarquin ein Ende machte.

Was die Rache in hohem Grade vermehrt, was vorzüglich dazu beyträgt, sie über ihre natürlichen Grenzen hinauszutreiben, und der Rachsucht zur stärksten Stüze und reichlichsten Nahrung dient, das ist die unbeschreibliche giftvolle Süssigkeit, welche darin liegt, Verlezungen zu erwiedern. Die Rache ist süss, das ist deshalb zum Sprüchwort geworden.

*) *Tuscul. Quaest. L. IV. C. IX.* Dieser fleissige Bearbeiter der griechischen Philosophie giebt hier nach den Stoikern folgende Motificationen des Zorns an: *Ira est libido puniendi ejus, qui videatur laesisse injuria. Excandescentia, ira nascens, et modo existens, quae θύμωσις graece dicitur: Odium, ira inveterata: Inimicitia, ira ulciscendi tempus observans: Discordia, ira acerbior, intimo odio, et corde concepta.*

den. Mehrere Ursachen vereinigen sich, um diesen abscheulichen Bastard von Wollust zum Daseyn zu bringen. Die erste, die zugleich die natürlichste und unschuldigste ist, liegt in der Vorstellung, ein angedrohtes Uebel von sich abgewandt, und folglich seinem Streben nach Unverleztheit Genugthuung verschafft zu haben. Iedes Gut wird uns zwiefach theuer, wenn wir in Gefahr kommen, es zu verlieren. Dann werden wir erst recht aufmerksam auf alle Vortheile, die es uns leistet, dann lernen wir seinen ganzen Werth erst richtig schäzen, und dieses, und dass wir es aus einer Gefahr gerettet, gleichsam als ein Geschenk und als einen neuen Zuwachs unserer Glückseligkeit betrachten, muss unfehlbar unser Vergnügen darüber vielfach vermehren; weshalb es auch eine der ersten Regeln der Lebensweisheit ist, sich dann und wann den Genuss eines Guts freywillig zu versagen, um den Geschmack an demselben in neuer und erhöhter Strärke wieder zu gewinnen. Eben so ist auch nichts natürlicher, als dass der Mensch über die Erhaltung seiner Unverleztheit überhaupt, nach welcher sich in ihm ein so dringendes und unablässiges Streben äussert, ein verdoppeltes Vergnügen empfinde, wenn irgend etwas strebte, ihr Abbruch zu thun. Die zweyte jener Ursachen ist die Vorstellung von überwiegender Kraft in uns, mit welcher wir die Kraft des uns widerstrebenden Gegenstandes schwächen oder vernichten, und hat folglich ihren Grund in dem Triebe der Selbstschäzung. Das ist die Ursache, warum stolze und ehrgeizige Leute weit mehr, als die entgegengesezten, von den Bewegungen der Rache fortgerissen werden. Sie fühlen, wie jeder andere, ihr Streben nach Unverleztheit. Sie werden folglich, besizen sie die dazu erforderlichen Eigenschaften, jeden Widerstreit mit demselben vernichten. Vermöchten

sie

sie es nicht: so wäre dies ein Beweis von Ohnmacht, eines Mangels an einem Vorzuge, mithin eine Demüthigung für sie, und ein Widerstreit mit ihrem Triebe nach Selbstschäzung. Um so begieriger werden sie folglich seyn, die widerstrebende Kraft zurück zu weisen und zu schwächen, um sich selbst von ihren ihnen beywohnenden Vorzügen zu überzeugen, und ihrem Triebe nach Selbstschäzung Genüge zu leisten; um so lebhafter und grösser wird ihr aus dieser Ueberzeugung entspringendes Vergnügen seyn. Damit verbindet sich die geheim wirkende Vorstellung, dass der Beleidiger ihre Vorzüge, ihre Kraft verkannte; wie hätte er es sonst wagen mögen, sich mit ihnen in eine Art von Kampf einzulassen? Dies ist ein *crimen laesae majestatis* ihres Ehrtriebes. Dieser Genugthuung zu schaffen, beflügelt ihre Rache, und sie ihm verschafft zu haben, vermehrt in hohem Grade ihr Vergnügen.

Aber diese beyden Ursachen reichen nicht zu, um jene Süssigkeit der Rache in ihrem ganzen Umfange begreiflich zu machen. Denn der Mensch fühlt auch dann noch öfters heftige Rache, und innige Wollust in ihrer Vollziehung, wenn schon der Angriff des beleidigenden Theils zurückgewissen, sein Widerstreit gehoben, und er ausser Stande ist, ihn weiter zu verlezen, und wenn er an demselben schon sein Uebergewicht erprobt sieht. Eine dritte Ursache muss sich also zu den erstern gesellen, und diese ist die Vorstellung von Schmerz und Reue, die der Beleidiger empfindet. Wie kann aber diese Vorstellung uns ein so angenehmes Vergnügen gewähren?

Schmerz und Leiden eines Andern an sich selbst können uns niemals angenehme Gefühle erwecken. Dies widerstreitet in der Wurzel der menschlichen Natur, und wer ihr dieses *non plus ultra* aller Abscheu-

scheulichkeit aufbürdet, der verräth, dass er mit derselben wenig oder gar nicht bekannt ist. Der Anblick eines Leidenden erregt vielmehr unser Mitleid, und treibt uns an, ihm Hülfe zu leisten. Wenn aber dieser Anblick angenehme Gefühle in uns erzeugen soll, so muss jederzeit eine anderweitige Ursache in unserm Gemüthe thätig seyn, welcher der Schmerz und die Uebel Anderer blos Gelegenheit geben, angenehme Bewegungen in uns hervorzubringen. Diese Ursache ist, wie ich schon einmal in diesem Werke bemerkt habe, bald die durch die Wahrnehmung der fremden Uebel und Leiden mehr hervorgehobene und anschaulicher gemachte Vorstellung von unserm eigenen Leidenlosen glücklichern Zustande, bald die Vorstellung von unserer grösseren Vollkommenheit, bald eine andere Ursache. In unserm Falle aber ist es erstlich die durch den dem Feinde zugefügten Schmerz vermehrte Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit, dass er, durch so viele sich zugezogene Leiden bewogen oder zurückgeschreckt, in Zukunft uns zu verlezen nicht wieder wagen werde. Diese Wahrscheinlichkeit steigt natürlicher Weise mit der Grösse der Leiden, die wir ihm verursachen, und um ihrer willen zugleich unsre Begierde, sie zu vergrössern, und unser Vergnügen, indem wir es thun. Daher ist es auch sehr gewöhnlich, von rohen Leuten nach genommener Rache die von einer widrig lachenden Miene begleitete Aeusserung zu hören: „Ich habe ihn so zugedeckt, dass er gewiss an mich denken wird!“ und: „Ich stehe dafür, er wird mir nicht wieder in den Weg treten!“ Der Schmerz und die Uebel, welche wir dem Beleigdiger zufügen, ist zweytens eine Wirkung und zugleich ein Beweis unsrer Kraft, es sey unsers Körpers, oder unsers Verstandes, und dieses um so mehr, je grösser sie sind. Es geschieht also

in

in diesem Falle vermittelst des Triebes der Selbstschäzung, dass wir aus den Uebeln unsrer Feinde, sofern wir selbst davon die Urheber sind, Vergnügen schöpfen, und zwar in desto höherem Grade, je grösser und ausgedehnter unsre Rache ist. Dazu kömmt noch eine dritte, meistens noch wirksamere Ursache der Süssigkeit der Rache. Das ist die Wahrnehmung, dass denjenigen, der einen Widerstreit mit unserm Streben nach Unverleztheit erregte, oder, was mit andern Worten dasselbe bedeutet, der uns angenehme Empfindungen raubte, oder unangenehme verursachte, selbst ein solcher Widerstreit treffe, und er mit bitterer Reue die Folgen seiner Feindseligkeit empfinde, dass er, der uns Uebels zufügte, nun selbst mit Uebeln beladen sey. Er soll, wollen wir, leiden, weil er uns Leiden machte (beleidigte) *); und wir freuen uns, wenn wir diesen Wunsch erfüllt sehn. Wir sezen nehmlich als Regel — man vergesse nicht, dass ich hier blos von der sinnlichen, und gänzlich abgesehen von der vernünftigen, Natur des Menschen rede, welche leztere erst aus ihrem Schlummer erwacht, wenn die erstere längst ihre Herrschaft übte, und das ganze

*) Dies ist, dünkt mich, der ursprüngliche Sinn dieses Wortes. Die ausgebildete Vernunft, und mit ihr die Philosophie, nimmt es in einem andern Sinne. Sie versteht unter Beleidigung eine Verlezung der durch ein von ihr gegebenes allgemein giltiges Gesez autorisirten Rechte eines Menschen, deren Anerkennung sie darum auch von einem jeden fordert. Aber der blos sinnliche Mensch giebt ein ganz anderes Gesez, und dieses ist: seinem Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande nicht in den Weg zu treten, das Gesez des Egoismus. Wer diesem Gesez zuwider handelt, d. i., ihm Leiden verursacht, der ist sein Beleidiger, er mag nun von der Vernunft dazu befugt seyn, oder nicht.

ganze Leben hindurch gewöhnlich eine gar sehr untergeordnete Rolle spielt — wir sezen also als Regel, dass niemand unserm Streben nach Unverleztheit entgegenwirke. Nun verlangen wir natürlich, dass sie allgemein giltig sey, von jedermann anerkannt werde, und es macht uns folglich Verdruss, wenn sie übertreten wird. Dieser kann nicht anders gehoben werden, als dadurch, dass die Anerkennung von Seiten des Uebertreters wieder eintritt. Dies kann nur dadurch bewirkt werden, dass etwas in dem Uebertreter vorgeht, — Schmerz —, welches in ihm den Wunsch hervorbringt, jene Regel nicht übertreten zu haben, Reue, folglich Anerkennung derselben. Wir empfinden daher ein heftiges Verlangen, ihm diesen Schmerz zu verursachen, und ein überaus angenehmes Vergnügen, es gethan zu haben, und wir empfinden daher beydes auch dann noch, wenn es uns gar keinen Vortheil mehr bringen kann, unsern Beleidiger zu verlezen, oder ihn verlezt zu sehen. Die Heiligkeit jenes Gesezes soll sich gleichsam in seinen Leiden offenbaren. Daher ist uns auch so viel daran gelegen, dass er sage: *pater peccavi.* Darum macht es uns auch in Fällen, wo unser eigenes Interesse mit ins Spiel kömmt, Vergnügen, zu sehen, dass der, welcher Andern Uebels that, nun wieder Uebel leidet. Es geschieht ihm, sagen wir, sein Recht. Und dieses alles ist um so mehr der Fall, wenn selbst das Gesez der Vernunft auf die Seite der Sinnlichkeit tritt, und ihre Forderungen durch seinen Ausspruch heiligt. Dies war es auch unstreitig, was die Alten bewog, den Zorn, oder, wie sie eigentlich hätten thun sollen, die Rache fast durchgängig „*cupiditatem poenae exigendae*, oder, wie Cicero, *libidinem puniendi ejus, qui videatur laesisse injuria*“ zu nennen.

Noch giebt es hier verschiedene Probleme aufzulösen. Wie kömmt es, dass Hass und Rachsucht häufig sich nicht auf den Beleidiger allein beschränken, sondern auch selbst auf diejenigen übergehen, die mit ihm in irgend einer, besonders aber nahen Verbindung stehen, ja dass sie sich sogar bis auf solche erstrecken, die ihm gänzlich fremd sind? Was das Erstere betrifft, so haben wir schon oben gesehen, dass, weil die erlittene Verlezung in dem Gedächtniss Plaz nimmt, sich auch diese in demselben so oft. als die Vorstellung von dem Beleidiger, und mit ihr zugleich Zorn und Rache erneuert. Er ist in unserm Gemüthe gesezt als ein unserm Streben nach Unverleztheit widerstreitender Gegenstand, gegen den sich dasselbe in Zorn und Rache, oder vielmehr, weil es eine Fortdauer derselben ist, in Hass und Rachsucht empört. Alles, was nun mit ihm in Verbindung steht, weckt, vermöge des Gesezes der Ideenverbindung, die Vorstellung von dem Beleidiger, folglich unsern Hass und Rache, und wird uns dadurch selbst verhasst. Eine noch wichtigere Ursache hiervon aber ist diese, dass wir in den Freunden und Angehörigen unsers Beleidigers eine Uebereinstimmung mit seinen Gesinnungen, eine Billigung seiner Handlungen und Zwecke voraussezen, mithin auch sie als unsre Feinde betrachten, als solche sie hassen, und uns an ihnen zu rächen suchen. Auch glauben wir den eigentlichen Gegenstand unsers Hasses selbst zu kränken, wenn wir das, was ihm angehört, verlezen; und wir feinden dieses an, um jenem weh zu thun. So raubte Kunz von Kaufungen dem Churfürsten von Sachsen, Friedrich dem Sanftmüthigen, seine Söhne, nicht um diese, sondern um jenen zu kränken. Daher erklärt sich jene eben so sonderbare und verderbliche, als schändliche moralische Erschei-

nung von oft Jahrhunderte lang fortgeerbten Zwisten zwischen Familien, Casten, Partheyen mancherley Art, und ganzen Reichen. Der alte Groll lebt fort, und steigt, wie ein Phönix, immer wieder verjüngt aus seiner Asche hervor, man kann die Beleidigung des Ahnherrn oder Vorgängers nicht vergessen, und fühlt sich unablässig gereizt, sie noch an dem Sohn oder Nachfolger zu rächen.

Wie kömmt aber das, dass der Mensch nicht selten seinen Zorn und Rache auf solche Menschen oder Dinge überträgt, die weder selbst ihn beleidigten, noch mit seinem Beleidiger in der geringsten Verbindung stehen? So seltsam dieses Phänomen aussieht, und so unnatürlich es scheint, so ist es doch aus der Natur des menschlichen Herzens so erklärbar, als alle vorhergehenden. Wenn etwas, was dies auch sey, unserm Streben nach Unverleztheit widerstreitet, uns ein Gut raubt, oder ein Uebel zufügt, so entsteht in uns ein unangenehmes Gefühl in Beziehung auf den Urheber dieses Widerstreits, ein Abscheu gegen denselben, Zorn, und damit zugleich Rachbegierde. Wir finden uns also angetrieben, leztere zu befriedigen. Nun ist uns der Urheber unsers Uebels entweder bekannt und gegeben, oder nicht. Im ersten Falle wenden wir unsre Rache allein gegen jenen, im zweyten, wenn der eigentliche Urheber uns unbekannt ist, oder wir nicht im Stande sind, an ihm unsre ganze Rache sich austoben zu lassen, substituirt unsre erhizte Einbildungskraft ihn irgend einem andern Menschen oder Gegenstande, und wir lassen nun die Ausbrüche unsers Rachegefühls über diesen ergehen; eben so, wie, nach dem oben bemerkten Beyspiele, das Kind den Stein schlägt, an den es sich sties, in der dunkeln Vorstellung, dadurch gegen den eigentlichen Urheber seines Unfalls seine

Feindseligkeiten auszuüben. Findet sich nun gar an dem unschuldigen Gegenstande irgend eine Beschaffenheit, die unser Misfallen erregt, oder zog er irgend einmal unsre Unzufriedenheit und unsern Zorn auf sich, so erwacht in solchen Augenblicken dieser Zorn von neuem, und wir fühlen uns dann doppelt angereizt, das ganze Maas unsrer Rachbegierde über ihn auszuschütten. Daher pflegen Menschen, deren Herz durch häufig erfahrene Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, oder durch viel erlittenes Unglück und Leiden bitter wurde, so leicht zur Schadenfreude und Feindseligkeit geneigt zu seyn, und daher hat Knigge Recht, wenn er sagt: Cholerisch-Melancholische richten viel Unheil an; Blutdurst, Rache, Verwüstung, Hinrichtung des Unschuldigen und Selbstmord sind nicht selten die Folgen dieser Gemüthsart." Solche Menschen, die immer finstere Bilder mit sich herumtragen, die überall Veranlassung finden, sich Uebel und Unrecht zu träumen, die durch ihre melancholische Brille immer Mücken für Elephanten ansehen, ihre kleinsten Unfälle in den schwärzesten Gestalten erblicken, und rächend auf das, was sie verursacht, zurückzuwirken streben, lassen leicht alles, was ihnen in den Weg kömmt, oder sie umgiebt, die Wirkungen ihrer finstern Rache, oft mit der empörendsten Grausamkeit, empfinden.

Die Gestalten, welche Hass und Rachbegierde gegen ihren Gegenstand selbst annehmen, sind sehr mancherley. Es kömmt dabey sehr viel auf äussere zufällige Umstände, auf die Bildung, auf die Lage, auf die Gemüthsbeschaffenheit, und auf die Mitwirkung anderer Triebe und Neigungen eines Subjekts an. Bey dem Einen bricht die Rache, zumal wenn Macht und Ansehn ihn unterstüzen, sogleich in offenbare Fehden und Thätlichkeiten aus, und lässt nicht eher nach, bis sie sich

sich gänzlich gesättigt, oder ihre Kraft verbraucht hat. Bey dem Andern gräbt die Natter sich tief ins Herz, zeigt sich wenig im Aeussern, aber wirkt desto heftiger im Innern, wird Schadenfroh, heimtückisch, nachtragend. Bey einem Dritten äussert sie sich nur in gewaltsamen Bewegungen des Körpers, in heftigen Verwünschungen und schmähenden oder beissenden Reden; bey einem Vierten in Störrigkeit und Schmollen, oder in sanften Klagen und Vorwürfen, oder quält sich selbst, um Andere zu kränken. Bey dem Einen ist sie von langer, ja unvergänglicher, bey dem Andern nur von kurzer Dauer. Doch bey allen den mannichfaltigen Modificationen, die diese Leidenschaften nehmen mögen, bleibt ihre Natur im Wesentlichen immer dieselbe, diese nehmlich, dass sie über die von der Natur bestimmten rechtmäsigen Grenzen hinausgehen; und es ist uns hier genug, wie dieses geschehe, gezeigt zu haben. Man kann übrigens, wie und wodurch Zorn und Rache mit ihren verschiedenen falschen Richtungen sich bald in grösserer, bald in minderer Stärke, bald in dieser, bald in jener Gestalt offenbaren, sich des mehreren unter andern aus Wolfs vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele des Menschen u. s. w. unterrichten *). Ich brauche mich nicht aufzuhalten, um die schädlichen und schrecklichen Wirkungen dieser Gemüthsbewegungen in ihrer Entartung zu schildern. Sie fallen einem jeden von selbst in die Augen. Nicht genug, für denjenigen selbst, der ihnen Raum giebt, eine quälende Folter zu seyn, und seine schöne Menschlichkeit in ein Bild des Abscheues zu verkehren, vernichten sie

 auch,

*) S. § 484. fgg.

auch, wie ein verzehrendes Feuer, alles um sich her. Ihr System ist nur auf Zerstörung berechnet. Sie sollen blos schwächen, um zu erhalten: aber sie suchen zu erhalten, um alles zu vernichten. Wie kann ein Mann ein gutes Werk vollenden, dessen Vernunft bey der leisesten Veranlassung der Zorn umnebelt? Wie kann Sanftmuth, Grossmuth, Gerechtigkeit und Güte bey jener reizbaren Begierde, jede Beleidigung tief zu ahnden, bestehen? Kein Band ist zu fest und zu heilig, das diese wütenden Leidenschaften nicht zerreissen. Kein Verhältniss ist zu wichtig und ehrwürdig, das sie nicht aufzulösen vermöchten. Iene schändlichen Kriege zwischen Vater und Söhnen, jene schimpflichen Zwiste zwischen Brüdern und Freunden, jene blutigen Kämpfe zwischen Regierung und Volk, jene vom höchsten Gipfel des Wohlstandes in das tiefste Elend herabgestürzten Familien, jene hülflosen Waisen eines ehedem glücklichen Vaters, jene verfolgende Zwietracht aus falschem bethörten Wahne zwischen Wesen von gleicher Abkunft, von gleicher Vernunft, von gleichen Gesezen, von gleicher Ewigkeit, jene sonst blühenden, und nun im Rauch aufgehenden Städte, jene vernichteten herrlichen Werke der Kunst und des mühsamen menschlichen Fleisses, jene verödeten Fluren, jene entvölkerten Länder, sonst der lustige Schauplaz reger Geschäfte, nun der Gottesacker erwürgter und erschlagener Unschuld — das alles, und viel mehreres noch, ist grösstentheils das Werk ausschweifenden Zorns und ungezügelter Rache!

Zorn und Rache gleichen den Winden in der Natur. Wohlthätig zerstreuen diese die dichten, der Gesundheit schädlichen Dünste, wenn sie sich in gemäsigten Schwingungen durch die Athmosphäre bewegen: aber wenn sie in tobenden Sturm ausarten,

dann

dann entwurzeln sie ehrwürdige Eichen, kehren, was unten, nach oben, und sezen verderbliche Verwirrung an die Stelle reizvoller wohlthätiger Ordnung.

Der Schmerz ist die dritte allgemeine Triebfeder, welche die Natur in den Menschen legte, um zu bewirken, dass er das, was seine Unverleztheit stören könnte, vermeide, und falls dies schon geschehen wäre, entferne. Schmerz nennen wir, nach seiner strengsten Bedeutung, eigentlich nur denjenigen von Unlust begleiteten Gemüthszustand, welcher durch die mehr oder weniger gestörte Wirksamkeit körperlicher Theile, es sey vermittelst gewaltsamer Trennung, oder vermittelst bleibender oder vorübergehender Hemmung, Schwächung, Lähmung, oder Ertödung, mit einem Worte, durch physische Uebel entsteht. Der Begriff des Schmerzes verhält sich also zu dem Begriffe der Unlust überhaupt, wie die Art zur Gattung. Indess pflegt auch schon der Sprachgebrauch den durch sogenannte moralische, oder blos das Gemüth betreffende Uebel entstehenden Zustand der Unlust, wenn er einen gewissen Grad erreicht, Schmerz zu nennen. So sagt man: Der Verlust dieses Freundes, der Anblick dieses undankbaren Betragens, die Bösartigkeit meines Sohnes u. s. w. schmerzt mich. Dieser Analogie wollen wir hier folgen, und unter Schmerz sowohl den durch moralische, als physische Uebel verursachten, im Grunde auch nur durch seine Erregungsursachen verschiedenen Zustand der Unlust begreifen, um dadurch einen möglichst hohen Standpunkt zu gewinnen, und von ihm aus die mancherley hieher gehörigen Erscheinungen des Gemüths mit desto leichtern Blicken überschauen zu können *).

*) Der Zustand des Gemüths überhaupt, bey welchem das-

Der Schmerz nun soll uns antreiben, Uebel zu verhüten und zu entfernen, um die Gesundheit unsers Körpers, so wie die übrigen zu unsrer fortschreitenden Wirksamkeit und Entwickelung nöthigen Güter zu erhalten. Wie nöthig er hierzu sey, bedarf keines weitläuftigen Beweises. Wer würde Wunden und Krankheiten scheuen, oder davon zu genesen sich angelegen seyn lassen, wenn sie nicht so quälenden Schmerz erregten? Wer würde sich zur Arbeit bequemen, wer seine Haabe zu Rathe halten, und vor fremder Raubgier schüzen, wenn Hunger und Mangel nicht so wehe thäten? Wer würde sich lobenswerther Handlungen und Eigenschaften befleissigen, wenn Verachtung und Schimpf nicht so schmerzliche Empfindungen erweckten? Wie zügellos würde man mit den wildesten Begierden und Leidenschaften davon rennen, wenn ihre Folgen nicht so schmerzhaft wären? Wo

selbe willig (*ſponte*), oder gezwungen, zwangsweise (*invite*) thätig ist, ist Lust oder Unlust. Wird dieser Zustand zum bestimmten Bewusstseyn, dann heisst er Gefühl, in dem einen Falle angenehmes, in dem andern unangenehmes. Erreicht das Gefühl einen solchen Grad, dass es das Begehrungsvermögen zur Erhaltung oder Entfernung desselben in lebhafte Thätigkeit sezt, dass es ein Gegenstand seines lebhaftern Strebens oder Verabscheuens wird, dann wird es in jenem Falle Freude, in diesem, wenn es durch ein bevorstehendes Uebel entsteht, Furcht, entsteht es aber durch ein bereits Stattfindendes, Schmerz. Eine fortwährende Furcht vor möglichen oder wahrscheinlichen Uebeln, ist Kummer, Sorge (*aerumna*), und in höherm Grade, Bangigkeit, Verzweifelung. Ein fortwährender Schmerz wird Betrübniss, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Hofnungslosigkeit, Verzweifelung, als welche sowohl durch die Vorstellung, einem Uebel nicht entgehen, als auch durch die, desselben nicht wieder entledigt werden zu können, entsteht.

Wo bliebe Furcht und Zorn, jene mächtigen Beschüzer unsrer Unverleztheit, wenn es am Schmerze mangelte, um sie zu erzeugen? O diese bittere Arzeney des Schmerzes ist noch der beste und einzige Führer zur Weisheit und Tugend! Iedes Uebel wirkt von selbst, nach Verhältniss seines eigenen Grades, einen diesem proportionirten Grad von Schmerz in uns, der als Triebfeder zur Erreichung jener Absicht hinreichend ist. Dieser Grad ist die Grenzlinie der Gemüthsbewegung des Schmerzes. Ist er geringer: so ist er als Triebfeder zur Vermeidung und Abwendung eines Uebels unzulänglich. Für die Verhütung dieses Fehlers hat die Natur indess schon selbst gesorgt. Ist er aber grösser, dann überschreitet er die vorgezeichnete Bahn der Natur, wird Entartung.

Aus hastiger Begierde, eine schöne Rose zu pflücken, verwundest Du Deine Hand an den sie umgebenden Dornen. Es schmerzt Dich, und Du wirst in Zukunft vorsichtiger, um Dir nicht wieder, statt Vergnügen, Schmerzen zu machen. Du hast Dich im Genuss einer wohlschmeckenden Speise übernommen. Schmerzhaftes Magendrücken ist die Folge, und Du wirst mäsiger, um nicht für den Kizel von einem Paar Minuten einen halben Tag auf der peinlichsten Folter zu seyn. Du hast einem Schwäzer Dein Geheimniss offenbart. Verdruss und Nachtheil ist die Wirkung, und Du wirst ins Künftige behutsam und verschwiegen. Eine unbedachtsame Begierde zum Spiel hat Dich um Dein Geld gebracht. Du musst nun Mangel leiden, und hütest Dich, in Zukunft mehr zu verspielen, als Du zu diesem Vergnügen übrig hast. Ein unüberlegtes Wort hat Dich in Verdrieslichkeiten verwickelt, eine zweydeutige Handlung hat Dich in einen nachtheiligen Ruf gebracht. Du fühlst die üblen Folgen, und wählst nun

 Dei-

Deine Worte besser, und bist auf Deiner Huth vor Handlungen, die die Wachsamkeit Deiner Nebenmenschen übel deuten könnte. Alles dieses ist sehr natürlich und ohne Tadel, und der Schmerz ist allemal in seinen rechtmäsigen Grenzen, wenn er nicht grösser ist, als das Uebel, das ihn verursachte, und nicht weiter wirkt, als es nöthig ist, um dieses Uebel zu entfernen, oder zu verbessern: denn dann befördert er so, wie er soll, den ihm vorgesezten Zweck der Natur.

Allein er wird offenbar unzweckmäsig, und verlässt folglich seine rechtmäsigen Grenzen, Erstlich: wenn er blos eingebildete Uebel zum Grunde hat; Zweytens: wenn er länger dauert, als das Uebel, und folglich als es nöthig ist, um zur Entfernung oder Verbesserung desselben anzutreiben; und Drittens endlich: wenn er grösser ist, als das Uebel, das ihn verursacht, und also, als es zur Abwendung desselben erforderlich ist.

Was den ersten Fall betrifft, so müssen wir uns, um Inconsequenzen und Misverständnisse zu verhüten, vor allen Dingen über den Begriff eines Uebels genau verständigen. Unter einem Uebel kann man verstehen, erstlich: alles, was einer gewissen Ordnung und gewissen Zwecken widerstreitet. In diesem Sinne ist, wenn man z. B. das Gleichgewicht der Kräfte in der Natur oder ihr richtiges Verhältniss zu einander als Ordnung, und die Fortdauer der Organisation oder des Lebens der organisirten Wesen bis zu seinen natürlichen Grenzen, so wie die Erhaltung jeder Gattung und Art überhaupt, als Zweck annimmt, alles, was dieses Gleichgewicht, dieses richtige Verhältniss, diese Fortdauer stört, ein Uebel, als: Erdbeben, Sturm, Seuchen u. s. w. Unter Uebel kann man zweytens begreifen: alles, was gewissen bestimmten Ge-

Gesezen zuwiderläuft, und es ist ein um so bestimmteres Uebel, je bestimmter und nothwendiger jene Geseze sind. Nach diesem Begriffe ist die Sünde ein; und zwar — sittliches Uebel, weil sie mit den durch die Vernunft gegebenen Gesezen unsrer Handlungen in geradem Widerspruche steht. Ein Uebel ist drittens alles das, was uns auf irgend eine Art angenehme Empfindungen raubt, oder geradezu unangenehme zufügt. In diesem bereits oben bestimmten Sinne nehmen wir es hier, wo wir von dem Menschen als blossem Naturwesen reden. Da ist also der Begriff des Uebels relativ, so relativ, dass dem Einen, und in dem einen Falle, etwas ein Uebel seyn kann, was es dem Andern, und in dem andern Falle, gar nicht, ja! vielleicht ein Gut ist. Da kömmt es, ob etwas ein Uebel sey, jederzeit darauf an, ob es uns unangenehme Empfindungen errege; und wie gross oder gering es sey, allemal darauf, wie es uns mehr oder minder unangenehme Empfindungen erwecke*). Dem zu Folge scheint also gar kein Unterschied zwischen wah-

*) Den ganzen ersten Abschnitt dieses Kapitels hindurch hat sich gefunden, dass die Natur aus keiner andern Absicht das, was wir Unlust nennen, mit allen seinen Modificationen, worunter auch der Schmerz gehört, in uns entstehen lässt, als um es als Triebfeder zur Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung unsers physischen sowohl, als unsers geistigen Wesens zu gebrauchen. Dem zu Folge wäre also ein Uebel zu nennen, alles das, was diesen genannten Zwecken widerstreitet. Allein da es immer, in so weit es dieses thut, auch den zu jenen Zwecken eingepflanzten Trieben zuwiderläuft, folglich Unlust, Schmerz erregt: so ist jene Begriffsbestimmung der im Text gegebenen offenbar gleichbedeutend, und ich glaube daher nicht Unrecht zu thun, die leztere, der leichtern Verständlichkeit wegen, vorzuziehen.

wahren und eingebildeten Uebeln obzuwalten. Denn wenn, dass etwas ein Uebel sey, so wie der Grad desselben, blos von dem Schmerz, den es verursacht, und dessen Grad abhängt: so kann es ja wohl gleich gelten, ob das, was die Ursache unsers Schmerzes ist, blos in der Einbildung, oder in einem wirklich vorhandenen, und mit unserm Empfindungsvermögen in einem realen Kausalverhältnisse stehenden Dinge gegründet ist. Folglich scheint auch kein Unterschied zwischen den Schmerzen, die aus wahren, und zwischen denen, die blos aus eingebildeten Uebeln entstehen, Statt zu finden, und die leztern scheinen mithin so wenig ausserhalb den von der Natur bestimmten Grenzen zu liegen, so wenig Entartung, so wenig tadelnswerth zu seyn, als die erstsern.

Die Schlussfolge ist nämlich diese: Der Schmerz soll dazu dienen, Uebel von uns zu entfernen, oder sie zu verbessern. Dazu ist erforderlich, dass der Grad des Schmerzes dem Grade des Uebels entspreche, weil er im Gegentheil entweder unzureichend, oder zwecklos seyn würde. Auch findet jenes Verhältniss in der That jederzeit Statt: denn wie überhaupt ein Ding nur in so fern für uns ein Uebel ist, als es uns Schmerz verursacht, so ist es auch jederzeit der Grad des Schmerzes, der den Grad des Uebels bestimmt, und es kann mithin dieses nie kleiner seyn, als jener. Nun möchte es zwar den Anschein geben, dass zwischen dem durch ein eingebildetes Uebel verursachten Schmerz und diesem Uebel jenes natürliche Verhältniss mangele, und der Schmerz in diesem Falle also zwecklos und unnatürlich sey, weil es doch die Bestimmung desselben ist, Uebel zu entfernen oder zu verbessern, ein eingebildetes Uebel aber kein Uebel ist. Allein dies ist falsch: denn da ein Ding nur in so fern ein Uebel ist, als es uns Schmerzen erregt:

so

so folgt, sowohl dass das eingebildete so gut wie das wirkliche ein wahres Uebel, als auch, dass der dadurch hervorgebrachte Schmerz diesem Uebel proportionirt, und folglich, so gut wie jeder andere, natürlich, zweckmäsig, und innerhalb der rechtmäsigen Grenzen ist.

Diese Sophisterey enthält viel Täuschendes, und es ist nöthig, der richtigern Einsicht in unsern Gegenstand halber das Falsche in derselben aufzudecken.

Die Täuschung stüzt sich lediglich auf den Saz: Iedes Ding ist ein Uebel nur in so weit, als es in uns Schmerz, oder unangenehme Empfindungen wirkt. Dieser Saz hat, in Rücksicht auf den Menschen als bloses Naturwesen, recht verstanden! auch seine gute Richtigkeit. Denn was, so weit als möglich auf den ganzen Umfang meines Daseyns berechnet, weder die Summe meiner angenehmen Empfindungen vermindert, noch die meiner unangenehmen vermehrt, kann mir, als sinnlichem Geschöpfe, nimmermehr ein Uebel seyn. Die Armuth ist ein Uebel nur für den, dessen Wünsche weiter reichen, als jener Kraft, sie zu befriedigen. Wer sich mit dem begnügt, was die Armuth ihm gewährt, nicht mehr verlangt, und sich bey ihr glücklich fühlt, dem ist sie kein Uebel, sie ist ihm ein Gut. Die Kälte ist ein Uebel nur für den, welchem sie Frost und unangenehme Empfindungen verursacht. Wem sie aber wohlthut,* und in seinem Körper keine Wirkungen hinterlässt, die in der Folge ihm Schmerzen zuziehen, dem ist sie nichts weniger, als ein Uebel, sie ist ihm ein Gut. Wer sich in einem schimmerlosen Stande gefällt, und Glanz und Hoheit als ein eitles Puppenspiel schwacher Seelen verschmäht, dem ist ein niedriges Loos kein Uebel, es ist ihm ein Gut.

Allein wenn gleich, dass etwas ein Uebel sey, blos

blos davon abhängt, ob es mir unangenehme Empfindungen macht: so ist darum doch nicht alles, was dieses thut, ein wahres Uebel, und nicht jeder dadurch verursachte Schmerz ein natürlicher, tadelloser Schmerz. Ein wirkliches Uebel ist nur das, was, wenn es mit mir in Verbindung, in ein Kausalverhältniss kömmt, in mir, wie ich auch übrigens davon denken oder urtheilen mag, unangenehme Empfindungen erregt. Hängen also diese unangenehmen Empfindungen von dem Dinge selbst, ohne Rücksicht auf mein Urtheil, auf meine Einbildungskraft, ab: so ist das Ding ein wirkliches Uebel für mich, selbst dann, wenn es für Andere, wegen der Verschiedenheit ihres Empfindungsvermögens, kein Uebel, ja sogar ein Gut ist. Rühren aber meine unangenehmen Empfindungen nicht von dem Dinge selbst, sondern allein von meinem Urtheil über dasselbe, oder von meiner Einbildungskraft her, dann ist es kein wahres, sondern blos ein eingebildetes Uebel. Es findet dann in der That kein Uebel Statt, und es bedarf nichts, als einer Abänderung oder leicht möglichen Berichtigung meines Urtheils, und das Uebel verschwindet, wie Nebel, den die Sonne zerstreut. Wer eine Windmühle für einen Riesen, oder eine Reihe Weidenbäume für eine feindliche Armee ansieht, der empfindet bey diesem Anblick freylich eben das, was er empfinden würde, wenn die Windmühle wirklich ein Riese, und die Weidenbäume in der That eine feindliche Armee wären. Aber führt ihn näher hinzu, lasst ihn fühlen und sehen, dass es in Wahrheit nur eine Windmühle, oder eine Reihe Bäume war, wovor er sich entsezte, so wird mit seinem Irrthum auch sein Entsezen verschwinden. Iene Gegenstände sind in diesem Falle an sich selbst nicht in einem solchen Verhältnisse mit ihm, dass sie ihm unangenehme

Empfin-

Empfindungen erregen können. Dieses tritt aber ein, wenn er z. B. im Finstern, oder in tiefen Gedanken gehend an sie anrennt, und sich dadurch eine Quetschung, oder eine Wunde zuzieht. Nun entsteht Schmerz, den er mit keiner Vernunft hinwegräsonniren, und mit keiner Einbildungskraft hinwegphantasiren kann. Sie sind ihm jezt ein wirkliches Uebel, vorhin waren sie es ihm nur in seiner Einbildung.

Wir haben alle einen Trieb uns selbst einen Werth beyzulegen, und auch von Andern ihn anerkannt zu wissen. Es macht uns folglich Schmerz, uns allen Werth absprechen zu müssen, oder auch von andern Menschen ihn uns abgesprochen zu sehen. Ich bin fleissig, und man hält mich für träg, ich besize Kenntnisse, und man hält mich für unwissend, ich bin redlich, und man hält mich für einen Betrüger. Dies schmerzt mich, und ich kann es mit aller meiner Vernunft und Einbildungskraft nicht hindern, dass es mich schmerzt. Dieser Schmerz ist die Wirkung eines meiner Natur ursprünglich eingepflanzten beleidigten Triebes, die bey jedem Widerstreite mit demselben entsteht, und ich müsste, was ich nicht kann, meine Natur umschaffen können, um diese Wirkung zu verhindern. Halte ich es aber z. B. für eine Schmach, kein sogenannter grosser Herr zu seyn: so wird mich das allerdings wenigstens eben so unglücklich machen, als mich für einen unwissenden, ungeschickten, oder unredlichen Menschen zu erkennen, oder gehalten zu sehen. Allein in diesem Fall beruht mein Schmerz allein auf Einbildung, mit deren Auflösung er zugleich zerrinnet. Denn aller Werth, so wie dessen äussere Anerkennung, die Ehre, gründet sich auf unsre guten Eigenschaften, Vorzüge. Diese sind entweder das Werk unsrer Selbstthätigkeit, oder nicht, und kommen also uns selbst zu, oder

nicht.

nicht. Im ersten Falle hängt aller Werth, und alle desfalls uns zukommende Ehre, oder doch die Würdigkeit derselben, lediglich von uns selbst ab, weil im Gegentheil die ihn begründenden Eigenschaften nicht ein Werk unsrer Selbstthätigkeit seyn würden. Im zweyten kann uns weder ein Werth, noch wahre Ehre zuwachsen: denn wie kann uns das, was uns nicht zugehört, einen Werth, und dessen äussere Anerkennung, Ehre, geben? Nun hängt es aber nicht von mir ab, ein grosser Herr zu seyn. Denn wenn das wäre, so dürfte ich es ja nur seyn wollen. Es ist vielmehr blos eine Sache des Zufalls und allerley günstiger Umstände, die oft einen Menschen zum Sultan machen, der kaum verdiente, die Säue zu hüten. Ein grosser Herr zu seyn, ist also nicht ein mögliches Werk meiner Selbstthätigkeit, also auch nicht ein mir selbst zukommender Vorzug. Er kann mir also auch keinen Werth, und folglich auch, weil man, der Wahrheit gemäs, doch nicht etwas für mir zukommend halten kann, was mir nicht zukömmt, keine Ehre geben. Es kann mithin auch kein Mangel an Ehre, keine Schmach, keine Schande seyn, kein grosser Herr zu seyn. Es kränkte mich aber nur deswegen, weil ich es dafür hielt, und da ich es nun nicht mehr dafür halte, so kann es mich auch nicht mehr kränken. Diese Sache steht eben so wenig, wie in dem oben zuerst angegebenen Falle die Windmühle, oder die Weidenbäume, an sich selbst mit meinem Gefühlvermögen in einem solchen Verhältniss, dass in demselben, wenn sie gesezt ist, unabhängig von meinen Denken und Dichten, unangenehme Empfindungen entstehen müssen. Nur das, was meine Vernunft für einen wahren Werth erkennt, kann ein nothwendiger Gegenstand meines Begehrens, und nur der Mangel dessen kann also für mich ein wahres Uebel seyn.

Sol-

Solcher eingebildeten Uebel giebt es eine unzählbare Menge. Man hält für ein Gut, was es nicht ist, und härmt sich, dass man es entbehren muss. Man hält für ein Uebel, was es nicht ist, und grämt sich, dass man damit beladen ist. Irrwahn und Einbildung ist die fruchtbare Quelle unsrer meisten Uebel und Leiden, und man nennt den mit Recht einen Thoren, der ewig nach Gütern rennet, die keine Güter sind, und immerdar vor Uebeln auf der Flucht ist, die nur in seiner Einbildungskraft zu Hause gehören *). Man wird nun aber hinlänglich im Stande seyn, den Unterschied zwischen wahren und eingebildeten Uebeln zu bemerken, und einzusehen, dass nur das ein Uebel seyn kann, was, wenn es mit mir in ein Kausalverhältniss tritt, unabhängig von meinem willkührlichen Denken und Einbilden, unangenehme Empfindungen in mir erzeugt. Alle oben aufgestellte Säze bleiben nun zwar in ihrer Kraft; sie bestimmen sich aber insgesammt näher dahin. Iedes Ding ist ein Uebel nur in sofern es mir, an sich selbst, und unabhängig von meinen zufälligen Urtheilen und meiner Einbildungskraft, unangenehme Empfindungen erweckt. Der Grad eines Uebels wird jederzeit durch den Grad des dadurch verursachten Schmerzes bestimmt. Dieser ist also jenem jederzeit gleich, folglich allemal gerade so gross, als es nöthig ist,

*) Es scheint, dass der Mensch ohne Uebel nicht leben könne. Wenn er nicht mit wirklichen zu kämpfen hat, so ruft ihm seine schöpferische Einbildungskraft dergleichen aus dem Nichts hervor; und es ist oft ein Glück, ein wirkliches Uebel zu erfahren, um durch das wahre natürliche Gefühl desselben aus seinen Träumen aufzuwachen, und indem man den Unterschied zwischen wahren und eingebildeten Uebeln gewahr wird, von der drückenden Last der leztern befreyt zu werden.

ist, um uns zur Entfernung oder Verbesserung des Uebels anzutreiben, mithin jederzeit zweckmäsig, natürlich, und in seinen vorgeschriebenen Grenzen, wohl zu merken! wenn er blos auf die natürliche Beschaffenheit unsers Gemüths gegründet, wenn er frey ist von Täuschung und Wahn. Er ist aber allemal unzweckmäsig, unnatürlich, und ausserhalb seinen rechtmäsigen Grenzen, wenn er blos Irrthum und Einbildung zur Quelle hat. Denn er ist nur zur Verhütung und Entfernung von Uebeln als Triebfeder bestimmt. Dazu kann er aber nichts nüzen, wo es blos auf ein Schattengefechte mit leeren Hirngespinsten abgesehen ist. Er würde auch hierzu umsonst seine Kraft verbrauchen, da blos Berichtigung des Urtheils, und Zurechtweisung einer irregehenden Einbildungskraft das dazu taugliche Mittel ist *). Er ist also in solchen Fällen ganz ohne Zweck und Nuzen, ist eine unnöthige, unnatürliche, thörichte Qual.

Der Schmerz ist zweitens unzweckmäsig, unnatürlich, und ausserhalb seinen rechtmäsigen Grenzen, in so weit er, obgleich durch ein wirkliches Uebel verursacht, doch dem Grade, dem Umfange, oder der Dauer nach grösser ist, als das Uebel, und als es, den Absichten der Natur zu Folge, erforderlich oder zweckmäsig ist, um sich desselben zu entledigen, oder es zu verbessern. So lange wir uns bey Uebeln, die uns zustossen, allein den Wirkungen der Natur überlassen, und unser Gefühlvermögen also lediglich durch jene Uebel bestimmt wird, so lange wird auch jederzeit das natürliche rechtmäsige Verhältniss zwischen ihnen und unserm Schmerze Statt fin-

*) Der Schmerz würde uns nur verleiten, Hiebe in die leere Luft zu thun.

finden. Das erhellet am sichtbarsten bey körperlichen Uebeln, wo mehr, wie bey andern, die freye Natur waltet. Eine leichte Wunde verursacht einen leichten, eine tiefe oder gefährliche einen tiefen, durchdringenden Schmerz. Dieser dauert und wirkt so lange, als jene, und nimmt mit ihr, so weit blos die Natur hierbey wirksam ist, allmälig ab, bis sie beyde, der Schmerz und das Uebel, verschwinden. Eben so auch bey einer leichten und schweren Krankheit. Dasselbe ist auch der Fall bey andern Arten von wirklichen Uebeln. Ein kleiner Verlust meines Vermögens wirkt einen kleinen, ein grösserer einen grössern Schmerz; es ist mir weniger empfindlich, einen geringen, als einen bedeutenderen Vorzug zu entbehren, oder verkannt zu sehn. In beyden Fällen werde ich auch, nach Beschaffenheit des Uebels, mehr oder weniger zur Verbesserung desselben angetrieben. Wie fern nun auf diese Art mein Schmerz, dem Grade und der Dauer nach, dem Uebel, das ihn wirket, correspondirt, in so fern ist er natürlich, tadellos, und überaus heilsam, um mich zur Erhaltung oder Wiederherstellung meiner Unverleztheit thätig zu machen. Allein gar häufig schweift der Schmerz unendlich weit über die Grenzen dieses natürlichen Verhältnisses hinaus. Ein Dieb, eine Feuersbrunst, oder ein ungerechter Weise verlohrner Process bringt uns um den fünften Theil unserer Güter. Wir müssen nun um denselben Theil unsern Tisch, unsre Garderobe, unsre häusliche Einrichtung, unsern ganzen Aufwand einschränken, wir verlieren den fünften Theil von den bisher uns dadurch gewordenen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Das Quantum unsrer hierauf beruhenden Glückseligkeit hat sich also um ein Fünftheil vermindert. Diesem proportionirt sollte unser Schmerz auch seyn. Vier Fünftheile sind uns

geblieben. Diese sollten uns allen bisher gewährten Genuss noch geben. Aber wir vergessen, besonders wenn schon mehrmal ein ähnlicher Schlag uns traf, dass wir noch im Besiz dieses beträchtlichen Antheils sind. Weil nun der alte Rheinwein mangelt, so will unsrer Zunge auch der Frankenwein nicht mehr behagen. Der schlichte Tuchrock dünkt uns ein grober Sklavenkittel, weil wir ihn nicht mehr von Seide oder von der feinsten englischen Wolle tragen können. Wir dünken uns in die armselige Hütte eines Grönländers versezt, weil wir uns nicht mehr von dem Luxus eines schwelgerischen Morgenländers umgeben sehen. Wir sollten unsre Anstrengungen um den fünften Theil vergrössern, um, was wir verlohren, wieder zu erwerben; aber wir lassen aus Unmuth ganz die Hände sinken, und mögen uns nun auch nicht einmal die Mühe geben, die uns gelassenen vier Fünftheile zu erhalten. Aller Muth zu nüzlicher Thätigkeit ist verschwunden, aller Frohsinn ist dahin, keine Freude erquickt mehr unser Herz, kein Strahl der aufgehenden Sonne bringt erfreuliches Licht in unsre Seele zurück, weil sie nun nicht mehr fünf, sondern nur vier Fünftheile unsers Vermögens bescheint. Der finstre Gedanke an unsern erlittenen Verlust hüllt alles um uns her in düstere Schatten der Nacht. Die ganze Welt ist uns ein Schauplaz, auf dem nur Bösewichter, Misgeschick und Elend ihre abscheulichen Rollen spielen. Da kömmt kein edler Freund uns theilnehmend mehr entgegen, da duftet keine Blume mehr ihre lieblichen Gerüche für uns aus, da singt uns keine melodische Kehle mehr Wonne in das Herz. Selbst unser Schlaf ist nur eine Fortsezung des schauerlichen Spiels, durch Träume von blutigem Mord, von einbrechenden Diebes-Banden, von rauschenden, alles verzehrenden Flammen unter-

bro-

brochen. Lange tönt die dumpfe Saite in dem Herzen fort. Unser Auge senkt sich starr und mit verloschnem Blick zur Erde, alle Züge im Gesichte sind erschlafft. langsam schleicht das Blut durch die Adern, jede Begierde ist eingeengt, und keine wagt mehr laut zu werden, jede Kraft ist niedergeschmettert, und wirkt nur noch so weit, als es nöthig ist, um in bittre Klagen über das Schicksal auszubrechen, kein Strahl von Hoffnung wagt mehr aufzudämmern, die Gegenwart und Zukunft bewahrt nur Elend für uns auf, und das einzige, was uns noch willkommen heisst, ist der Erlöser von allen Uebeln, der Tod.

Ich lasse dem Leser die Freyheit, an die Stelle des Fünftheils des verlohrnen Vermögens die Hälfte, oder auch den Verlust eines geliebten Freundes, Kindes, Gatten, oder was er sonst für gut finden mag, zu sezen, wenn ihm die gesezte Ursache für die angegebenen Wirkungen zu gering scheinen sollte. Der Eindruck, welchen Uebel auf die Menschen machen, ist auch sehr verschieden. Der Eine wird dadurch mehr, der Andere weniger, der vorzüglich durch dieses, jener vorzüglich durch jenes erschüttert. Aber wer die Menschen aus Erfahrung kennt, wird mit derselben meine Schilderung nicht in Widerspruch finden. Ein an sich unbedeutendes Uebel, eine kleine Kränkung unsers Ehrgeizes, ein verfehlter Wunsch, ist nicht selten hinreichend, uns in den lebhaftesten Schmerz, und in die tiefste Betrübniss zu versenken. Wie viel mehr ein wichtigeres? Wir glauben alles verlohren, weil wir nicht alles erhielten, und unser Schmerz gleicht diesem Wahn. Ich habe Leute gesehen, die eine Feuersbrunst, welche ihr Haus verzehrte, zu einer Art von Wahnsinn brachte; und doch umfasste dieser Verlust lange nicht ihr ganzes Vermögen. Und wie wird nicht so manche Mutter über

den Verlust eines Kindes in unglaublichem Grade vom Schmerze hingerissen! Noch bleiben ihr mehrere Kinder, die fähig sind, in ihrem Herzen süsse Mutterfreuden zu nähren; noch bleibt ihr ein zärtlicher Gatte, der willig und bereit ist, so manche schöne Blume auf den Pfad ihres Lebens zu streuen; noch bleiben ihr redliche Freunde, die, Kummer und Freude mit ihr theilend, ihr das Leben zu einer angenehmen Alpenreise zu machen bemüht sind; noch springen ihr tausend Quellen, aus denen sie süsse Lebensfreuden und wohlthätige Erquickung schöpfen kann. Aber für alle diese wichtigen Güter hat sie keinen Sinn. Gedanken des Todes füllen allein ihre ganze Seele aus. Das Band, welches sie an das Leben knüpfte, ist zerrissen. Ieder Trieb, der sonst zur Erhaltung des Lebens im Menschen wirksam ist, selbst der Trieb nach Nahrung verstummt. Nur einer ist noch thätig, und das ist der unnatürlichste von allen — der Trieb nach Befreyung von der unerträglich scheinenden Bürde des Lebens. — Wo bleibt hier, und in allen ähnlichen Fällen, jenes natürliche Verhältniss zwischen Uebel und Schmerz? Wie kann ein Schmerz seine, von der Natur ihm vorgeschriebene Bestimmung erfüllen, wenn er, an Statt den Menschen zur Entfernung oder Verbesserung von Uebeln thätig zu machen, alle Thätigkeit in demselben erstickt.

Was treibt denn nun diese heilsame Triebfeder zur Erhaltung und Widerherstellung unsrer Unverleztheit so weit von dem rechten Ziele ihrer Bestimmung ab? Was bringt denn jenes ungeheure Misverhältniss zwischen Uebel und Schmerz hervor? Irrwahn und Einbildungskraft spielen dabey unstreitig eine vorzügliche Rolle. Allein aus ihnen allein lässt sich diese Erscheinung in der menschlichen Natur nicht

erklären. Sie sezen auch jederzeit selbst eine tiefer liegende Ursache voraus, um zur Hervorbringung dieser unnatürlichen Ausschweifung des Schmerzes mitzuwirken. Diese Ursache ist keine andere, als die, von welcher, da sie als der Hebel oder als das Urprincip aller nothwendigen, zweckmäsigen, blos durch die Natur bestimmten Thätigkeit des Menschen bey jeder Gemüthsbewegung thätig ist, wie diese zweckmäsige Thätigkeit selbst, so auch alle Abschweifung von dem richtigen Wege der Natur, alle Entartung der natürlichen Triebe sich überhaupt herschreibt — das Streben nehmlich nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande. Unablässig von diesem reizbaren Geiste getrieben, mögen wir weder eine angenehme Empfindung, oder was sie wirken kann, entbehren, noch, und um so viel weniger, eine unangenehme dulden. Wird uns also die eine geraubt, oder die andere zugefügt, so erwacht natürlich, und dem Willen der Natur gemäs, augenblicklich das Bestreben, die Ursache davon zu entfernen, und dadurch den gestörten Zustand wieder herzustellen. Dies lässt sich entweder sogleich, oder nur binnen einer mehr oder weniger langen Zeit, sicher oder zweifelhafter Weise, oder gar nicht bewirken. Im ersten Falle kehrt im Allgemeinen Ruhe und Zufriedenheit auf der Stelle wieder zurück, ja wir fühlen uns sogar dabey von einem sehr lebhaften Vergnügen bewegt, sey es aus der Vorstellung, einem uns angedrohten Uebel entgangen zu seyn, oder es durch unsern Muth, Kraft, Geistesgegenwart, Geschicklichkeit, oder Klugheit besiegt und abgewandt zu haben, oder aus beyden Ursachen zugleich. Ein Dieb z. B. entwendet mir im Gedränge meine Uhr. Mit Verdruss bemerke ich es gleich darauf, ohne jedoch die That wahrgenommen zu haben. Aber ich sehe den Thäter sich

mit Eifer durch den Haufen drängen, ich erinnere mich schnell, denselben Menschen so eben dicht an mir, und dabey zugleich durch ein dunkles Gefühl eine Berührung an mir bemerkt zu haben, ich lese eine gewisse Unruhe auf seinem Gesichte, und böse Gesinnungen in seinen Zügen, und in seinem ganzen Aeussern die Merkzeichen eines Menschen von schlechtem Handwerk. Aus allen diesen Datis bildet sich schnell der Schluss: Dieser ist mein Dieb! Ich dränge mich zu ihm, ergreife ihn, und finde meine Uhr.

Hierbey äussert sich der ganze vorhin beschriebene Process meiner Gemüthsthätigkeit. Verdruss über ein zugefügtes Uebel, oder, was dasselbe bedeutet, über die Beraubung eines Gutes, Bestreben es wieder zu erlangen und meinen vorigen Zustand wieder herzustellen, und, nachdem dieses geschehen, lebhaftes Vergnügen, sowohl dem Uebel entgangen, als auch, demselben durch meine Geistesgegenwart, Klugheit und Entschlossenheit ausgewichen zu seyn, ja dieses kann mir sogar viel mehr werth seyn, als das Gut, das ich dadurch den diebischen Händen eines Spizbuben entriss.

Geht es aber nicht an, mich mit schnellem Erfolg von dem Uebel und Schmerz zu befreyen, oder wankt diese Befreyung sogar auf unsichern Füssen: so hört darum mein Streben nach Verdrängung desselben nicht auf, es nimmt vielmehr jeden Augenblick an Heftigkeit zu. Das Uebel gewinnt durch die Hartnäckigkeit, mit welcher es sich behauptet, ein immer grösseres Ansehn, und erhöht schon dadurch in gleichem Grade den Schmerz. Ieder Moment seiner Dauer wird nun zur Stunde, jede Stunde zur Woche, jede Woche zum Iahre u. s. f., es entsteht Ungeduld. Das so heftige Streben nach Befreyung, verbunden mit der Un-

Unmöglichkeit es zu befriedigen, erzeugt das lebhafteste Gefühl von Ohnmacht, Abhängigkeit, feindseliger Einwirkung, Leiden, und dieses innigen Verdruss und laut ausbrechende bittere Klagen, oder innere tiefe Zermalmung. Die ganze Thätigkeit des Begehrungsvermögens ist nun einzig auf das zu entfernende Uebel beschränkt; und weil alle Kräfte der Seele in Korrespondenz stehen: so richten nun auch Verstand, Gedächtniss, und vorzüglich Einbildungskraft ihre Thätigkeit hierauf. In dieser erhält dann vollends das Uebel eine riesenmäsige Gestalt; alle wahren und möglichen schlimmen Wirkungen desselben treten in ihr hervor, daran reihen sich unzählige andere Uebel aus dem Gebiete der Wirklichkeit und Möglichkeit, aus vergangenen und künftigen Zeiten; sie ist ein unwiderstehlicher Strudel, der nah und fern tausendfältige Uebel herbeyzieht. Alles also, was sonst unser Herz mit Freude beleben, oder mit erquickenden Hoffnungen nähren kann, verschwindet in solchen Zeitpunkten aus unserm Gesichtskreise; wo wir unser Auge hinwenden, weist nur das Misgeschick uns seinen zerfleischenden Zahn. Natürlich daher, dass, wo jedes Gut sich unserm Blick entzieht, wo alle Kräfte unsers Gemüths einzig von dem eben uns treffenden Uebel angezogen werden, wo dieses sich so unglaublich vergrössert, wo sich unzählige fremde an dasselbe anschliessen, und dieses furchtbare Heer sich uns nun drohend gegenüber stellt, dass sogar unser Schmerz, oder unser unangenehmer Gemüthszustand einen Umfang, eine Grösse erreichen muss, die jedes natürliche Verhältniss mit dem eigentlichen wahren Uebel, oder dessen Grade, weit hinter sich zurücklässt. Eben so natürlich, dass der Mensch in solchen Fällen sich unfähig fühlet, irgend einen Strahl von Hoffnung aufzufassen, dass er in Hoff-

nungslosigkeit und Verzweiflung dahin sinkt, und den Tod, als den einzigen Retter, mit inniger Sehnsucht herbeyfleht, oder, nach Beschaffenheit der grössern oder mindern Heftigkeit seiner Leidenschaften und Einbildungskraft, wohl gar in Wahnsinn übergeht; oder dass er ohne Aufhören in die bittersten Klagen ausbricht, jeden Gedanken von Freude, die er mit seinem Zustande und Schicksale so sehr in Widerspruch wähnt, wie Tod und Sünde hasset, unausstehlich grämlich, grillenfängerisch und unverträglich wird, und dass diese Stimmung sich lange Zeit in ihm behauptet, aller Fröhlichkeit den Eingang verschliest, und ihn zu einem lebendigen Bilde des Kummers und der Traurigkeit macht.

Alles dieses, und in noch höherem Grade, ereignet sich auch, wenn ein gewünschtes oder verlohrnes Gut sich gar nicht gewinnen oder wieder erlangen, und ein erlittenes Uebel sich gar nicht entfernen oder verbessern lässt. Beyspiele hierzu als Belege darzulegen, würde diese Materie allzu weitläuftig machen. Ein jeder, dem daran gelegen ist, die Wahrheit dieser Säze an einzelnen Beyspielen zu prüfen, wird deren selbst aus eigner oder fremder Erfahrung in Ueberfluss auffinden können; auch können verschiedene bereits in diesem Werke aufgestellte zu diesem Gebrauche dienen.

Die wesentlichsten Umstände bey allen solchen Ausschweifungen des Schmerzes über seine natürlichen Grenzen sind indessen kürzlich folgende: Wir wollen durchaus uns von dem Besize eines Gutes, mag es wirklich schon unser Eigenthum, oder nur ein Gegenstand unsrer Wünsche und Entwürfe seyn, nicht trennen, noch ein zugefügtes Uebel ertragen. Das Gemüth stemmt sich also gegen beydes aus allen seinen Kräften. Dieses Streben wird natürlich immer

hef-

heftiger, je weniger es seine Absicht erreicht. Da richten sich denn alle Kräfte der Seele zugleich einzig auf diesen Gegenstand. Es ist dann nichts, was diesem Gemüthszustande gleichsam eine Diversion machen könnte. Wir denken nichts als Uebel, und fühlen nichts als Schmerz *).

Man sieht aber leicht, so wenig ein solcher auf den höchsten Grad getriebener Schmerz dem Willen der Natur, oder seiner wahren Bestimmung gemäs, so unnatürlich er folglich, von dieser Seite betrachtet, ist, so natürlich und unvermeidlich ist er doch von der andern, so fern nämlich der Mensch blos durch die Natur, und nicht durch freye Vernunftgrundsäze bestimmt wird. — Die Triebe der Natur sind blind. Ihnen zur Seite gehen, so lange sie allein die Herrschaft führen, und nicht Vernunft und Freyheit ihre Thätigkeit bestimmt und regelt, keine Ueberlegungen von Grösse oder Geringfügigkeit eines Gutes oder Uebels, von Zweckmäsigkeit oder Unzweckmäsigkeit ihrer Wirksamkeit. Einmal aufgeregt richten sie ihre Wirkungen eben sowohl auf eingebildete, als wahre Güter und Uebel, und ihre rasche Thätigkeit kennt keine Grenzen, bis sie sich selbst aufreibt, oder eine fremde Kraft ihr gewaltsam ein Ziel sezt.

Man

*) Diese Erklärung giebt zugleich, welches nebenbey zu einem Beweise ihrer Richtigkeit dient, die Mittel und Maasregeln an die Hand, um allen solchen Ausschweifungen des Schmerzes auszuweichen. Denn um dies zu bewirken, darf man nur das Streben des Gemüths, und seine Gedanken von dem Uebel ab, und auf andere, besonders frohere Gegenstände lenken, so bleibt dann nichts zurück, als der durch das Uebel bewirkte natürliche Schmerz. Daher sind auch mit Klugheit angewandte trostreiche Zusprüche, Geschäfte und Zerstreuungen mancherley Art so wirksam hierzu. Doch zu diesen Erörterungen wird sich weiter unten eine schicklichere Stelle finden.

Man würde mich inzwischen sehr misverstehen, wenn man meinen Erörterungen dieses Gegenstandes den Sinn unterlegte, dass jedes Uebel, welches Menschen treffen mag, und unter allen Umständen, den Schmerz bis zu einem solchen ungeheuren, oder überhaupt unverhältnissmäsigen Grade emportriebe; da ich, dem vorgesezten Zwecke gemäs, nur zeigen wollte und musste, wie er der nothwendigen Einrichtung der menschlichen Natur zu Folge eine solche Stufe erreichen könnte, und unter gewissen Umständen auch müsste. Um über seine natürlichen Grenzen hinaus zu gehen, und besonders bis zu der bezeichneten ausserordentlichen Höhe zu steigen, gehört allezeit, dass unser Gemüth von einem Uebel mit vieler Lebhaftigkeit erschüttert werde. Dazu ist bey manchen Menschen, und unter manchen Umständen ein sehr unbedeutendes Uebel schon hinreichend, bey andern, und unter andern Umständen vermag es auch das wichtigste nicht, oder kaum. Das Streben nach Unverleztheit ist immer die Grundursache eines übertriebenen Schmerzes. Dieses kann bald gar sehr verhindert, bald wieder eben so sehr befördert werden, und es folgt von selbst, dass von diesen Fällen die Verschiedenheit seines Einflusses auf das Gefühlvermögen, und auf das ganze Gemüth überhaupt bestimmt wird. Es kömmt dabey theils auf die besondere natürliche Gemüthsbeschaffenheit eines Menschen, theils auf seine äussern Umstände, Lage und Schicksale an. Der leichtsinnige flüchtige Sangviniker, und der bedächtliche schwerfällige Phlegmatiker, so entgegengesezt ihr anthropologischer Charakter ist, kommen, wie ich schon einmal bemerkt habe, doch darin überein, dass ihrer keiner von einem Uebel so leicht und so heftig erschüttert, oder lange von demselben festgehalten wird, der eine, weil er es mit keiner Sache

so

so ernstlich nimmt, durch jeden neuen Gegenstand an- und von dem vorigen abgezogen wird, und weil auf diese Art sein unsteter beweglicher Geist immer nur über der Oberfläche der Dinge hinwegflattert; der andere, weil die ungeheure Schwerkraft seines Geistes jedem Eindruck wehret ihn aus seiner Stelle zu bewegen, oder doch ihn wieder schnell zu Boden drückt, weil jede merkliche Veränderung seines Zustandes ihm ungelegne Mühe macht, und weil er darum lieber tausend Uebel willig erträgt, als sich das höchste aller seiner Güter — seine geliebte Ruhe entreissen lässt. Mag der Tod ihm seine Gattin, seine Kinder, mag das Geschick ihm seine Güter rauben, lässt es ihm nur noch so viel, als nöthig ist, um gemächlich seiner Ruhe zu pflegen: so stimmt er gelassen in den evangelischen Trostspruch: „Der Herr hats gegeben; der Herr hats genommen: der Name des Herrn sey gelobet!" Da also in beyden Fällen kein sehr lebhaftes Streben nach Verdrängung eines Uebels und nach Wiedererlangung eines Gutes, und folglich auch keine anhaltende, oder beträchtlich gespannte Thätigkeit des Gemüths in Beziehung auf das eine oder das andere Statt findet: so begreift man leicht, wie in denselben auch jene Ausschweifung des Schmerzes nicht eintreten kann.

Ganz anders verhält es sich mit jenen weichgestimmten, für jeden Eindruck so leicht empfänglichen, und an allem, was sie interessirt, mit ganzer Seele hangenden, oft so liebenswürdigen, aber auch oft so unglücklichen Wesen. Diese werden auch durch leichte Uebel sehr lebhaft gerührt, und der blosse Gedanke an den Verlust eines Freundes, eines Verwandten, eines Kindes, ist schon hinreichend, um sie in tiefe Betrübniss zu versezen. Hier also, wo das Herz für jedes Uebel so empfindlich, wo folglich

auch das Streben nach Unverleztheit so besonders thätig ist, hier findet der Schmerz seinen ausgedehntesten Wirkungskreis. Dasselbe ist, aus schon berührten Ursachen, der Fall bey Menschen von melancholischer Gemüthsstimmung.

Auf gleiche Art ändern auch Umstände, Lage, Schicksale die Sache. Wenn Fortuna uns zu allen unsern Unternehmungen und Wünschen geneigte Erhörung winkt, wenn immerfort ein lautes Concert von frohen Empfindungen in unsern Herzen wiederhallt, wenn unser Muth, durch verflossene und gegenwärtige Zeiten gestählt, der Zukunft lachend ins Angesicht blickt, wenn wir überall um uns her nur Rosen blühen sehen: da mag uns auf unserm Pfade immer ein Unfall zustossen; wir bemerken ihn kaum, weil tausend fröhliche Gegenstände unsern Geist und unser Herz gefesselt halten. Aber wenn wir schon oft des Verhängnisses zerreissende Geissel schmerzlich empfanden, wenn kein Wunsch uns gelingen will, wenn uns, was wir durch vieljährigen redlichen Fleis mühsam errangen, schon öfters ein einziger Augenblick bübisch entwand, wenn noch aus jedem Winkel des Herzens eine vom Unglück gerührte Saite empfindlich nachhallt, wenn so unser Gefühl für Schmerz, unser Streben nach dessen Entfernung, und unser Geist für Wahrnehmung und Aufsuchung von Uebeln in hohem Grade gespannt sind: dann erlangt natürlich jeder auch noch so geringe Schmerz, der in solcher Verfassung uns berührt, gar leicht einen ungewöhnlichen Grad von Umfang und Heftigkeit. Wo die Freude hauset, da ist ein einzelner Schmerz ein unbedeutender Fremdling, von dem die Seele kaum Notiz zu nehmen würdigt. Aber wo der Schmerz die Herrschaft führt, da ist der geringste Unfall im Stande, uns in die grundlosen Tiefen der Verzweiflung hinabzu-

abzustürzen; und auch wo das Zünglein zweifelhaft in der Wäage bebt, ist eine kleine Zulage in der Schaale der Leiden hinreichend, den entscheidensten Ausschlag zu geben, und die Schaale der Freuden hoch hinauf zu schnellen, zumal wenn diese Waage sich in der Hand einer regsamen feurigen Einbildungskraft befindet. Wie diese allgewaltige Fee in sonnigen Tagen die strohbedachte Hütte zum schimmernden Palast von Diamant, und die einfache Blumenau in Elysium umzuschaffen versteht, so weis sie dagegen in Stunden des Trübsinns eine leichte Wunde in einen unheilbaren Schaden, einen kleinen vorübergehenden Husten in eine auszehrende Krankheit, und einen verfehlten Wunsch in ein dädalisches Gewinde von Leiden und Unglücksfällen zu verwandeln.

So sind die Fälle unendlich verschieden, um die Wirkungen des Schmerzes bald zu erweitern, bald zu beschränken. Allein so wenig er auch unter gewissen Umständen über manche Menschen vermag, so ist doch wohl kein einziger, bey welchem er sich nicht bisweilen weit über die Grenzen seiner rechtmäsigen Bestimmung hinaus verirrte.

An die bisher abgehandelten negativen Triebe zur Erhaltung unsrer Unverleztheit schliesst sich die Neigung zur Ruhe, die Trägheit. In einem Wesen, dessen Kräfte nur bis auf einen gewissen Grad wirksam seyn dürfen, um nicht ihr Vermögen ganz oder zum Theil zu verlieren, wo also eine weise Oekonomie in der Vertheilung der Zeit zur Thätigkeit und Ruhe durchaus erforderlich ist, da heischte eine unumgängliche Maasregel, dem Triebe nach Thätigkeit gleichsam ein bleyernes Gewicht anzuhängen, um von Zeit zu Zeit seinen Aufflug zu hemmen, und ihn, sobald er eine gewisse Höhe erreicht, wieder herab zu ziehen.

Ge-

Genuss ist nur durch Thätigkeit erreichbar, sey es, dass er aus dieser selbst, oder aus dem hervorgehe, was sie schafft. Wer gänzlich ruht, kann nicht geniessen, und schafften ihm auch Andere den Stoff zu seinem Genuss, so ist doch dieser selbst nichts anders als Thätigkeit. Es regt sich aber in dem Menschen ein unauslöschlicher Durst nach Genuss. Wie würde er also, um diesen Durst zu stillen, sich in einem Wirbel von ungestümer rastloser Thätigkeit drehen, um theils aus dieser selbst Genuss zu ziehen, theils, durch ein Heer von unruhigen, stürmischen Begierden getrieben, der Befriedigung derselben nachzujagen? Wie schnell würden sich dann seine so leicht erschöpflichen Kräfte vernuzen, wie bald würden sie unter der ungeheuren Last unmäsiger Anstrengung erliegen, und allen Fugen und Banden seiner Organisation eine schleunige, unaufhaltbare Auflösung bereiten, wenn nicht ein mächtiger Hang zur Ruhe ihr rasches Feuer dämpfte, sie von schädlicher Ueberspannung zurück zöge, und dem gebieterischen Aufruf der Begierden ein so nachdrückliches *veto* entgegendammte? Wie mancher Gelehrte, den eine alles überwiegende unersättliche Begierde nach Erkenntniss, oder nach Ruhm und Ehre, über das Ziel der Mäsigkeit im Gebrauche seiner Kräfte mit sich fortriss, trägt nicht sein ganzes Leben hindurch die sichtbaren Beweise übertriebener Anstrengung mit sich herum? *).

Nun

*) Dieses widerlegt auch den Einwurf, welcher manchem vielleicht bey dieser Materie gegen die Nothwendigkeit des Triebes der Trägheit kommen könnte. Man könnte nämlich einwenden: Das Vermögen der menschlichen Kräfte zu wirken hat ja ohnedies seine natürlichen Grenzen. Hat es diese erreicht, so tritt Ohnmacht ein. Dann kann

Nun dient zwar auch der Schmerz, den diese Art von Unmäsigkeit, wie jede andere, früh oder spät zur Folge hat, dazu, ein Schreckbild davor aufzustellen. Allein er kömmt hierin gar oft zu spät, und nüzt dann grösstentheils nur, den Menschen bereuen zu machen, was er nicht mehr ändern kann. Es bedarf also offenbar eines besondern Princips in der sinnlichen Natur des Menschen, welches, als ein wesentlicher Bestandtheil desselben, als ein Naturtrieb, gleichsam von Haus aus dem Thätigkeitstriebe das nöthige Gleichgewicht halte, um zu verhindern, dass die menschlichen Kräfte durch übertriebenes rastloses Wirken sich nicht selbst aufreiben. Dass ein solches Princip, das der Trägheit nämlich, sich wirklich im Menschen befinde, und wodurch dessen Wirksamkeit bestimmt werde,

kann der Mensch nicht mehr wirken, wenn er auch wollte. Es verbietet sich schon von selbst. Wozu also noch ein besonderer Naturtrieb, um es zu verhindern? Allein eben bis dahin, wo es sich von selbst verbietet, darf es, ausserordentliche Fälle ausgenommen, nicht kommen, wenn die Organisation unsers Wesens an Kraft und Dauer nicht unersezlich leiden, oder gar zu Grund gehen soll. Wer, z. B., so lange aus allen Kräften läuft, bis das Vermögen, weiter zu laufen, versagt, und er dann ohnmächtig zusammensinkt, der muss freylich von der Fortsezung seines Laufens abstehen, wenn er auch noch so wenig Abneigung, oder auch noch so viel Neigung dazu hätte. Allein gar leicht wird eine solche Unordnung, eine solche Verrückung und Stockung des ganzen Räderwerks seiner Maschine davon die Folge seyn, die es ihm unmöglich macht, je wieder in Zukunft zu laufen. So auch in andern Fällen. Unsere Kräfte dürfen also keinesweges bis an die äussersten Grenzen ihres Vermögens wirken, sondern blos so weit ihr Vermögen für künftige Thätigkeit ungeschwächt bleibt. Ist aber nichts, was ihnen auf diesem Punkte Einhalt thut, so werden sie in einem Zuge forteilen, bis sie sich selbst vernichten.

werde, haben wir schon gezeigt, und ein jeder kann sich davon jeden Augenblick durch eigene Erfahrung überzeugen. Es liefert der Beweise seines Daseyns leider mehr, als zu wünschen ist, und es beweiset unendlich öfter zu viel, als zu wenig Vermögen. Uns liegt hier vor allem andern ob, die Ausschweifung desselben über seine rechtmäsigen Grenzen, oder seine Entartung zu erörtern. Zu dieser Absicht müssen wir abermals erst diese Grenzen selbst genau bestimmen. Sie erhellen aber schon aus dem so eben Gesagten. Die natürliche Bestimmung des Triebes nach Ruhe, oder, wie ich auch diesen Trieb nach der Analogie mit einem, durch diesen Ausdruck bezeichneten, und mit dem der Faulheit, welche einen moralischen Fehler bestimmt, nicht zu verwechselnden, allgemeinen Naturgeseze *) genannt habe, der Trägheit, sezet sie fest. Unsere Kräfte, wenn ihr Vermögen sich erhalten soll, dürfen in ihrer Wirksamkeit nicht weiter gehen, als bis so weit dasselbe für künftige Thätigkeit unverlezt bleibt, und sie müssen so lange in der dann einzutretenden Ruhe verharren, bis die durch das vorhergegangene Wirken geschehene Verminderung ihres Vermögens wieder ersezt, bis die Erholung vollendet ist. Also darf auch der Trieb nach Ruhe blos dann sich geltend machen, wenn das Wirken unsrer Kräfte bis zu demjenigen Punkte fortgerückt ist, jenseit welchem ihre ihnen anhangende Fähigkeit zu wirken unwiederbringlich vermindert

*) Das Gesez der Trägheit, welches auch in der leblosen Natur durchgängig seine Herrschaft übt, scheint hier eine gleiche Bestimmung zu haben. Denn nehmet es aus dieser hinweg, so wird die ganze Körperwelt in den verderblichsten Kampf gerathen, der nur mit einer allgemeinen Zerstörung endigen kann.

dert werden würde, oder so lange die Zeit der Wiederersezung des Abgangs an dieser Fähigkeit, die Zeit der Erholung, noch nicht abgelaufen ist. Die Natur macht das Eintreten jenes Zeitpunktes, so wie die Dauer des leztern vermittelst eines Gefühls von dem Verschwinden, und von dem noch nicht wieder ganz Vorhandenseyn des Vermögens zu wirken, welches wir Ermattung nennen, bemerkbar, und dieses wirkt denn auch auf die rechte Art den rechten Trieb nach Ruhe.

Der Landmann, der seinen Acker bestellt, fühlt endlich, wenn er durch Gehen, durch Aufmerksamkeit auf die gehörige Bildung der zu ziehenden Furchen, und durch andere zu dieser Verrichtung erforderliche Handlungen seine Kräfte eine beträchtliche Zeit in Gebrauch gesezt hat, ein Verschwinden des Vermögens derselben, er fühlt sich ermattet. Er könnte zwar sein Geschäft noch fortsezen, aber dies würde ihm doch eine mehr und mehr gewaltsame Anstrengung kosten. Eine sehr dringende Neigung, von seiner Arbeit abzustehen, die Neigung zur Ruhe stellt sich ein. Dies ist also der Punkt, bis zu welchem, wie in diesem, so auch in allen andern Fällen, unsre Kräfte thätig seyn dürfen, und derselbe, wo mit Recht der Trieb zur Ruhe seine Herrschaft beginnt. Denn ziehet ihm seine Schranken über oder unter diesem Punkte: so wird es nicht allein der blossen Willkühr anheim fallen, wohin ihr sie sezen wollet, ihr werdet nicht allein keinen Grund mehr finden, sie da oder dort zu fixiren; sondern es wird auch in beyden Fällen früher oder später eine gänzliche Vernichtung unsrer Natur, und Unerreichbarkeit aller ihrer nöthigen Zwecke die unvermeidliche Folge seyn. Sezet ihr sie jenseit, so wird die Thätigkeit der Kräfte deren Vermögen übersteigen, und sie werden mit raschen Schritten dem Rande ihres

Verderbens zueilen; sezet ihr sie diesseit, so werden sie zu wenig wirksam seyn, dadurch wird nicht nur ihr Vermögen gleichfalls allmälig erlöschen, sondern sie werden auch alles das, was zur Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung unserer Natur durch sie gewirkt werden soll, zu wirken untauglich seyn. Dies ist von selbst klar genug, um keiner fernern Auseinandersezung zu bedürfen.

Der Trieb nach Ruhe soll uns also, seiner rechten Bestimmung, und den Absichten der Natur gemäs, zwar hindern, unsre Kräfte über ihr Vermögen anzustrengen; aber er soll uns nicht abhalten, von ihnen innerhalb den bestimmten Grenzen jeden nöthigen und nüzlichen Gebrauch zu machen, noch eine Scheu vor irgend einer nicht unmäsigen Anstrengung erzeugen. Sobald er das leztere thut, wird er Entartung. Aber was werden wir finden, wenn wir unsre Beobachtung in dieser Hinsicht auf das Handeln und Thun der Menschen lenken?

Damit uns deutlich vor Augen sey, was wir hier zu beobachten haben, so darf uns nicht entfallen, dass es dabey auf die Beantwortung folgender zween Fragen abgesehen ist. Die erste: W o r i n b e s t e h t d i e E n t a r t u n g d e s T r i e b e s n a c h R u h e, oder w e l c h e s s i n d d i e f a l s c h e n R i c h t u n g e n, d i e e r n i m m t? Die zweyte: W a s b e w i r k t, w a s v e r u r s a c h t s i e?

Wir werden, was jene betrifft, nicht deutlicher und bestimmter einsehen könn', worinne und wie weit uns der Trieb nach Ruhe von unsern Kräften Gebrauch zu machen hindert, — und hierin besteht eben dessen Entartung, — als wenn wir vorerst zu bestimmen suchen, welchen Gebrauch wir eigentlich davon machen sollten.

Es ist, wie ich schon im ersten Kapitel angemerkt

merkt habe, und noch mehrmals werde in Erwähnung bringen müssen, ein doppeltes Ziel, nach welchem, auf die Vorschriften der Vernunft und der Klugheit, alle Thätigkeit unsrer Kräfte hinan streben soll, die strengste Ausübung unsrer Pflichten, und, sofern diese mit jener nicht in Widerspruch kömmt, die möglichste Vermehrung der Summe unsrer angenehmen Empfindungen — Heiligkeit und Glückseligkeit. Der Trieb nach Ruhe soll uns also nicht hindern, so weit immer das Maas unsrer Kräfte reichet, zu jeder Zeit und in jedem Fall unsre Pflicht zu thun, und uns alles dessen zu befleissigen, was unsre Uebel vermindern, oder unsre Güter vermehren kann. Aber, o Himmel! wie häufig sezen wir aus Trägheit die heiligsten Pflichten hintan, wie oft versäumen wir die wichtigsten Güter aus Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe! Du solltest als Vorsteher eines Volks, eines Reiches, den Wohlstand desselben erheben, nach Beschaffenheit des Bodens, der Lage des Landes, des Geistes seiner Bewohner, den Ackerbau, die Gewerbe, Fabriken und Manufakturen, den Handelsverkehr, die Schiffahrt, die Künste und Wissenschaften befördern, zweckmäsige Anstalten zur Erziehung der Iugend und zur fortgesezten sittlichen und sonstigen Kultur der Erwachsenen treffen, solltest die zur Verwaltung des Staates nothwendigen Einnahmen, wie es dem Wohl des Ganzen am angemessensten ist, erheben, die Abgaben nach einem gerechten und billigen Verhältniss bestimmen, die Ausgaben und Besoldungen nach Erforderniss des mehr oder minder wichtigen Zwecks und Verdienstes gewissenhaft vertheilen, die Sicherheit des Eigenthums und der häuslichen Ruhe durch zweckdienliche Einrichtungen und durch eine wohlorganisirte und geübte Macht gegen innere und äussere Feinde beschüzen, die Rechte

jedes

jedes Einzelnen gegen jederley unerlaubte Eingriffe sichern, die bisherigen Mängel in der Verfassung verbessern, zweckwidrige, oder gar ungerechte Geseze vernichten, und sie durch gerechte, zweckmäsige und weise ersezen, und endlich die verschiedenen Zweige und Posten der öffentlichen Verwaltung mit den tüchtigsten, einsichtsvollesten, weisesten und gewissenhaftesten Männern besezen. Dies ist dein Ziel als Vorsteher des Volks, dem du nach dem ganzen Maase deiner Kräfte entgegenstreben solltest: aber dann müsstest du dich bemühen, dein Land, in Ansehung der natürlichen Beschaffenheit seines Bodens, seiner Lage, seines Verhältnisses zu andern Staaten, so wie deine sogenannten Unterthanen auf das genaueste kennen zu lernen; du müsstest dich in den Stand sezen, über den grössern oder geringern Vortheil des einen oder des andern der verschiedenartigen Erwerbszweige, in besonderer Beziehung auf dein Land, über ihren gegenwärtigen Zustand, über die besten Mittel und Wege zu ihrer Verbesserung und höhern Aufnahme richtig zu beurtheilen; du müsstest dir gründliche Einsichten in Künste und Wissenschaften, und in ihren grossen und mannichfaltigen Nuzen verschaffen; du müsstest dich so pünktlich, als möglich, unterrichten von den vorhandenen Anstalten und Einrichtungen zur Erziehung und weitern Kultur des Volkes, von den Mängeln und Vorzügen der bestehenden Verfassung, von den wirksamen oder unwirksamen Veranstaltungen zur öffentlichen Sicherheit des Eigenthums und der Rechte, von der besten Art, Einnahmen zu erheben und Ausgaben zu verwenden, von der Zweckmäsigkeit oder Unzweckmäsigkeit, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der gegebenen Geseze, müsstest zur Verbesserung aller dieser grossen Gegenstände auf die sach-

dien-

dienlichsten Vorkehrungen bedacht seyn, und zu deren Handhabung die bedachtsamste und sorgfältigste Wahl der wichtigsten dazu nöthigen Staatsdiener anstellen; dann müsstest du folglich deine Zeit zur Arbeit und Ruhe pünktlichst vertheilen, dir manche Stunde am Schlaf abbrechen, und in ernstlicher, unermüdeter Thätigkeit deine Kräfte deinen erhabenen und segensvollen Berufspflichten weihen — Das alles aber macht dir ungelegene Mühe; du erschrickst vor so viel Schwierigkeiten und Anstrengungen, und überlässt, wo nicht in allen, doch in den meisten Stücken, dein Volk seinem Schicksale, um nur nicht in deiner unmännlichen, weichlichen Ruhe gestört zu werden. — Du solltest als Richter Recht und Unrecht mit unpartheyischer, strenger Waage abwägen, nach den Vorschriften unverfälschter Gerechtigkeit über Lossprechung und Verdammung entscheiden, und nach dem schärfsten Verhältniss erlittenen und begangenen Unrechts Ersaz und Strafe bestimmen: dann müsstest du mit aufmerksamen Verstande und mit sorgfältigem Untersuchungsgeiste das Orakel der Vernunft und der Geseze befragen, müsstest vielleicht lange über den verborgenen Sinn ihrer verfänglichen Aussprüche mit dir zu Rathe gehen, mit unverdrossenem Eifer Kläger und Beklagten verhören, und mit angestrengter Sehkraft das verwickelte ränkevolle Gewebe sachwalterischer Streitschriften zu durchschauen dich bemühen. — Aber welch ein Berg von Arbeit und Mühe! Es eckelt dir der vielen trockenen Sorgen, und um dich der widrigen Anstrengung zu überheben, verkehrest du Unrecht in Recht, und Recht in Unrecht, sprichst los, den du verdammen, und verdammest, den du lossprechen solltest. — Du solltest als Lehrer mit siegenden Waffen den Irrthum, das Vorurtheil, das Laster die Thorheit bekämpfen; solltest strahlendes Licht

 um

um den ehrwürdigen Scheitel der Wahrheit verbreiten; solltest mit der wohlgeübten Hand überzeugender Beredsamkeit sie in den Geist deiner Zöglinge, deiner Zuhörer, deiner Leser einsenken, und an den starken Wurzeln einleuchtender unerschütterlicher Gründe befestigen; solltest mit belebender Wärme in ihren Herzen den schönen Keim zur Tugend entwickeln, die aufsprossende Pflanze durch unzählige haltbare Fäden an die mannichfaltigsten Gefühle und Vorstellungen knüpfen, den künftigen Ausbrüchen heftiger Begierden und Leidenschaften zum voraus einen wohlverwahrten Damm entgegen bauen, und jede Anlage, und jeden noch zarten Trieb zu den schönsten Zielen der Sittlichkeit, Wahrheit, Schönheit und dauerhafteren Glückseligkeit leiten. Aber wie viel Zeit, welch einen unendlichen Aufwand von Kraft und Mühe würde es dir kosten, um erst selbst durch das Dickicht und durch die labyrinthischen Krümmungen grauer Vorurtheile, herrschenden Wahns, und ehrwürdig gewordener Irrthümer bis zu den innersten Hallen der Wahrheit hindurchzudringen; um dir alle die hierzu erforderlichen vielumfassenden Kenntnisse, und die nöthige Geschicklichkeit und Fertigkeit zur vortheilhaftesten Anwendung derselben zu verschaffen; um mit immer wachsamen Blicken und mit ewig reger Geschäftigkeit hier ein wildes freches Laster zu demüthigen, dort eine schwache oder schüchterne Tugend aufzumuntern, da eine ausbrechende Leidenschaft wieder in ihr Bette zu leiten, dort eine aufwachende schöne Anlage zu unterstüzen, oder einen Verirrten auf den rechten Weg zu weisen! Du bebst zurück vor einem Leben voll so unabsehbarer Mühe, und um nicht die Wahrheit zu suchen, wirst du ein zwar seichter, aber dafür desto eifrigerer und dreisterer Verfechter des Irrthums; um nicht dem Laster bis

zu

zu seiner Quelle nachzuspüren und es da zu verstopfen, zeigst du ihm die lodernden Flammen der Hölle, den nagenden Wurm, der ewig peinigt, und jenes grausende Heer von höllischen Geistern, deren Bestimmung ist, immer unglücklicher und schlimmer zu werden, und immer unglücklicher und schlimmer zu machen; und um der Anstrengung zu entgehen, durch ächte Gründe der Wahrheit und Pflicht die dir anvertrauten Seelen zur Tugend zu führen, und in ihren Herzen den reinen Trieb dafür zu entflammen, hältst du ihnen die dir selbst am meisten verborgenen Freuden des Himmels als einen lockenden Köder vor, oder schreyst, wenn dieses nicht hilft, über die Bösartigkeit der Menschen, oder seufzest über das natürliche Verderben der menschlichen Natur.

So ist durch alle Klassen und Verhältnisse hindurch die Trägheit unablässig thätig, um alle pflichtmäsige Thätigkeit auf tausendfältige Weise zu hindern. Wo keine lasterhafte Neigung den Menschen zu Verbrechen und Fehlern verleitet, da stellt sich die Liebe zur Ruhe ein, um ihn wenigstens von der Ausübung der entgegenstehenden Tugenden zurück zu halten.

Inzwischen, möchtet ihr denken, wenn auch die Scheu vor Anstrengungen den Eifer der Menschen für die gewissenhafte Vollbringung ihrer überdies durch so mancherley Ursachen erschwerten Pflichten ersticket, so wird sie ihnen doch nicht hinderlich seyn, von ihren Kräften einen allezeit willigen und thätigen Gebrauch zu machen, wo es geradezu ihren eigenen Vortheil gilt. Allein, so unglaublich es scheinet, so ist jene fehlerhafte Neigung zur Bequemlichkeit und Ruhe doch gar häufig nicht weniger wirksam, wo der Eigennuz, als wo die Pflicht gebietet. Wie viele würden wir der Uebel weniger tragen, wie viel des Guten würden wir mehr geniessen, wenn

wir uns immer entschliessen könnten, jenen zu rechter Zeit und durch die wirksamsten Mittel vorzubeugen, und um dieses uns einigen Schwierigkeiten zu unterziehen! Saget einem Menschen, diese oder jene Art von Kenntniss und Geschicklichkeit wird dir überaus vortheilhaft seyn, wird manche langweilige Stunde dir verkürzen, manchem wichtigen Manne dich empfehlen, vor mancherley Verlegenheiten, Verdriesslichkeiten und Beeinträchtigungen dich bewahren, wird dir Liebe, Beyfall und Ehre erwerben, und überhaupt tausendfache wesentliche nicht zu berechnende Vortheile dir gewähren. Er wird euch vollkommen Recht geben: aber wofern nicht natürlicher Hang, oder Leidenschaft, oder Zwang, oder irgend ein anderer wirksamer Reiz euren Worten Nachdruck geben, so irret ihr sehr, wenn ihr euch schmeichelt, dass alle eure Ermunterungen etwas anders, als verlohrene Arbeit seyen.

Wir dulden lieber ein kleines Uebel, als dass wir uns die Mühe gäben, uns davon frey zu machen, oder wir schieben die Verbesserung desselben so weit hinaus, bis alle unsre Mühe, uns seiner ganz, oder auch nur zum Theil zu entledigen, vergeblich, und nichts, als eben so vergebliche bittere Reue, die Frucht davon ist. Titius verrenket sich durch einen falschen Tritt den Fuss. Es macht ihm einige Schmerzen. Wenige leichte chirurgische Handgriffe, ein einfaches, wenigen Aufwand und Mühe erforderndes Mittel würde in kurzer Zeit den Schaden verbessern. Aber er scheuet diese kleine Sorgfalt, und lässt dafür das Uebel so lange zunehmen, bis es sich nur mit vielen Schmerzen und Kosten, und nur durch eine langwierige Kur wieder heilen, oder gar einen unheilbaren Schaden hinter sich lässt. Ein heftiger Sturmwind reisst von des Cajus Dache ein Paar Ziegeln los.

Die

Die dadurch entstandenen Oeffnungen lassen dem Regen, Schnee, und Winde freye Gewalt, das halbe Dach abzudecken, Sparren- und Säulenwerk zu beschädigen, und die Dielen auf dem Fussboden verfaulen zu machen. Die geringe Bemühung, zwei andere Ziegeln an der Stelle der weggerissenen zu befestigen, oder befestigen zu lassen, wäre hinreichend, um dem Ruin eines grossen Theils seines Hauses vorzukehren. Aber um jene nicht zu übernehmen, lässt er die Beschädigung unverbessert, bis der Verlust von wenigen Groschen zu dem von einer beträchtlichen Summe angewachsen ist. Sempronius vernimmt, dass der neu angestellte Verwalter seines Gutes ein schlechter und betrügerischer Haushalter sey. Eine auf der Stelle in eigner Person, oder in der eines sachverständigen treuen Abgeordneten unternommene Untersuchung würde ihn auf leichte Weise vor der Gefahr, den Werth seines Gutes, und den Betrag seiner Einkünfte, vielleicht bis auf die Hälfte vermindert zu sehn, in Sicherheit stellen. Aber eher lässt er diesen unangenehmen Fall eintreten, giebt indessen, um vor sich selbst und vor Andern Entschuldigung zu finden, die schlimmen Nachrichten lieber für verleumderische Gerüchte aus, als dass er sich zu der nichtsbedeutenden Unbequemlichkeit entschliessen sollte, sich entweder mit eigenen Augen von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu unterrichten, oder an seine Stelle einen bewährten Kommissionär zu suchen.

Doch was rede ich blos von kleinen Uebeln? Die grössten, drückendsten Lasten trägt nicht selten dieses sonderbare Geschöpf, der Mensch, mit einer Geduld, mit einer Beharrlichkeit, die Erstaunen erregt, blos um sich nicht den Schwierigkeiten zu unterziehen, sie sich vom Nacken zu wälzen. Ich

will

hier nichts erwähnen von jenen allgemeinan Thatsachen, welche die Geschichte jedes Iahrhunderts und jedes neu auflebenden Volkes als einen *cramben millies repetitam* von neuen aufführt, von jenen tausendfältigen Kränkungen der heiligsten Menschheitsrechte durch gefühl- und gewissenlose Machthaber, von jenen ungerechten drückenden Auflagen, von jenen schimpflichen und empörenden Mishandlungen begünstigter Casten, in welche ganze Völker während einer langen Reihe von Iahren sich so gelassen fügen — alle diese Dinge sind ja ohnehin in unsern Zeiten des erwachten politischen Selbstbewusstseyns bey allen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen so sehr an der Tagesordnung, dass sie einem jeden von selbst fast unwillkührlich ins Gedächtniss kommen — ich will mich blos auf einige häusliche und mehr das Leben der Menschen im Einzelnen betreffende Beyspiele einschränken. Wie mancher schleppt nicht bis an das Ende seiner Tage die eisernen Sklavenketten einer unglücklichen Ehe, die drückendste Bürde einer bösen Ehegenossin, ohne auch nur einen bestimmten Versuch zu machen, sie abzuwerfen? Sie foltert ihn Tag und Nacht durch ihren störrigen Eigensinn, vereitelt ihm seine liebsten billigsten Wünsche, und seine vortheilhaftesten Unternehmungen, versalzt ihm durch bittere Vorwürfe die unschuldigsten Freuden des Lebens, findet in seinen fehlerfreyesten Handlungen eine Veranlassung ihn zu tadeln, blos um mit ihm zu zanken, verschwendet mit muthwilliger Sorglosigkeit, was er mit saurer Mühe erwarb, oder lauert mit den Falkenaugen des schmuzigsten Geizes auf jeden Pfennig, den sein mitleidiges Herz an einen Armen auszuspenden gedenkt, oder versammelt einen Klupp von schmähsüchtigen Megären, um auch in seiner Abwesenheit eine jede seiner Handlungen mit dem

dem Geifer der schändlichsten Verleumdung zu besudeln — und was noch sonst für Züge zur Vollendung dieses widrigen Gemähldes gehören. — Er fühlt mit inniger Pein das ganze Uebermaas seiner quaalvollen Lage; aber viel zu träg, den grenzenlosen Eigensinn seines Weibes zu brechen, ihrer Zanksucht Zaum und Gebiss anzulegen, ihre Tadelsucht in die Grenzen der Vernunft und Billigkeit zu weisen, ihrer Verschwendung die vergeudenden Hände zu binden, ihrem Geize die Stirn zu bieten, den Megären-Klubb mit männlicher Entschlossenheit aus dem Hause zu bannen, mit einem Worte, der Mann zu seyn, oder auch, nach Beschaffenheit der Umstände, auf gelindere Maasregeln zu sinnen, irgend eine schwache Seite an ihr aufzusuchen, an dieser sie ergreifend mit kluger Besonnenheit und mit rastloser Aufmerksamkeit und Thätigkeit ihre allmälige Umwandelung herbeyzuführen, oder, wenn alles nicht hilft, einen männlichen Schritt zu thun, sich den Unhold vom Halse zu schaffen, und, getrennt von ihr, lieber mit verdoppelten Kräften seinen, und seiner Kinder Unterhalt zu gewinnen — zu allem diesem viel zu unbeweglich, viel zu sehr an der gewohnten Gemächlichkeit hangend, lässt er, um des lieben Friedens willen, alles duldsam über sich ergehen, kann es unmöglich über sich gewinnen, einen kraftvollen Streich zu führen, oder auch gegen so vielerley Schwierigkeiten männlich auszuharren, beseufzet lieber im Stillen das unglückliche Loos, das der Stern seiner Geburt ihm aus der Urne des Verhängnisses zog, oder schüttet unter einem Strom von weibischen Thränen seinen nagenden Kummer in den Schoos eines geheimen Freundes aus, und fähret fort, die Kette tausendfältiger Martern hinter sich her zu ziehen, bis der Tod erscheint, um sie ihm abzunehmen.

Man-

Mancher Ort, manche Stadt erliegt beynah unter der unglaublichen Tyranney einheimischer und auswärtiger Bettler-Horden. Gleich den Schwärmen verheerender Heuschrecken ziehen sie zu ihren Thoren und Strassen ein, sezen mit unverschämter Stirn jedes Haus in Requisition, und drohen mit Mord und Brand, wofern man sich nicht ihren trozigen Forderungen füget. Man klagt, man seufzt; aber derselbe Hang zur Trägheit, der jene unbehoseten, an Troz aber öfters manchen im Purpur nicht weichenden, Despöten auf die Strassen und vor die Thüren der Wohlhabenden treibt, hält auch diese ab, dem lästigen Unfug der erstern Schranken zu sezen. Da ist keiner, der die Mühe auf sich nähme, mit Ernst auf anwendbare und zweckmäsige Mittel und Anstalten entweder selbst zu denken, oder auch die schon getroffenen heilsamen Einrichtungen mancher anderer Städte auf seinen Wohnort überzutragen, um die in der That fremder Hülfe bedürfende Armuth vor Elend zu schüzen, und zugleich ihr und allen strafwürdigen bettelnden Müssiggängern den Misbrauch ihrer Ansprüche auf unsere Barmherzigkeit zu wehren, der sich angelegen seyn liesse, d i e, deren thätige Mitwirkung zur Abstellung des Uebels unentbehrlich ist, mit unermüdeter Beharrlichkeit durch Bitten und Aufmunterungen der guten Sache geneigt zu machen, a n d e r n, deren Geist des Widerspruchs, oder deren Anhänglichkeit an alles, woran ihr Auge und ihr Gefühl nun einmal gewöhnt ist, jedem nüzlichen Werke unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu schieben weis, mit sanfter, ausdaurender Beredsamkeit ihre Einstimmung abzugewinnen, und s o l c h e n, deren blöde Maulwurfsaugen den offenbarsten Gewinn und Verlust nicht zu unterscheiden taugen, den überwiegenden Vortheil so lange und so deutlich auseinander zu sezen, bis sie,

von

von eigener Liebe zum Vortheil getrieben, zur Beförderung des allgemeinen Besten die Hände bieten. Statt dessen fährt man fort zu klagen, zu seufzen, und Eigenthum und Leben in Gefahr zu geben, und verstattet dagegen jenem ehrlosen Gesindel, auch auf seiner Seite mit seinen Requisitionen und Drohungen in unbeschränkter Freyheit fortzufahren.

Belege und Parallelen zu diesen Gemählden wird der Menschenkenner, und der Länder- und Völkerkundige weit und breit, im In- und im Auslande zum Ueberflusse finden.

Es lässt sich nun schon im voraus erwarten, dass die Trägheit, oder, wie ich vielmehr sagen sollte, die Faulheit, die selbst zur Entfernung von Uebeln die Kräfte der Menschen so sehr gefesselt hält, keinen geringern Einfluss äussern wird, wo es darauf ankömmt, sich Güter und Vortheile zu erwerben: da, der Regel nach, das Gefühl von vorhandenen und die Furcht vor zu erwartenden Uebeln die Thätigkeit des Menschen viel nachdrucksvoller in Anspruch nimmt, als der Wunsch und die Aussicht auf Nuzen und Gewinn. Und in der That! wohin ich nur meine Augen wende, stehen mir Beweise in unübersehbarer Menge entgegen, um jene Vermuthung zu bestätigen. Verweile ich zuerst bey denjenigen Klassen von Staatsbürgern, deren möglicher Wohlstand darauf beruht, dass sie, jede in ihrer Art, den übrigen die Mittel zu ihrer physischen Erhaltung und Bequemlichkeit liefern, bey dem Bauer, Handwerker, und Handelsmann: so ist einleuchtend, dass — die nicht in menschlicher Gewalt stehenden Einwirkungen des Schicksals, so wie auch die Verschiedenheit der natürlichen Talente abgerechnet — der Grad des Wohlstandes eines jeden aus diesen Klassen davon abhängt, wie genau er alles dasjenige kenne, was dazu dient, aus

seiner

seiner Handthierung, oder aus seinem Gewerbe den grösstmöglichen Vortheil zu ziehen, wie viel Geschicklichkeit und Fertigkeit er zur Benuzung und Anwendung desselben besize, und mit welchem Eifer, und in welcher Ordnung er sich dieser Kenntnisse und Geschicklichkeit bediene. Ein jeder wünscht nun doch gewiss diesen Wohlstand, wünscht denselben immer mehr und mehr wachsen zu sehen. Man sollte also vermuthen: er werde nichts versäumen, um sich in den Besiz der zu seinem Berufsgeschäfte nöthigen Einsichten zu sezen, sie immer mehr zu erweitern und zu berichtigen, sich mit möglichstem Fleis in der Ausübung derselben vervollkommnen, auf jeden Vortheil und Umstand achten, der seinen Gewinn erhöhen könnte, und ihn sorgfältig benuzen, und überhaupt seine Handthierung in solcher Ordnung, und mit solcher Pünktlichkeit treiben, ohne welche er die gewünschte Beförderung seines Wohlstandes nicht erwarten kann. Allein wie wenig sind nicht so viele aus diesen Ständen um die Erwerbung der zu ihrem Geschäfte nöthigen und nüzlichen Kenntnisse und Geschicklichheit bekümmert? Mit welcher Strenge müssen sie nicht oft dazu angehalten werden, sich dieselben zu verschaffen? Wie wenig achten, ja! wie häufig hassen und schmähen sie nicht neue dahin einschlagende Entdeckungen und Verbesserungen, würdigen sie nicht der geringsten Aufmerksamkeit, und bleiben mit Hartnäckigkeit bey dem Alten, blos um sich nicht die Mühe zu geben, das Neue zu untersuchen, oder kennen zu lernen? Die Wahrheit dieser Bemerkungen werden diejenigen am besten erkennen, die irgend einmal aus Beruf, oder auch blos aus menschenfreundlichen Absichten, den Versuch gemacht haben, den Landmann zur Abstellung alter schädlicher Misbräuche, oder zur Unternehmung vortheilhafter

Ver-

Veränderungen in seiner Landwirthschaft zu bewegen, etwa zum Ackerbau, statt wie bisher der Pferde, sich der Zugochsen zu bedienen, oder an die Stelle eines Karren sich einen mit einer Gabel versehenen Wagen anzuschaffen, mehrere Futterkräuter zu bauen, die Stallfütterung einzuführen, das Brachfeld, wo der Boden es erlaubt, nicht mehr unbenuzt liegen zu lassen, der Natur des gegebenen Erdreichs angemessenere Getreidearten und Sämereyen zu ziehen, und was der mancherley hierher gehörigen möglichen Verbesserungen mehr seyn mögen. Erörtert ihr ihnen noch so umständlich den mannichfaltigen Schaden, der ihnen aus ihrer Methode die Landwirthschaft zu betreiben erwächst, mahlet ihren Augen noch so deutlich die mancherley wichtigen Vortheile der empfohlenen neuen Methode vor: sie werden euch mit der Miene der Dummheit ins Angesicht lächeln, werden durch tausend ärgerliche alberne Einwendungen eure Geduld ermüden, oder gar mit halbverschlossenen Ohren eure gutgemeynten Worte euch in den Wind reden lassen, und mit murrendem oder höhnendem Kopfschütteln sich von euch wenden. Die Sache nun in gründliche Ueberlegung zu nehmen, die Thunlichkeit oder Unthunlichkeit derselben zu erwägen, Gewinn und Schaden gegen einander zu halten — o! das ist für den Schneckengang ihres Verstandes ein unerreichbares Ziel! Ia lasst, ihrem trägen Verstande die stets unwillkommene Mühe des Nachdenkens zu ersparen, sie die Beweise der Richtigkeit und Nüzlichkeit eurer Vorschläge in dem augenscheinlichen Erfolg eurer eigenen darnach eingerichteten Wirthschaft lesen: sie werden, um ihren Krug Bier versammelt, und in der Aufsuchung dummen Tadels wetteifernd, hundert Dinge an euren klügern Einrichtungen zu tadeln, bald diesen, bald jenen Vortheil zu bezweifeln, ihn

für nichts als falsche Vorspiegelung auszugeben, und bald den, bald jenen als Beyspiel anzuführen wissen, der, gleichfalls sich klüger dünkend, als die klugen Alten, und auch von Neuerungssucht und allzugrosser Begierde nach Gewinn getrieben, mit dem Verlust seines halben Vermögens seinen Vorwiz büsen musste. Oder wenn euer Vortheil zu augenscheinlich ist, als dass sie ihn leugnen könnten, wenn die dadurch gereizte Lüsternheit nach höherm Gewinn ihre Nacheiferung rege macht: so stellen sich doch die verschiedenen kleinen oder grössern Beschwerlichkeiten und Aufmerksamkeiten, die die Einführung der neuen Ordnung der Dinge mit sich bringen mag, ihrem Abscheu vor jeder nicht nothgedrungenen Anstrengung in so ungeheurer Grösse dar, dass ihr Muth augenblicklich wieder zu Boden sinkt. „Die Alten, trösten sie sich dann, waren auch keine Narren. Sie litten keine Noth bey der Weise, die sie uns, zugleich mit den Beweisen ihres Wohlstandes, mit ihrem Vermögen, als Erbtheil hinterliessen. Lasset uns also bey dieser Weise beharren!“ Nur wenn das allgemeine Beyspiel der allmälig herrschend gewordenen neuern Verfahrungsart die, nach ihrer Meynung, erprobten Vorzüge ihrer alten Gewohnheit allzusehr in Schatten stellt, wenn der wachsende Wohlstand derer, die sich jener bedienen, einen allzumächtigen Reiz für ihren Eigennuz gewinnt, und sie noch überdies fürchten müssen, mit ihrer hartnäckigen Beharrlichkeit bey dem Alten, und mit ihren unhaltbaren Vertheidigungen desselben selbst in jeder Schenke ein Gegenstand des Spotts und Gelächters zu werden: verliert ihre Faulheit die Kraft, gegen so viele Widersacher länger auszuhalten. — Der weisen K l e i n j o g g e bringt jedes Iahrhundert nur wenige hervor.

Wie häufig der Vorwurf der Faulheit den Hand-

werks-

werksmann nicht minder, als den Bauer treffe, das hat wohl jedermann mehr als einmal in seinem Leben zu seinem grossen Verdruss erfahren: da schwerlich jemand angetroffen wird, der sich nicht öfters, oder doch dann und wann, in seiner festen Hoffnung, eine bestellte Sache zur festgesezten Zeit zu erhalten, auch wenn weder überhäufte Arbeit, noch andere triftige Hindernisse von Seiten des Meisters die Ursache waren, betrogen, und sich dadurch vielleicht in die unangenehmste Verlegenheit gesezt fand. Wie mancher Handwerker verliert nicht durch diese Nachlässigkeit seine einträglichsten Kunden, sieht seinen Wohlstand rückgängig werden, und wird mit Weib und Kindern eine Beute des Mangels und Elends! Wie mancher vermag in seinem ganzen Leben keine Stufe von Wohlhabenheit zu erklimmen; weil er die zur vortheilhaften Ausübung seines Handwerks erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeit zu erlangen versäumte, oder weil er es zu ungemächlich findet, in seinen Einnahmen und Ausgaben ein richtiges Verhältniss, und in seinem ganzen Hauswesen Ordnung und Pünktlichkeit einzuführen!

Wird aber gleich der in so vieler Hinsicht weniger gebildete Handwerksmann, und, noch mehr, der am allerwenigsten gebildete Bauer, von dem so mächtigen Hange zur Ruhe zurückgehalten, seine Geistes- und Leibeskräfte mit immer regem Eifer zur Erlangung jedes dargebotenen rechtlichen Vortheils anzuwenden: so wird wenigstens der Stand der Gelehrten hiervon eine rühmliche Ausnahme machen, er, der von Iugend auf die besten Regeln der Weisheit aus dem Munde seiner Lehrer hört, und in den geprüften Schriften alter und neuer Weisen liest, ja! der selbst in dem zahlreichsten Theile seiner Glieder die Bestimmung hat, seine Mitmenschen zur Beobachtung

jener Regeln anzuführen — die Gelehrten werden gewiss kein erlaubtes Mittel ungenuzt lassen, was ihnen nur immer Achtung, Ehre, Einfluss, und überhaupt ächten Genuss des Lebens mit Sicherheit versprechen kann, werden, ihren Verstand mit den nüzlichsten und angenehmsten Kenntnissen zu bereichern, ihre Sitten nach den richtigsten Vorschriften der Venunft und des Geschmacks zu bilden, Welt und Menschen genau zu studiren, im weisen Umgange mit denselben sich zu üben, und vor allen Dingen sich, ein jeder in seiner Art, die gründlichsten und umfassendsten Einsichten in die von ihnen gewählten Fächer der Wissenschaften zu erwerben, sie auf das zweckmäsigste und geschickteste anzuwenden, und mit dem fortschreitenden Zeitalter gleichfalls fortzuschreiten, beflissen seyn. — So sollte man, nach dem, was dieser Stand seyn könnte und sollte, freylich urtheilen. Aber wer kann dem grossen Haufen in demselben jene Vorzüge zuschreiben, ohne ihm die beissendste Satyre zu sagen? Wahr ist es, dass nichts auf der Welt geschickter ist, den Geist zu zieren, die Seele zu erheben, die Sitten zu verfeinern, wahre Ehre, dauernde Achtung, und erhöhten Genuss der innigsten Freuden des Lebens zu geben — denn ich sehe hier blos auf das zurück, was sie auch dem blossen, aber wohl calculirenden Egoismns seyn können — als die Wissenschaften. Allein, was bedarf es mehr, als nur die Augen um sich her aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, dass aus den Schaaren derer, die sich, dem Nahmen nach, den Wissenschaften widmen, es unter hunderten vielleicht kaum drey oder viere giebt, die in der That ein ernstliches Interesse dafür hegen, die aus allen ihren Kräften die nöthigen Vorkenntnisse sich zu erwerben, in ihrer gewählten Wissenschaft bis zu den lezten Gründen

ein-

einzudringen, alle in dieselbe gehörigen Begriffe und Wahrheiten in ihrer Erkenntniss zu umfassen, alles, was immer zur Vervollkommnung und Erweiterung derselben geleistet werden und beytragen mag, mit unermüdetem Eifer zu benuzen, und von diesem allen den fruchtbarsten Gebrauch zu machen streben; deren Geist, Geschmack, Gefühl, und Herz sich dadurch erheben, verfeinern, veredeln; deren innere Bildung auch in ihrem äussern Zustande und Betragen entsprechende Wirkungen äussert? Die übrigen — was sind ihre Vorkenntnisse, als elende, unbrauchbare Bruchstücke? Was ist ihre Wissenschaft, als ein Haufen halbverstandener, und schlecht verdauter Begriffe, die sie mühsam oder flüchtig ins Gedächtniss fassen, und mit denen sie auf ihr ganzes übriges Leben nichts weiter anzufangen wissen, als sie auf Treu und Glauben ihren Stimmführern mechanisch nachzubeten, abgeschmackt darüber zu zanken, und eine Anwendung von ihnen zu machen, die der Menschheit öfterer zum grössten Schaden, als zum Nuzen gereicht? Mit geheimen Widerwillen finden sie sich in den Schulen und Hörsälen ein, aus physischem oder moralischem Zwange hören sie mit halbem Ohr, was der Mann auf dem Katheder ihnen zum Besten giebt; und haben sie nur erst die öffentliche Prüfung im Rücken, ist das Ziel ihrer so ungern angewandten Mühe nur erst durch den Eintritt in ein einträgliches Arm erreicht: o dann gute Nacht ihr Musen! Iezt schlagen die Stunden nur für Genuss, Gemächlichkeit und Ruhe! — Ia werden nicht selbst jene ächten Söhne der unbefleckten pierischen Iungfrauen, wenn sie aufrichtig seyn wollen, sich gestehen müssen, dass sie manche freye Stunde, manche zur Berichtigung, Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Einsichten dargebotene günstige Gelegenheit ungenuzt vorbey-

gehen lassen, zur Unzeit so manchmal lieber nach einem unterhaltenden, als nach einem gründlich belehrenden Buche greifen, und nicht selten, wenn sie eine nüzliche Schrift zum Durchlesen in die Hände nehmen, anstatt, zum grössern Gewinn der daraus zu schöpfenden Belehrung, zuerst sich von dem Plane, Zweck, und allgemeinen Inhalt derselben zu unterrichten, sogleich den Text mit ziemlich flüchtigem, nur auf der Oberfläche hingleitendem Blicke durchlaufen? — Doch! ich muss meinen Bemerkungen ein Ziel sezen! Wenn ich alle die mannichfaltigen Lagen und Verhältnisse, in welchen, und alle die unzähligen Arten, auf welche die Menschen aus Trägheit selbst ihre unverbrüchlichsten Pflichten hintansezen, durchgehen, und den kostbaren Schaz von so vielfältigen nöthigen und nüzlichen Kenntnissen, die mancherley Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, die unendliche Summe von schäzbaren Gütern und ächten Freuden des Lebens, welche die Menschen nach dem, obgleich so sehr beschränkten, Maase ihrer Kräfte, und bey allen dazu dargebotenen nicht zu berechnenden Mitteln und Gelegenheiten, sich verschaffen könnten, und blos aus verächtlicher Scheu vor einiger darauf zu verwendenden Mühe, oder weil sie aus schimpflicher Gemächlichkeit den rechten Zeitpunkt versäumen, oder auch in ihren Bemühungen um dieselben viel zu langsam zu Werke gehen, sich entgehen lassen, so wie das Heer von grossen und kleinen Uebeln, unter deren Druck sie aus gleicher Verschuldung seufzen, umständlich auseinandersezen, wenn ich, mit einem Worte, den Zustand dieser Menschen, so wie er ist, mit demjenigen in Vergleichung bringen wollte, was er, nach den ihnen verliehenen Kräften, Mitteln, und Gelegenheiten, und ihrer Bestimmung sowohl, als selbst ihren Wünschen gemäs, seyn könnte und

sollte:

sollte: so würde kaum ein ganzes, weitläuftiges Buch den reichen Inhalt fassen.

Aus Faulheit bewegt der gewöhnliche Mensch auch nicht einen Fuss aus seiner Stelle, wenn Begierden und Leidenschaften seine Kräfte nicht zur Thätigkeit treiben. So folgewidrig, unregelmäsig, und oft verkehrt aber diese Alleinherrscherinnen des sinnlichen Menschen sind, so ist auch alles dieses der Gebrauch von seinen Kräften. Bald strengt er sich unmäsig an, um einem Traumgebilde nachzurennen, das, wenn er es erreicht, seine Erwartungen schmerzlich täuschet, oder Iammer und bittere Reue über sein Haupt bringt; bald lässt er sie unthätig rasten, wo das süsseste Bewusstseyn erfüllter Pflichten, oder das angenehme Gefühl verdrängter Uebel oder errungener Güter die Anstrengung derselben krönen würde. Wo es der Bedürfnisse viel giebt, wo ein unruhiges Hin- und Herwogen der Gefühle, Begierden und Leidenschaften einmal aufgeregt ist, da wird auch eine gleiche Unstetigkeit und immerwährende Beweglichkeit in der Kraftäusserung der Menschen sichtbar. Darum sehen wir den Ehrsüchtigen, den Herrschsüchtigen, den Geldsüchtigen sein ganzes Leben hindurch, und jeden andern, der nur auf eine gewisse Zeit von einer Leidenschaft umhergetrieben wird, während dieser Zeit, in ununterbrochener Bewegung, so, dass selbst der Ruhe schaffende Gott mit den Mohnkörnern vergebens diese Irrläufer zur Ruhe zu weisen bemühet ist. Darum herrscht in den verfeinertern Ständen, wo die Sinnlichkeit sich in einem weit grösseren Wirkungskreise übt, ein viel höherer Grad von Thätigkeit, von Industrie, von Aufmerksamkeit auf alles, und begieriger Ergreifung alles dessen, was Nuzen und Vergnügen gewähren kann, als in den rohern. Darum ist der Mann von Genie gewöhnlich ein weit

 eifri-

eifrigerer und thätigerer Bearbeiter der Wissenschaften und Künste, als die meisten Uebrigen, die blos durch Umstände, Zwang, Ehrgeiz, Eigennuz, oder gar durch Faulheit, ohne wahren natürlichen Beruf, zum Dienste der Musen bestimmt werden. Denn im leichten Flug erhebt sich des Erstern Geist auf die Höhen des Parnass, als seiner natürlichen Heimath, während die Leztern, Bley an den Füssen, unter Anstrengung und Mühe kaum dessen Mitte zu erklimmen vermögen. Ihm wird oft ein angenehmes Spiel, was diesen herkulische Arbeit macht. Sein Geist gleicht jenem freygebigen Boden aus der goldenen Zeit, wo die schönsten Früchte der Weisheit und Kunst von selbst hervorwachsen; diese halten auf dem ihrigen bey eisernem Fleis nur kärgliche Aernten. Er erblickt sich bald auf Höhen, die diese nie erreichen, und sieht sich von denselben Aussichten eröffnen auf Ruhm und Ehre, die weit über die Grenzen der kühnsten Wünsche und Hoffnungen der Leztern hinausreichen. Bey ihm also, der wirklich *con amore* das Feld der Wissenschaften baut, der aus diesem Geschäft die süssesten Freuden seines Lebens schöpft, dessen Ehrtrieb sich dadurch ohn' Unterlass so mächtig gereizt findet, bey ihm sezen sich weit mehrere, stärkere, und, was von besonderer Wichtigkeit ist, unmittelbarere Triebfedern in Bewegung, um seine Thätigkeit für Kunst und Wissenschaft gespannt zu erhalten, als es bey allen Andern der Fall seyn kann.

Gewöhnung an regelmäsige Thätigkeit durch Erziehung, und weise Grundsäze bringen bey einigen Auserwählten einen wohlgeordneten und, ihren Pflichten, ihren Wünschen, und ihrem Vermögen zu wirken, angemessenen Gebrauch ihrer Kräfte hervor, und verhindern die Entartung des Triebes zur Ruhe — ein Fall, der nicht hierher gehört. In den übrigen,

wo

wo nicht Begierden und Leidenschaften ihre Kraft überwiegen, übt die Faulheit eine allgemeine, die richtigen Grenzen des Triebes nach Ruhe weit überschreitende, Herrschaft über die Menschen aus.

Was ist denn aber die Ursache der so allgemeinen Entartung dieses Triebes? Was macht denn, dass die Menschen, durch ihn zurückgezogen, nicht blos dann von der Thätigkeit zur Ruhe wiederkehren, wenn das Maas ihrer Kräfte bis zur Ermattung erschöpft ist, oder bis zur vollendeten Erholung in der Ruhe verharren; sondern dass sie auch in solchen Fällen sich so häufig der Anwendung ihrer Kräfte entziehen, wo keine Erschöpfung sie hindert, und wo selbst die wichtigsten Rücksichten ihre Anstrengung heischen?

Auch hier bestätigt sich, was wir gleich im Anfange dieses Abschnittes als allgemeinen Grundsaz aufgestellt haben, dass dieselbe Triebfeder, welche die Natur als Urprincip aller nöthigen Thätigkeit zur Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung für die menschlichen Wesen erfand, auch die Ursache ihrer mannichfaltigen Verirrungen, Mängel und Fehler ist. Der Mensch begehrt blos, was ihm angenehme Gefühle erweckt, und verabscheut alles, was dem entgegen steht, er will einen ausschliessend angenehmen Gemüthszustand. Damit nun seine Kräfte nicht ganz ungenuzt in ihm schlummern mögen; so entsteht aus gänzlicher Unthätigkeit oder aus unzureichender Thätigkeit ein höchst unangenehmes Gefühl, die Langeweile, und aus der Thätigkeit selbst Vergnügen, und aus beyden zugleich der Trieb nach Thätigkeit. Es liegt also selbst von Natur ein Hang in dem Menschen, thätig zu seyn. Weil er inzwischen in allem, was er thut, oder lässt, von Natur lediglich durch das Bestreben nach angenehmen Gefühlen bestimmt wird: so erhellet von selbst, dass er nur in

so weit zur Thätigkeit Neigung hegt, als ihm aus derselben Lust entspringt, und dass er sie im Gegentheil verabscheuen muss.

Daher erstlich das Anziehende aller Arten von Spiel: denn bey diesen insgesammt ist es, wofern nicht andere Leidenschaften, als Ehrgeiz, Gewinnsucht, u. d. gl., sich einmischen, allezeit auf das aus der Thätigkeit gewisser körperlicher, oder geistiger, oder beyderley Kräfte zugleich, entspringende Vergnügen abgesehen; und es liegt ihnen nicht ein besonderer Trieb — der berüchtigte Spieltrieb, — sondern lediglich der nach Thätigkeit zum Grunde.

Eben so ist es auch die durch die Thätigkeit entstehende Lust, um welcher willen der blosse Liebhaber sich so gern mit der Musik, Mahlerey, Dichtkunst, Philosophie, oder mit jeder andern Art von Wissenschaft, Kunst, oder Geschäft abgiebt; um welcher willen jedermann gern ein ihn unterhaltendes, oder belehrendes Buch liest, ein interessantes Gespräch führt, warum mancher gerne ein Gedicht oder einen andern Aufsaz macht: denn bey allen diesen Beschäftigungen ist bald unser Scharfsinn, bald unser Wiz, bald die Einbildungskraft, bald die Vernunft, bald eine andere Seelenkraft auf eine uns angenehme Weise thätig. Ia wo ein ausgezeichneter Grad von Kraft, von Talent, oder von Neigung zu irgend einer Art von Kraftäusserung sich findet, da unterzieht sich der Mensch auch wohl der grössten Anstrengungen wegen des daraus zu schöpfenden Genusses. So ergiebt sich mancher mit dem grössten Aufwand seiner Kräfte dem Ringen, dem Wettlaufen, dem Fechten, und andern körperlichen Uebungen; weil ihm diese Arten von Kraftgebrauch ein überaus angenehmes Vergnügen gewähren. Ein Anderer arbeitet Iahre lang mit der grössten Anstrengung seines Geistes an einem Gemählde,

an

an einem mechanischen Kunstwerk, an einem Gedichte, an einem Buche, u. s. w.; weil er gegen vieles in der Welt den Genuss nicht vertauschte, welchen er aus diesen Arbeiten zieht.

In sämmtlichen angeführten, und ähnlichen Fällen wendet der Mensch seine Kräfte willig an, weil diese Anwendung eine unmittelbare Quelle von Genuss für ihn ist, und also zur Befriedigung seines steten Durstes nach angenehmen Empfindungen dient. Wo aber die Thätigkeit selbst unfähig ist, ihm Vergnügen zu gewähren, da fehlt es nicht nur an einer Triebfeder, sich zu derselben zu entschliessen, sondern sie hindert auch anderweitige Genussbringende Thätigkeit, wird langweilig und widrig. Es entsteht also in solchem Falle ein Widerstreit mit dem Streben nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande, ein unangenehmes Gefühl, und ein Abscheu vor der Thätigkeit, Müheverdrossenheit. Tritt dann nicht etwa eine andere Triebfeder, eine heftige Begierde nach einem durch die geforderte Kraftanwendung zu erreichenden Gute, oder ein eben so heftiger Abscheu vor einem uns quälenden Uebel hervor: so neigen wir uns aus Müheverdrossenheit zur Ruhe; und wo weder jene Begierde, noch dieser Abscheu stark genug ist, um uns zur an sich selbst genusslosen Thätigkeit zu bestimmen, da bleiben wir in Ruhe. Einem Menschen, bey welchem dieser Fall in Ansehung der meisten nöthigen oder nüzlichen Verrichtungen seines Lebens eintritt, schreibt auch der allgemeine Sprachgebrauch Faulheit zu.

Ich habe nun gezeigt und erklärt, auf wie mancherley Art der Mensch wegen seines natürlichen Strebens nach einem ausschliessend angenehmen Gemüthszustande von dem vorgezeichneten Wege der Natur

abwei-

abweiche, entarte. Begierde nach angenehmen Gefühlen ist von Natur die höchste bewegende Kraft seiner gesammten Thätigkeit. Er strebt also unfehlbar alles dasjenige zu vermeiden oder zu entfernen, was dieser Begierde widerstreitet. Alles aber, was dieses thut, erregt ihm entweder Furcht, oder Schmerz — im oben angenommenen, ausgedehntesten Sinne des Worts, — oder Zorn und Rachbegierde, oder auch es fordert blos genusslose Thätigkeit. So viel giebt es also auch nur mögliche Wege, auf welchen er, um sich von dem, was die Summe seiner angenehmen Gefühle mindern, oder ihm geradezu unangenehme zufügen, was negativ oder positiv seine Glückseligkeit stören mag, frey zu erhalten, sich verirren kann.

Es liegt aber in der Natur der Sache, dass ein Wesen, welches nach der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur lediglich und mit solch unwiderstehlicher Gewalt nach angenehmen Gefühlen, nach Genuss, hingetrieben wird, diesen Genuss, je höher und umfassender er ist, um so heftiger begehren, und sich, einen solchen zu erlangen, unablässig gereizt finden müsse. Der Mensch, von angenehmen Gefühlen mit einer Art von Zauberkraft ohne Unterlass angezogen, strebt nicht blos, alles zu vermeiden, was sie rauben oder schmälern kann; er trachtet auch

β) sie möglichst zu erhöhen, zu verlängern, und zu erweitern; ihn verlanget, alles ihm Angenehme so innig, so lange, und in so grosser Summe, als möglich, zu geniessen, und, würde es ihm vergönnt, in einem Meere von unvergänglicher Wonne zu schwimmen. Diese Seite seines natürlichen Strebens nach Genuss öffnet ihm ein neues Labyrinth von unzählbaren Verirrungen und Fehlern. Der Eingänge in dieses Labyrinth muss es wieder so viele geben, als es positive

Na-

Naturtriebe *) giebt; wodurch das menschliche Herz in Bewegung gesezt wird, eben darum, weil es blos durch diese in Bewegung kömmt. Wir werden also auch eben so viel Hauptwege einzuschlagen haben, um die mancherley Irrwege zu entdecken, auf welchen sich die Menschen in Fehlern und Lastern verlieren, ich meyne, wir werden einen jeden jener Triebe einzeln zu betrachten haben, um zu sehen, wie er die Menschen, selbst erst durch deren heftiges Streben nach Genuss irregeführt, zu den mannichfaltigsten Schwachheiten und Lastern verleitet.

Ich würde jedoch meiner Betrachtungen über diese Materie kein Ende finden, wenn ich den sämmtlichen positiven Naturtrieben eine besondere Untersuchung in der hier gegebenen Rücksicht widmen wollte; und ich werde mich deshalb blos auf zwey oder drey derselben einschränken müssen. Dies kann auch um so füglicher geschehen, da das menschliche Herz in allen seinen Verirrungen, so weit deren Erörterung hierher gehört, eine allgemeine gleichförmige Methode beobachtet, die sich dann mit den dahin gehörigen Eigenthümlichkeiten in jedem besondern Falle wiederfindet, und da wirklich alles Streben nach Genuss bey jedem einzelnen Menschen auf einen gewissen besondern Punkt hinwirkt, der bald durch diesen, bald durch jenen positiven Naturtrieb, in Verbindung mit äussern Umständen, bestimmt wird, auf welchen fast

*) Unter einem positiven Naturtriebe verstehe ich einen solchen, der das, was zur Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung der Natur des Menschen dient, herbeyzuschaffen und zu erhalten; unter einem negativen aber einen solchen, der dasjenige, was das Gegentheil bewirkt, zu entfernen und zu vermeiden antreibt. Dies zur Verhütung möglicher Misverständnisse.

fast alle seine fehlerhaften Begierden und Leidenschaften eine nähere oder entferntere Beziehung haben, so, dass, wenn man ihn in Ansehung jenes Punktes genau genug kennen gelernt, man den wesentlichsten Zügen nach die Kopie dieses ganzen Menschen hat, und sich nach Anleitung derselben mit geringer Mühe mehrere entwerfen kann.

So sind es bey dem einen Menschen die Genüsse des Gaumes, auf welche all sein Dichten und Trachten geht, in welchen, als in dem gemeinschaftlichen Zielpunkte, alle Thätigkeit seines ganzen Wesens zulezt zusammentrifft, wohin alle seine Bestrebungen hauptsächlich zielen, vor deren Majestät jeder andre Trieb verstummt, um welcher willen er sich jeder Mühe, jeder Anstrengung unterzieht, alles, auch die empfindlichsten Demüthigungen und Mishandlungen, mit der niedrigsten, schändlichsten Selbstverleugnung erträgt, seine Freunde verräth, seiner Feinde Speichel lecket, kurz die schändlichsten, verworfensten Thaten mit eiserner Stirn verübt — ja selbst der Himmel mit allen seinen, von keinem Auge gesehenen, und von keinem Ohre gehörten, Seligkeiten würde der langweiligste Aufenthalt für ihn seyn, wenn es dort keine Schmausereyen gäbe. Bey einem Andern ist dieses höchste Ziel seiner Wünsche und Begierden das Geld; bey einem Dritten Pracht und äusserer Schimmer; bey einem Vierten die Ehre; bey einem Fünften Herrschaft; bey einem Sechsten Erweiterung seiner Kenntnisse, oder diese oder jene Liebhaberey, und so immer weiter.

Der Trieb nach Nahrung — denn bey diesem will ich zuerst verweilen, weil er unter diejenigen gehört, welche am häufigsten und weitesten über ihre rechtmäsigen Grenzen hinaus gehen, ob ich gleich

auch

auch diese seine Ausschweifungen schon berührt habe — der Trieb nach Nahrung soll uns antreiben, die durch Bewegung und Absonderung verlohren gegangenen Theile des Körpers vermittelst dienlicher Nahrungsmittel, Speise und Trank, wieder zu ersezen. Ihn zu erregen, entsteht einerseits, so oft die eingenommene Masse von Nahrungsmitteln durch die dazu eingerichteten Werkzeuge und Kräfte des Körpers verarbeitet, zu ihrer weitern Bestimmung bereitet und im Körper vertheilt ist, ein sehr unangenehmes Gefühl — des Hungers und Durstes —, dessen sich zu entledigen das Gemüth sich in Thätigkeit sezt, welche Entledigung es aber nur durch neue einzunehmende Nahrungsmittel bewirken kann; und andererseits ist mit der Befriedigung dieses Triebes, um ihn desto sicherer zu reizen, oder auch die zu bewirkende Verwandelung desto mehr zu befördern, ein sehr angenehmes Gefühl verknüpft, welches wieder verschwindet, wenn das zum Ersaz des Abgegangenen nöthige Maas von Speise oder Trank voll ist. Hier, und bis so weit wirkt die blose Natur, unvermischt mit Kunst und überdachter Wahl des Verstandes, deren Zweck kein anderer ist, als G e n u s s. Zur Ernährung t a u g l i c h e Nahrungsmittel, und deren s o o f t, und s o v i e l zu nehmen, als es zum Ersaz der abgesonderten, oder zu mancherley Zwecken im Körper verwandten Theile, und zur neuen Belebung der Kräfte unumgänglich nöthig ist — dies ist der wahre Zweck, und die natürliche Grenze des Triebes nach Nahrung. Diesen Zweck zu erreichen, bedarf es keiner Kunst, sie müsste denn zur Absicht haben, den Mangel der Nahrungsmittel zu ersezen — dazu ist alles gut, was sich dem Menschen zuerst geniesbares, d. i. der Natur seines Körpers angemessenes, verdauliches, und hinlängliche Nahrungskräfte für ihn enthaltendes,

dar-

darbietet, und es ist Ausschweifung über die bestimmte Grenzlinie der Natur, schrankenlose Entartung, sobald der Mensch unter gleich gesunden und nahrhaften Nahrungsmitteln wählt, oder durch Kunst das rohe Materiale der Natur verändert, in der Absicht, das mit dem Genuss desselben vergesellschaftete Vergnügen zu erhöhen, und also dieses zum Ziele des Ernährungsgeschäftes macht.

Ich sehe, wie hier manche empfindsame Leser Uebelkeiten anwandeln, wie sich ihr Innerstes bey der Vorstellung von solch einer tief barbarischen Lebensart empört, oder wie sie darüber, als über ein des schmuzigsten Cynikers würdiges Paradoxon, die Nase rümpfen, oder in die Worte jenes bejahrten Gemeinspruchs ausbrechen, womit man nicht selten sehr wohl gegründete, aber nicht jedem Auge sogleich übersehbare Wahrheiten niederzuschlagen meynt: dass nichts unterm Monde so abgeschmackt sey, was nicht irgend einmal ein Philosoph als Wahrheit behauptet habe. Wie? — höre ich sie ausrufen — Also sollen wir wohl zu unsern Eicheln essenden Vorfahren zurückkehren, oder uns bey den Wogulen und Tungusen auf ein Gericht Läuse oder Mäuse, oder auf ein Stück gefallenes Vieh, oder bey den Lappen auf einen warmen Trunk Rennthierblut, oder auf eine rohe Mahlzeit von dessen Fleische, zu Gaste bitten, um uns wieder in die mütterlichen Arme der Natur zu werfen, und uns nicht der Sünde einer schrankenlosen Ausschweifung über die von ihr bestimmten Grenzen, und einer unnatürlichen Entartung theilhaftig zu machen? — Auch ich danke, so sehr wie Einer, für einen solchen Schmaus: und doch wette ich Tausend gegen Eins, dass, hätte Euch, lieben Leser, Euer Geschick, anstatt unter einer auf hohen Grad verfeinerten Nation, oder gar in dem Pallast eines ihrer

luxu-

luxuriösen Grossen, in der rohen ungekünstelten Hütte eines Wogulen oder Tungusen im äussersten Norden Asiens gebohren und erzogen werden lassen, dass Ihr mit eben dem, wo nicht mit weit gesegneterem Appetite, eine Hand voll Läuse, oder eine Maus, oder ein gutes Stück von gefallenem Vieh, oder eine Anzahl von der Luft gedörrter Striemen Fleisch, verzehren würdet, als Ihr jezt ein Gericht von tausenderley Gewürzen vergiftetes Ragout, oder eine Pastete von *Asa foetida* — ein hässlicher Nahme, hässlich wie der Geruch der Sache, die er bezeichnet! — umdampft, oder die Excremente eines Vogels, von der kunstreichen Hand eines französischen Giftmischers bereitet, verzehrt, vor welchen Euren sämmtlichen Delicatessen eines erkünstelten Hochgeschmacks ein ehrlicher Tunguse wenigstens eben so eilig davon laufen würde, als Ihr vor den halbverwesten Leckerbissen von seinen gefallenen Hausthieren.

Aber so ein sonderbares Geschöpf ist der Mensch. Ihm hat nur das einen vorzüglichen Werth, was ihm selber angehört. Nur dasjenige trägt ihm den Stempel des ächten Geschmacks, der Vernunftmäsigkeit, der Anständigkeit, was das gangbare Urtheil seiner Landsleute, die allgemeine Sitte seines Hauses, seines Dorfs, seiner Stadt, seines Vaterlands geheiligt hat. Aller fremde Glaube, alle fremde Sitte, wenn ihr nicht der untrügliche Ausspruch der Tonangeber, oder die Sucht nach ewigem Wechsel und Veränderung, ein ehrwürdiges Ansehn leihet, kömmt ihm thöricht, abgeschmackt und lächerlich vor. Wir hängen ewig an den Meynungen, welche die allgemeine Einstimmung für giltig erklärt, und an den lächerlichsten, oft auch ungerechtesten und schädlichsten Vorurtheilen und Thorheiten, die uns, schon mit der Milch aus der Mutter Brust, als unverlezbar dargereicht werden; und während

ein feiner Römer den Bewohner von Iapan als einen fanatischen Thoren verlacht, dass dieser die Kruditäten des Dalai Lama als Heiligthümer verehrt, lässt jener sich selbst zu der nicht minder lächerlichen, nicht minder fanatischen Thorheit herab, den Pantoffel des Statthalters Christi zu küssen, oder vor dem leblosen Bildniss eines heilig gesprochenen Schurken, wie vor dem Schöpfer des Weltalls, in andächtiger Ehrfurcht zu knieen; und während eine europäische Dame, aufgeblasen von der Grösse und von den zauberischen Reizen, die eine künstlich bereitete Erde ihren abgebleichten zusammengeschrumpften Wangen, ein rundgebogenes mit ausländischen Steinen verziertes Metall ihren Fingern, eine in der Luft sich wiegende Feder ihrem von Weisheit leeren, von Thorheiten aber desto reichlicher angefüllten Kopfe, und das Gespinnst eines unansehnlichen Wurms ihrem ganzen zur Hälfte abgestorbenen Körper leiht, mit junonischem Anstand einherstolzirt, sieht sie mit verachtendem, spöttelndem Naserümpfen auf die barbarische Eitelkeit einer rohen Amerikanerin, Afrikanerin, oder Asiatin herab, die ihren Hals mit Schnuren von Schlangenköpfchen, oder ihre Haut mit allerley, unter empfindlichen Schmerzen eingeäzten, bunten Figuren ziert, oder sich Löcher in die Nase bohrt, oder durch einen schmerzlichen Queerschnitt ihre Unterlippe zertheilt, um die Herzen der Männer zu fesseln.

Inzwischen bis so weit sollten auch meine Forderungen nicht gehen, dass wir, um in den Leib unserer Mutter Natur zurück zu kehren, und gleichsam von neuen zu ihren ächten Kindern gebohren zu werden, uns wieder zu der Eichelnkost unsrer ungeschlachten Voreltern bequemen müssten, einer Kost, die man jezt kaum würdig hält, den Gästen mit einmal

gespal-

gespaltenen Klauen und borstigem Rücken vorzusezen. Die veränderte Gestalt der Umstände, unter welchen wir von den ersten Tagen unsers Daseyns leben, verändert auch die Regeln unsrer Handlungen. Kaum erscheinen wir auf der Welt, so bewirthet man uns schon mit allerley erkünstelten Gerichten. Selbst der Brey, den wir neben der Muttermilch — dem einzigen uns dargereichten natürlichen Nahrungsmittel, wenn man anders natürlich nennen kann, was doch selbst nur ein Extract von tausenderley künstlich bereiteten Speisen ist — zur Befriedigung unsers Hungers empfangen, ist durch eine Menge, von der Kunst ersonnene, Verwandelungen hindurch gegangen, und ausser den Früchten der Bäume, und einigen Erdgewächsen, obgleich auch alle diese der erfinderische Verstand der Menschen über ihren eigentlichen Stand der Natur emporgehoben, oder, wie man es nennt, veredelt hat, — lernen wir aus dem gesammten Thier- und Pflanzenreiche nichts als geniesbares Nahrungsmittel betrachten und kennen, was nicht mehr oder weniger die mannichfaltig verändernde Hand der Kunst erfahren hat. Unter dieser Lage der Dinge ist die Kunst selbst uns zur Natur geworden, ich sage, die durch eine Reihe von Erfindungen mehr oder weniger veränderten, mehr oder weniger zusammengesezten Speisen, die wir, ohne uns um ihren Ursprung und um ihre Beschaffenheit zu bekümmern, von Kindheit auf geniessen, sind uns eine eben so natürliche Kost, als dem rohen Natursohne die völlig unveränderten Produkte der Natur, und wir treten dem zu Folge so wenig, wie dieser, durch den Gebrauch derselben, wofern sie nur nicht den ihnen vorgeschriebenen Zwecken der Stärkung und Ernährung, so wie der Gesundheit des Körpers widerstreiten, über die Grenzen, die die weise Mutter der Dinge uns vorgezeichnet hat. Ia! dieses von seiner

Hülse getrennte, zu klarem Staub zerriebene, mit saurem Teig und erhiztem Wasser vermischte, zu einer steifen Masse verknetete, in runde Ballen geformte, in einem durch die Kraft des Feuers auf einen genau bestimmten Grad erwärmten Ofen seiner Feuchtigkeit beraubte, und so zu Brod gebackene Getreide; ferner das gekochte, gebratene, zerhackte, mit mancherley Brühen und Gewürzen zugerichtete Fleisch der Thiere; die gesottenen, geschmorten, oder mit dem süssen Saft einer ausländischen Pflanze versezten Früchte der Bäume, und alles, was unter so mancherley durch Kunst erschaffenen Gestalten selbst auf dem einfachen Tische des Bauern und Bürgers erscheint, das hat sich in solchem Grade mit der Natur unsers Körpers, unsers Gaumens, mit unsern Verdauungskräften verschwistert, dass es von unsrer Seite eine eben so unnatürliche Esslust voraussezen, eine eben so grosse Ausschweifung über die rechten Grenzen des Nahrungstriebes anzeigen würde, zu den rohen Mahlzeiten des Tungusen oder Lappen, als von der Seite der leztern, zu den unsrigen überzugehen. Und indem ich den Gebrauch dieser uns einmal gewöhnlichen, durch die Kunst so vielfältig umgestalteten Lebensmittel grossentheils als der Natur gemäs einräume, mache ich mich keineswegs eines Widerspruches mit meinem oben aufgestellten Saze schuldig: denn wir können sie geniessen, ohne dabey aus Lüsternheit zu wählen, ohne einen andern Zweck, als den der Ernährung, und ohne den des blossen Genusses im Auge zu haben. Doch bin ich weit entfernt, auch selbst den leztern Zweck als Sünde anzurechnen, wenn er nur immer Hand in Hand mit dem eigentlichen Zwecke, warum wir essen und trinken, geht, und uns nur nicht verleitet, ausser und über die bestimmte Zeit und über das rechte Maas der Ernährung,

und mancherley Pflichten zuwider, der Befriedigung desselben nachzugehen. Aber hier schürzt sich eben der so schwer zu lösende Knoten. Ist blosser Genuss das Ziel des Geschäftes der Ernährung, nehmt und wählt Ihr Speis und Trank nur um dieses Genusses willen, wo zieht sich dann, wofern nicht das harte unerbittliche Gesez der Nothwendigkeit, oder eine seltne strenge Vernunft dem Strome Einhalt thut, noch eine Grenze für Eure, selbst durch die Befriedigung nur desto mehr wachsenden unaufhaltsamen Begierden? Ich kann deshalb meine obige Behauptung mit nichten zurücknehmen, dass der erste, kleinste Schritt, welchen der Mensch über die wahre natürliche Grenze des Triebes nach Nahrung hinaus thut, indem er um des blossen Vergnügens zu essen oder zu trinken willen zwischen gleich tauglichen Mitteln der Ernährung wählt, oder etwas an denselben auch nur durch einen Schatten von Kunst verändert, Ausschweifung, und keine Schranken mehr kennende Entartung sey; und ich behaupte daher, dass der rauhe Tartar, der seinem Stücke Fleisch unter dem Sattel seines Pferdes die ihm behagliche Zurichtung giebt, eben sowohl, obgleich in geringerm Grade, sich einer Ausschweifung über die rechten Grenzen der Natur schuldig macht, als der deutsche oder gallische Feinzüngler, dessen verderbtem Gaumen kein Gericht behagen will, an welchem man nicht gleichsam die Naturgeschichte dreyer Welttheile studiren kann. Denn ist es nicht derselbe Beweggrund, nehmlich das mit dem Genuss verknüpfte Vergnügen zu erhöhen, welcher den Erstern, wie den Leztern bestimmt? Ist für jenen sein rohes Fleisch, so wie er es von dem Körper des geschlachteten Thieres trennt, nicht eben so geschickt, seinem Körper Nahrung und Kräfte zu geben, als für diesen ein frugales Mahl gesottenen

Fleisches, von einem gesunden Gemüse begleitet? Ist es einmal das blosse Vergnügen, welches Euch zur Tafel rufet, wo, ich bitte Euch, ist dann wohl der Punkt, bey welchem es heissen könnte: hier ist es genug! da dieser Zweck nur in der Unendlichkeit sein Ziel finden kann, welches mit jedem höhern Grade des Vergnügens, der Natur der Sache gemäs, immer weiter fortrücken muss, weil das Geringere jederzeit dem Höheren untergeordnet is. Hier gilt recht eigentlich, was ein betrunkener Dichter zur Widerlegung seines Gegners singt: „Zu viel kann man wohl trinken, doch nie trinkt man genug!"

Indessen, da einmal die Natur das Vergnügen als Mittel wählte, um den Menschen zur Erreichung ihrer mit ihm sich vorgesezten Zwecke anzureizen, so ist jene Entartung von dem menschlichen Wesen in der That unzertrennlich, und von dem entsinnlichtsten Pythagoräer oder Stoiker bis auf den sinnlichsten Epikuräer, von dem feinsten Weltmann bis auf den rohesten Bauer, von dem geschliffensten Europäer bis auf den wildesten Feuerländer, mit einem Worte, von Adam und Eva, die durch ihre Lüsternheit das Verderben und Elend über die ganze Menschheit brachten, bis auf das lezte Glied ihrer zahllosen Nachkommenschaft, ist auch nicht Einer, dem nicht, in einem höhern oder mindern Grade, diese Uebertretungssünde zur Last zu legen wäre. Ieder lässt sich, wenigstens während der ersten Periode seines Lebens, und ausserdem zu gewissen Zeiten, lediglich von dem Vergnügen locken, welches mit dem Genuss der Nahrung verbunden ist, und strebt, dieses Vergnügen möglichst zu erhöhen, zu verlängern, und zu erweitern, und so steigt die Ausschweifung des Nahrungstriebes durch unendliche Stufen, bis sie in dem von Glücksgütern überhäuften verfeinerten Gourmand die höchste Staffel erreicht.

Um

Um aber die vornehmsten falschen Richtungen, welche sie einschlägt, so weit es hier der Raum vergönnet, zu verfolgen: so ist die erste: das Verlangen, die Freuden des Mahls so lange zu geniessen, und diesen Genuss so oft zu wiederholen, als es nur immer der mit allzugrossem Uebermaas eintretende Ekel, und die Dauer der Verdauungskräfte verstattet, oder auch nur öfterer zu wiederholen und länger zu geniessen, als die Natur es fordert. Diese Art von Ausschweifung heist Gefräsigkeit *). Ihr ist weniger um die Beschaffenheit, als um die Menge der Speisen zu thun. Sie ist nicht eigensinnig in der Wahl derselben. Wenn sie nur ihren Tisch recht oft und reichlich besezt findet, so nimmt sie es nicht so genau, wie ausgesucht, wie geschickt etwas aufgesezt ist, den höhern Forderungen einer feineren Zunge Genüge zu leisten. Ihre Augen funkeln bey dem Anblick der schönen Last, unter deren Gewicht die Tafel sich senkt, und scheinen sie in sich hineinziehen zu wollen; sie harrt mit peinlicher Ungeduld dem Augenblick entgegen, der das Zeichen zur wichtigsten aller Sizungen giebt; sie greift immer nach dem grössten Stücke, misst jede Portion, die vorgelegt wird, und schielt mit neidischen Blicken auf die Teller ihrer Nachbarn, denen vielleicht eine grössere zu Theil

 gewor-

*) Um empfindlicher Ohren zu schonen, hätte ich gern ein anderes Wort für diesen Begriff gewählt, wenn unsre Sprache eines dergleichen darböte. Unmäsigkeit im Essen und Trinken ist der Gattungsbegriff; Gefräsigkeit, Völlerey, Lüsternheit, u. s. f. sind darunter als Arten begriffen. Die deutsche Sprache ist die Sprache der Wahrheit. Sie bezeichnet hässliche Gegenstände mit hässlichen Worten. Was hätte man auch, um das Vortreffliche und Schöne nach Würden auszuzeichnen, wenn man schon das Abscheuliche mit schönen Worten überzuckerte?

geworden ist, und füllt dabey so emsig, so gierig ihren Magen an, bis jedes benachbarte Gefäs zu zerspringen droht, Herz und Lunge den Raum zur Ausdehnung verlieren, der Athem schwach ausgeht, der Puls nur langsam schlägt, das Blut sich im Gehirn, Gesicht, im Hals zusammenpresst, und die eingestopften Speisen nach oben wieder ihren Ausweg suchen. Nach aufgehobner Tafel richtet sich ihr Sinn schon wieder auf die Gerichte, die der Nachmittag und Abend ihrer Sehnsucht vorbehält, um von neuen ihr süsses Geschäft zu beginnen. Sie fühlt ein sympathetisches Behagen mit jedem, den sie in diesem Geschäft begriffen sieht, und ist immerdar bereit, ihm thätiger Gehülfe zu seyn. Sie läuft von Haus zu Haus, um sich in jeglichem bewirthen zu lassen, und zählt Euch dann wohl mit soldatischer oder weidmännischer Ruhmredigkeit, und mit innerm Wohlbehagen, die Reihe der Speisen vor, an welchen sie in iedem Hause ihre Tapferkeit an den Tag gelegt hat. Wer den Dienern dieser schmuzigen Leidenschaft nicht gleich mit wohlgefüllter Schüssel entgegen kömmt, nicht jederzeit seine Küche ihnen offen hält, ist ein geiziger, liebloser, schlechtgesinnter Mann, und hat sich von ihnen keine Freundschaft zu versprechen. Aber wer sie immer reichlich mästet, keinen Schmauss in seinem Hause, keine Gelegenheit, bey welcher ihrem Gott geopfert wird, vorüberlässt, ohne sie zur Theilnehmung einzuladen, der kann der ausschweifendste, niedrigste, ehrloseste, nichtswürdigste Mensch von der Welt seyn, er kann sich ihrer als der weggeworfensten Narren bedienen, sie zu Gegenständen seines plumpen Afterwizes, seines Spottes, seiner abgeschmackten, possenhaften Einfälle, seiner rohen, niedrigen Späse machen, mit einem Wort, er kann sie auf das schimpflichste mishandeln — er ist doch ein

ein guter, lieber, vortrefflicher Mann, der allen Menschen Gutes thut, und in dessen Gesellschaft die fröhlichen Stunden wie Minuten dahin eilen. Ihm stehen alle ihre Kräfte, Pflicht und Gewissen zur unbeschränkten Disposition. Wer wollte einem so menschenfreundlichen Mann eine Bitte versagen? Wer nicht alles thun, um seine Wünsche, wären es auch die unerlaubtesten von der Welt, zu befriedigen?

Was kann widriger seyn, als der Anblick eines solchen Fressers? Was kann den Menschen tiefer unter die Würde seiner schönen Menschheit herabsezen, als diese niedrigste unter allen thierischen Leidenschaften?

Dieses Bild passt inzwischen nur auf denjenigen hohen Grad von Gefräsigkeit, welchen auch der gemeine Sprachgebrauch mit diesem Ausdruck bezeichnet. Der gemeine Sprachgebrauch, diese Aegide einer gewissen Parthey aus unsrer Zeit, mit welcher bedeckt sie so gern gegen die feiner und tiefer bestimmten, aber eben darum ein mühsameres, nicht allezeit willkommenes Nachdenken und Forschen erfordernden Begriffe gründlicher Spekulation, welcher die Begriffe vom Markte, zur Bezeichnung ihrer, aus geschärftem Nachsinnen, und aus strenger Absonderung des Zufälligen und Besondern vom Wesentlichen und Allgemeinen resultirenden, Ideen, freylich nicht Genüge thun können, zu Felde zieht, und sie mit dem Eckelnahmen scholastischer Spizfindigkeiten niederzuschlagen, oder wenigstens dem unwissenden, nachbetenden, und immer nur auf die Seite des kräftigsten und das lezte Wort behauptenden Schreyers haltenden Ianhagel verdächtig zu machen suchet — der gemeine Sprachgebrauch, sage ich, ist nichts anders, als der Abdruck der Begriffe und Empfin-

 dungen

dungen des grossen undenkenden Haufens *). Soll ein Gegenstand fähig seyn, auf den Verstand dieses grossen Haufens einen solchen Eindruck zu machen, dass er dadurch bestimmt wird, ihn zur Unterscheidung von andern mit einem besondern Nahmen zu belegen: so muss er sich durch sehr auffallende, gleichsam mit Händen ergreifliche Merkmahle von andern Gegenständen unterscheiden. Aber von diesen am meisten in die Augen fallenden Merkmahlen herab giebt es noch eine lange Stufen-Reihe feinerer Unterschiede, wodurch ein Ding etwas von andern Dingen verschiedenes, oder zu einer gewissen Gattung gehöriges ist. Diese feinern Unterschiede, die sich nur dem schärfer und aufmerksamer beobachtenden Auge des Forschers entdecken, entgehen dem gemeinen Sprachgebrauche, und er mischt daher eine Menge Dinge, die sich doch durch viele Eigenthümlichkeiten von einander unterscheiden, in eine Klasse zusammen. Ie tiefer herab zu den ungebildeteren Casten man steiget, desto ärmer wird die Sprache, desto verworrener die Begriffe, desto unbestimmter und schwankender die sie bezeichnenden Ausdrücke, desto unzuverlässiger der Sprachgebrauch. Dem gemeinen Bauer ist schon ein fertiger und vortrefflicher Tonkünstler, wer nur recht tapfer in die Saiten einer elenden Bierfiedel wüthet, um die rauhesten, unharmonisch-

*) Viele Worte und Ausdrücke sind auch aus der Schule, aus Wissenschaften und Künsten, in die Sprache des grossen Haufens, der ganzen Nation, übergegangen. Diese führen dann freylich schärfer bestimmte Begriffe. Aber wer sieht nicht, dass sie nicht zum gemeinen, sondern eigentlich blos zum wissenschaftlichen Sprachgebrauche gezählt werden können, und dass die Wissenschaft, oder Kunst, die sie prägte, immer für sie verantwortlich bleibt? Von solchen können auch die hier gemachten Bemerkungen nicht gelten.

monischsten Töne aus ihnen heraus zu reissen. Ihm gilt für einen grossen Gelehrten, und für einen unübertrefflichen Kanzelredner, wer nur mit athlethischer Stimme einen Strom von sinnlosen dogmatischen Formeln, mit ebräischen, griechischen und lateinischen, ihm selbst nicht selten unverständlichen Floskeln untermischt, dem Zuhörer in die Ohren schreyt, die Gesichtszüge schaudervoll verzerrt, die Luft, die ihn umgiebt, mit Leib und Armen heftig in Bewegung sezt, und die Kanzel unter den Schlägen seiner kräftigen Fäuste erbeben macht. Wie vieldeutig und schwankend unter andern die Wörter: Ehre, Aufklärung, Erziehung, Bildung, Sittlichkeit u. s. w. selbst in dem Sprachgebrauche der am meisten gebildeten Stände, ja selbst vieler Gelehrten seyen, das ist bekannt genug. Wer muss daher, beyläufig zu bemerken, nicht lächeln, oder staunen, wenn er selbst einen Herder aus diesem hochgepriesenen gemeinen Sprachgebrauche, noch obendrein in einem recht schneidenden, spöttelnden Tone, die kantische Theorie von Raum und Zeit, so wie andere Theile der Vernunftkritik, zu widerlegen versuchen sieht? *)

Was nun von der gemeinen Sprache in Beziehung auf andere Gegenstände gilt, das trifft auch zu bey ihrer Bezeichnung der hier in Frage befindlichen Ausschweifung des Nahrungstriebes, der Gefräsigkeit. Sie fasst dieses Laster nur bey seinen das Gefühl und Auge am stärksten treffenden Aeusserungen. Allein bis dahin giebt es noch eine Menge, fast vom Unmerklichen anhebende Modificationen desselben. Wer ist wohl, der, wenn er auch nicht in dem zu oft ausschweift, weil Erziehung, Geschäfte, oder Grundsäze und Gewohn-

*) s. Herders Metakritik.

wohnheit ihn an eine bestimmte Ordnung binden, wofern er sonst sich eines gesunden Appetits erfreut, nicht wenigstens öfters sich über das rechte Maas des einzunehmenden Mahls hinaus verirrte? Doch legt man seinem Fehler deshalb nicht den Nahmen jenes hässlichen Lasters bey. Gehört er aber darum nicht unter denselben Begriff? Ist der Gefräsige, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, nicht eben aus dem Grunde gefräsig, weil er in seinen Mahlzeiten, um der Verlängerung des daraus zu schöpfenden Vergnügens willen, über das dem wahren Zwecke desselben angemessene Maas hinausgeht, und sie zu oft wiederholt? Der Unterschied ist nur in den Graden, und man thut gewiss dem Menschen nicht zu viel, wenn man den Ausspruch: *Homo est animal vorax*, über die ganze Gattung ausdehnt.

An die Gefräsigkeit schliesst sich die Völlerey. Diese ist in Beziehung auf die flüssigen Nahrungsmittel, was jene in Hinsicht auf die festen ist. Die Hauptzüge von beyden sind das zu oft und zu viel. Bisweilen sind sie vereint in einem Subject, doch öfters sind sie getrennt. Ich halte mich nicht auf, die Völlerey besonders zu schildern. Sie war von Anbeginn das National-Laster der Deutschen, und hat noch nicht aufgehört, es zu seyn. Sie ist also bekannt genug.

Diese hässlichen Misgeburten menschlicher Begierden gedeihen am besten, und fast ausschliesslich, auf dem Boden eines gesunden, mit guten Verdauungswerkzeugen ausgerüsteten Körpers. Müssiggang, Stumpfheit des Verstandes, und Mangel an Empfänglichkeit für reinere und edlere Freuden, vollenden ihre Reife. Daher gehören sie vorzüglich unter der rohern Volksmasse, bey müssigen Leuten, und in Klöstern und Stiftern zu Hause. Wer seine Stunden durch

durch nüzliche Thätigkeit ausfüllt, wer eine höhere Bestimmung, wer menschlichere und schönere Freuden, als die des Gaumens, kennet und innig empfindet, wessen Geist nicht an der Erde, an der rohen Materie klebet, sondern sich leicht und gern in das Reich der Ideen erhebet, und da die seiner würdigste Wollust findet, der wird schwerlich sein Lieblingsgeschäft aus Essen und Trinken machen. Wie könnte der sich lange bey den niedrigen Gelagen des Komus verweilen, welcher, an den Umgang mit den Grazien gewöhnt, hierin seine süssesten Stunden verlebt?

So tief jene mehr als thierischen Leidenschaften den Menschen unter seine Würde herabsezen, von so nachtheiligen Folgen sind sie auch für Leib und Seel, für Geist und Herz und ächte Glückseligkeit begleitet. Entweder sind die Verdauungskräfte von so dauerhafter Beschaffenheit, dass sie die beständige übermäsige Anstrengung aushalten, oder nicht. Im ersten Falle wird der Stoff zur Ernährung in zu grosser Menge abgesondert, die Masse des Bluts und der Säfte wird überfüllt, es sezen sich unförmliche, unnatürliche Klumpen Fett an den verschiedenen Theilen des Körpers an, hindern dessen freyes Spiel, und drohen mancherley Schaden; oder es entsteht Vollblütigkeit, und daraus eine Reihe möglicher Uebel und gefährlicher Krankheiten. Ein Heer von niedrigen Lüsten und Begierden wird durch das Uebermaas der Säfte aufgeregt, und es wird aus dem Fresser ein Faun. Im andern Falle erfolgt immer zunehmende Schwäche und Verderbniss der zur Verarbeitung der Speisen dienlichen Gefässe; dann stockt das Geschäft der Verdauung; die nöthige Zubereitung, und die Verwandlungen der ernährenden Materialien in Milch, und Blut, und Säfte, unterbleiben grossentheils, oder geschehen in verkehrter Ordnung; eine rohe Masse

hete-

heterogener Körper häuft sich im Unterleibe, und geht in Fäulniss und verpestete, quälende Dünste über. Und was kann dies alles am Ende anders zur Folge haben, als Verderbniss der Säfte, Entkräftung, Unordnung, und völlige Zerrüttung des ganzen organischen Baues, beydes an Haupt und an Gliedern?

Richten aber diese unwürdigen Begierden schon in dem Körper selbst so grosses Verderben an, ein Verderben, welches unter dem Pinsel eines philosophischen Arztes unstreitig ein noch weit abschreckenderes Ansehn gewinnen würde — was wird dann aus dem vernünftigen Geiste werden, welchem das Verhängnise darin seine Wohnung angewiesen hat? Manes und die Neuplatoniker verordneten eine quälende Hungerkur, und wollten nicht einmal eine hinlängliche Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, innerhalb den Schranken weiser Mäsigung, gestatten, aus Furcht, den innwohnenden Geist mit zu engen Banden an die thierische Natur zu fesseln, und dessen Aufflug in die Regionen reinerer Dämonen zu hemmen. Wie muss es ihn aber erst dann entgeistern, wie muss es auch den Anstrich seiner höheren Natur verwischen, und den lezten Funken seiner Göttlichkeit ersticken, wenn er ohne Unterlass der Zeuge der unmäsigsten niedrigst thierischen Lüste ist, und keinen andern Beruf kennet, als auf die Befriedigung dieser Lüste auszugehen? Iene seelenerhebende Betrachtungen der mannichfaltigen Werke der Natur, ihres wundervollen Baues, ihrer Schönheit, ihres Zusammenhangs; jenes veredelnde Forschen über das Wesen des in uns wohnenden, unsichtbaren, und doch so wirksamen, vielvermögenden Geistes, über seine lezte Bestimmung und über die Dauer seines Seyns und Wirkens; jenes Hinaufklimmen zu der Erkenntniss des allbelebenden und alles leitenden Weltgeistes; jenes emsige Streben nach

Ent-

Entwickelung, Bildung und Vervollkommnung des Verstandes, der Vernunft, des Wizes, und jeder geistigen Anlage, nach Verdeutlichung und immer zunehmender Erweiterung der Ideen; jenes Wohlgefallen an Kunst und Wissenschaft und ihren erhabenen Werken; jener reine keusche Sinn für Gerechtigkeit und sittliche Güte, und für die grosse Würde der menschlichen Natur; jenes innige Theilnehmen an den Leiden und Feuden des neben uns durchs Leben wandelnden Bruders, und jene Bereitwilligkeit, seinen Bedürfnissen nach Kräften abzuhelfen; jenes unablässige Bemühen, auf der Stufenleiter menschlicher Vervollkommnung von Sprosse zu Sprosse immer höher zu steigen; jene weise Mäsigung der Begierden, jene jeden Augenblick nöthige Aufopferung und Selbstverleugnung — sollte alles dieses wohl bei einem Menschen Statt finden können, der in dem geistlosen Genusse des Essens und Trinkens seine grösste Wollust findet; der darauf einen grossen Theil der Zeit, die ihm vom Schlafe übrig bleibt, verwendet, einen andern noch beträchtlichern in einer Art von Betäubung und Abgeneigtheit für jeden ernstlichen und nüzlichen Gebrauch seiner Kräfte zubringt, um sich von jenem Genuss zu erholen, und, wenn er ja den Rest einer nüzlichen Thätigkeit widmet, während dessen seinen Sinn doch schon wieder hauptsächlich auf die zu erwartende Mahlzeit gerichtet hält; dessen sämmtliche Gedanken, Gefühle und Wünsche mit seiner Neigung nach den Freuden jenes thierischen Sinnes in Beziehung stehen, und gleichsam ihre Farbe tragen; für welchen keine Angelegenheit, kein Geschäft einen Reiz enthält, das nicht durch die Vergnügungen des Mahls gekrönet wird; dessen Sinne und Nerven, durch diese Lebensweise abgestumpft, dem Geist den ihm zu leistenden Dienst versagen, oder dessen Körper, durch

Krank-

Krankheiten zerrüttet, die Seele mit schmerzlichen Empfindungen erfüllet, sie niederbeugt, und ihre Kräfte zerbricht und lähmt? Wo nähme ein solcher Mensch noch Zeit, und Lust, und Fähigkeit zu den höhern Verrichtungen seines Geistes her, er, für welchen kaum etwas Werth hat, was nicht den Magen füllet und die Zunge angenehm kizelt?

Wie wenig bey einem solchen an jene wohlberechnete, mehr das Herz, als die gröbern Sinne rührende, und durch den Genuss selbst wachsende, allein ihren Nahmen verdienende Glückseligkeit zu denken sey, das fällt von selbst zu sehr in die Augen, als dass ich nöthig hätte, es noch ausführlich auseinander zu setzen.

Alles dieses, und mehreres noch, gilt in diesem hohen Grade jedoch nur von einem eben so hohen Grade der Gefräsigkeit. Es giebt aber sehr viele Abstufungen derselben; und wiewohl gewiss kein einziger Mensch gefunden wird, der sich diesen Fehler nicht in einem gewissen, und dann und wann, und bey manchen Gelegenheiten in einem sehr hohen Maase zu Schulden kommen liesse; so kann man doch mit Wahrheit annehmen, dass sich hierin die meisten im Ganzen ziemlich nah an den rechten Grenzen der Natur erhalten, sey es, dass ihre äussern Umstände, oder eine grössere Neigung für andere Gegenstände des Genusses, oder andere Ursachen sie dazu bestimmen. Bey diesen müssen also auch die schlimmen Folgen jener Ausschweifung geringer und weniger verderblich seyn: da sich, wie überall, so auch hier, die Wirkung der Ursache immer gleich verhält.

Die dritte falsche Richtung des Triebes nach Nahrung ist die Lüsternheit. Diese, obschon sie, sich selbst überlassen, unfehlbar auch zu den eben entwickelten Lastern führt — denn wer gern etwas

Ausgesuchtes isst oder trinkt, wird, wenn er sich diesem Hange unbedingt überlässt, natürlich auch den Genuss in dem grösstmöglichen Umfange zu befriedigen suchen — und in der Vereinigung mit denselben den höchsten Grad von Entartung des genannten Triebes erzeugt, kann doch auch gar wohl getrennt von ihnen angetroffen werden. Denn der lüsterne Mensch, wenn er seinen Vortheil recht versteht, wird, eben um seiner Neigung die ausgedehnteste Genugthuung zu verschaffen, ihr im Genusse Zügel anlegen, um sich nicht durch Krankheit zu demselben unfähig zu machen, oder durch Uebermaas seinen Sinn dafür abzustumpfen.

Der Gefräsigkeit und Völlerey war es vorzüglich um die Menge (Quantität), der Lüsternheit hingegen ist es blos um die Beschaffenheit (Qualität) der Nahrungsmittel zu thun. Die erstern werden in dem Verlangen, Speise und Trank in so grosser Masse, und so oft als möglich, zu geniessen, die leztere dagegen in dem Bestreben sichtbar, sich mit solchen Gerichten zu ergözen, die den grössten und angenehmsten Reiz für den Sinn des Geschmacks gewähren.

Da ich hier, dem vorgesezten Zwecke gemäs, die Lüsternheit, oder Leckerhaftigkeit, wie sie auch heisst, als eine falsche Richtung oder Entartung des ursprünglich im Menschen vorhandenen Triebes nach Nahrung zu betrachten habe: so ist es nicht genug, sie blos im Allgemeinen zu schildern, und einige philosophische oder moralische Bemerkungen darüber auszustreuen; sondern ich muss sie, jedoch, um des Raums zu schonen, so kurz, als möglich, von ihrem ersten Entstehen an, wo sie als Abweichung von dem Wege der Natur kaum bemerklich wird, bis dahin, wo alle Verwandtschaft, alle Verbindung mit dieser

Natur verschwindet, verfolgen. Und in der That! wenn man das, was dieser Trieb jezt ist, mit dem vergleicht, was er anfängnich war; so muss man erstaunen, zu welchem Ungeheuer er herangewachsen ist.

Blicken wir auf den ersten Zustand des Menschen zurück, wo er noch nichts kannte, als was die grosse Bildnerin aller Dinge um ihn her geschaffen hatte, und noch nicht ahnete, dass irgend etwas eine andere Gestalt gewinnen könnte, als die demselben ursprünglich eingedrückt war, oder durch den natürlichen Wechsel seines Zustandes sich von selbst erzeugte: so konnte ihm auch noch nicht der Gedanke kommen, wenn sich der Hunger bey ihm regte, etwas anderes zur Befriedigung desselben aufzusuchen, als was ihm in dem unbegrenzten Garten, oder in den weiten Gefilden, in welchen er wandelte, von den gastfreyen Händen der unsichtbaren Eigenthümerin, so wie jedem Thiere, unmittelbar dargeboten wurde — allerley Früchte von den Bäumen, Wurzeln unter, und essbare Gewächse, Beeren, Sämereyen, und dergleichen, über der Erde, oder auch, wenn der Mangel ihn grausam machte, das rohe Fleisch der Thiere, die er schon getödet fand, oder die ein dunkler Trieb, oder das Beyspiel der reissenden Thiere, ihn erjagen, würgen, und als Mittel zur Sättigung sich bedienen lehrte. Dazu kam mit der Zeit die Milch gewisser vierfüssiger Thiere, von welcher er ihre Iungen sich nähren sah, und deren er sich, um einen gleichen Gebrauch von ihnen zu machen, zu bemächtigen, und durch Fortpflanzung sie zu vermehren suchte. Ein leichter Versuch lehrte ihn bald, das Essbare und seinem Körper Zuträgliche von dem Entgegengesezten zu unterscheiden.

Wer

Wer zweifelt wohl, dass Geist und Körper bey dieser Kost sich wohl befanden, und dass dem Menschen, der keine andere Kochkunst kannte, als die der Natur, und dessen Bedürfnisse sich allein auf die Gerichte der grossen Küche beschränkten, deren Heerd die ganze weite Erde, und deren Feuer die Sonne ist, seine einfachen, natürlichen Mahlzeiten, die der Hunger würzte, eben das Vergnügen gewährten, welches wir aus unsern von tausend, oft mit einander in einem natürlichen Widerstreit begriffenen, Ingredienzien zusammengesezten Speisen ziehen, die die armselige Kunst eines Menschen bereitet? Glückseliger Zustand der unverfälschten Natur, wo die Menschen, mit dem zufrieden, was um ihnen her in reicher Fülle von selbst aufwuchs, oder sich mit leichter Mühe vermehren liess, nicht nöthig hatten, ihre Kräfte mühsam anzustrengen, halbe Nächte unter Kummer, Angst und Sorgen zu durchwachen, einander zu beneiden, zu kränken, zu verfolgen, zu betrügen, zu berauben, zu morden, zu unterdrücken, mit einem Worte, die schönsten und heiligsten Pflichten zu übertreten, und das Leben zu einer langen Kette von Schandthaten und Uebeln zu machen, um ihren Trieb nach Trank und Speise zu stillen! Und was haben wir denn vor ihnen mit unsern erkünstelten Mahlen, an denen oft der Schweiss von tausend unglücklichen Sklaven klebt, voraus, als ein gereiztes Blut, geschwächte Nerven, verderbte Säfte, einen umnebelten Geist, einen hinfälligen Körper, und eine kraftlose Nachkommenschaft?

Doch dieser unschuldsvolle Stand der Natur konnte nicht von langer Dauer seyn. Eine unangenehme, quälende Empfindung trieb den Menschen, sich Nahrung zu suchen: aber mit der Sättigung war ein sehr behagliches, schmeichelndes Gefühl verknüpft. Er konnte

sich, wenn nicht vielleicht der Mangel ihn nöthigte, von diesem kizelnden Genuss nicht eher trennen, bis aller Reiz verschwand, und der Ueberdruss an seine Stelle trat; und er kehrte so oft zu demselben zurück, als das Vergnügen sich zugleich dabey einfinden wollte. Dies war der erste Schritt über die Grenzen der Natur, dem nun unzählige andere, ihn immer weiter von diesen Grenzen abwärts führende folgten. Er wurde zuerst unmäsig im Genuss, gefrässig. Da er so im Genuss der Nahrung weiter ging, als es nöthig war, den Hunger zu stillen: so konnte dieser natürlich nicht mehr hinreichend seyn, um ihm das gesuchte Vergnügen zu gewähren. Die Dinge, mit denen er seiner Esslust Genüge that, mussten die Kraft besizen, ihm, auch ohne Hunger, einen angenehmen Reiz zu bewirken. Er fand, das eine Frucht, eine Wurzel, eine Art von Fleisch vor andern hierin den Vorzug behauptete. Er fing also an zu wählen, und das war der erste Keim zur Lüsternheit. Von nun an fand keine Speise seinen Beyfall mehr, deren Genuss nicht von einem ausgezeichnet angenehmen Reiz begleitet war. Er wollte nicht blos seinen Hunger stillen, er wollte auch ohne denselben sich aus dem Essen ein überaus anziehendes Vergnügen schaffen. Natürlich, dass, da er sich nun blos an die zu dieser Absicht tauglichen Nahrungsmittel hielt, sie ihm, wegen des zu häufig wiederholten Genusses, eins nach dem andern, bald gewöhnlich und gleichgiltig werden, und dass endlich jede Art von Kost, so wie die blosse Natur sie reichte, ihren Reiz für ihn verlieren musste. Seine Lüsternheit hatte sich inzwischen nicht vermindert, sie hatte im Gegentheil immer mehr an Gewalt und Herrschaft zugenommen. Die einfache Kunst der Natur hatte nun ihre Grenzen erreicht, um seiner Leckerhaftigkeit Genüge zu leisten, der Verstand mit seiner

Er-

Erfindungsgabe musste demnach an ihre Stelle treten, um Mittel auszusinnen, wie der Küchenzettel des eigensinnigen Gaumens zu befriedigen sey. Er bemerkte, dass eine mildere Frucht, ein weicheres Fleisch das härtere und zähere an Annehmlichkeit im Genuss übertreffe. Dies gab ihm die Erfindung ein, durch Reiben oder Quetschen ihm diese Eigenschaft zu geben, oder sie zu erhöhen. So war der Anfang zur künstlichen Bereitung der Speisen gemacht. Der Vater hinterliess seine Erfindung dem Sohne, dieser, von einem gleichen Geiste der Lüsternheit beseelt, pflanzte sie, mit neuen Erfindungen vermehrt, auf den Enkel fort. Eine Endeckung reichte der andern die Hand, jede Generation, mit dem vorgefundenen Gewöhnlichen nicht zufrieden, und nach ungewöhnlicheren, reizenderen Genüssen begierig, sann auf neue Veränderungen, theils um den Geschmack mit etwas Ausgesuchterem zu belustigen, theils um durch Vervielfältigung der Gerichte denselben Mannichfaltigkeit, und dadurch jedem einzelnen einen stärkern Reiz der Neuheit zu geben, bis endlich die Kunst, den Gaum zu vergnügen, zu einer Art von weitläuftigem System erwuchs, jedes Produkt der Natur in ihre Formen goss, und keine Spur von jener natürlichen, ungekünstelten Art der Ernährung übrig liess.

Man weis, welche grenzenlose Schwelgerey schon an den Tafeln der alten Perser *), und anderer morgenländischen Völker herrschte. Von ihnen lernten sie die Römer, und trugen damit die alte ehrwürdige

 Ein-

*) *apud quos*, sagt *Corn. Nep.* (s. *Alcibiades c.* 11.) *ſumma laus erat, fortiter venari, luxurioſe vivere.* Tacit. *Annal.* 2, 2. *De luxuria gentis pleni ſunt libri.* Und Horat. *L.* 1. *Od. ult. Perſicos odi puer apparatus.*

Einfalt ihrer Sitten, ihre Nationalkraft, und ihre Freiheit zu Grabe.

Um meinen Lesern an einem Beyspiele zu zeigen, bis zu welcher Höhe der Hang, die Vergnügungen der Tafel zu erhöhen, und sie zu einem Gegenstande des anziehendsten Genusses zu machen, um diese Zeit bey den Römern gestiegen war, mag eine Anekdote aus dem Plutarch hier stehen, den reichen Lukull betreffend, denselben, welcher, nach Cicero's Bericht, behauptete, dass niemand reich sey, welcher nicht auf eigne Kosten eine Armee unterhalten könne.

„Cicero und Pompejus kamen einst zum Lukull, als dieser auf dem Markte spazieren ging. Cicero grüsste und fragte ihn: ob er Besuch annehmen könne." Sehr wohl, erwiederte er, und bat sie, zu kommen. Wir wollen, versezte jener, heute bey Dir speisen, jedoch so, wie es eben für Dich veranstaltet ist. Der schwelgerische Lukull verlangte, einen andern Tag zu bestimmen, sie aber gaben es nicht zu und erlaubten ihm auch nicht, mit seinen Sklaven zu reden, damit er nicht Befehle geben möchte zu einigen grössern Zubereitungen. Das einzige liessen sie ihm auf seine Bitte zu, dass er, in ihrer Gegenwart, einem Sklaven sagen durfte, er wolle heute im Apollo speisen — denn diesen Nahmen führte eins seiner prächtigen Gebäude — und durch diese List hinterging er sie. Es war nehmlich für jeden Speise-Saal festgesezt, wie kostbar das darin zu haltende Mahl, und wie es zugerichtet werden sollte, so dass die Sklaven, sobald sie nur hörten, wo ihr Gebieter speisen wolle, sogleich wussten, von welchem Grade des Aufwands, von welcher Pracht und Anordnung die Tafel seyn müsste. Er pflegte aber im Apollo für fünf Myriaden zu speisen." Eine Myriade betrug zehn tausend Drachmen, eine Drachme nach Einigen fünf,

nach Andern vier, nach Andern drey Groschen. Wir wollen die mittlere Zahl annehmen: so machen fünf Myriaden 50000 Drachmen = $\frac{50000}{6}$ Thlr. = $8333\frac{1}{3}$ Reichsthaler. Um also die Esslust dreyer Männer in einer einzigen Mahlzeit zu befriedigen, bedurfte es einer Summe, von welcher ein mäsiger Mann die Bedürfnisse seines ganzen Lebens überflüssig bestreiten, oder wovon man mehr als 50000 Arme reichlich speisen könnte.

Richten wir unsre Augen auf unser eignes Vaterland, welches zu den Zeiten, als der üppige Lukull den Cicero und Pompejus so kostbar bewirthete, sich noch von Eicheln und wilden Früchten nährte — bis zu welchem Grade der Ausschweifung hat auch dieses der Hang nach immer zu erhöhendem Vergnügen im Essen und Trinken getrieben?

Am auffallendsten äussern sich die Wirkungen dieses Hanges an den Tafeln der Reichen und Grossen. Welche Zahl von Gerichten, welche Mannichfaltigkeit in der Art und Zubereitung der Speisen wird hier nicht sichtbar, welche Kunst, welche Sorgfalt, welcher Fleis wird hier nicht angewandt, nicht etwa, um das Bedürfniss der Natur zu befriedigen, um die Anforderungen des Hungers und Durstes zur Ruhe zu bringen, nein! sondern um jeden verwöhnten Gaum auf die ihm angenehmste Weise zu kizeln! Die Fruchtbarkeit unsers mütterlichen Bodens, so reich und ergiebig er ist an den mannichfaltigsten, schönsten Erzeugnissen, ist bey weitem zu gering, um alles das hervorzubringen, was der nur mittelmäsig besezte Tisch eines deutschen Gastgebers heischet. Fremde Welttheile müssen dazu ihre Reichthümer steuern, entlegene Weltgegenden müssen ihre Produkte weit über das Meer an unsre Grenzen führen, um ge-

gegen unser baares Geld ihre unsre Gesundheit tödenden und die Kraft des deutschen Armes lähmenden Genüsse auszutauschen!

Aber nicht blos in den Pallästen der Vornehmen und Reichen, auch in den Hütten der Geringen und Armen hat jene lüsterne Begierde nach erhöhterem Reiz im Genuss der Speisen und Getränke sich ihren Wirkungskreis zu verschaffen gewusst. Wo ist der Handwerker, wo der Bauer, wo der Tagelöhner und Bettler sogar, der nicht, von solchen Begierden getrieben, so viel, und so oft es nur immer die Umstände erlauben, seinen Tisch mit etwas seiner Lüsternheit ausgesucht Schmeichelndem zu besezen strebte? Nichts ist, auch unter diesen Klassen von Menschen, geschäftiger als diese Lüsternheit, eine jede sich darbietende Gegelegenheit zur Erreichung ihrer Absichten zu benuzen. Die Geburt und der Tod eines Menschen, die Stiftungen der Ehen und deren Vollziehung, die Veränderung eines Wohnorts, die Vollendung eines neuen Gebäudes, die Zusammenkunft mehrerer Menschen zu irgend einem gemeinschaftlichen Zwecke, der Abschluss eines Vertrags, er betreffe öffentliche oder Privat-Angelegenheiten, jeder merkwürdige und ungewöhnliche Auftritt im menschlichen Leben muss die Veranlassung zu Schmausereyen geben, wobey die Leckerhaftigkeit, und nach ihr die Gefräsigkeit und Völlerey, den Vorsiz hat.

Unübersehbar sind die Uebel und Laster, die sich aus dieser unreinen Quelle hervordrängen. Die Begierde, immer etwas Gutes zu essen und zu trinken, verschlingt einen unverhältnissmäsig grossen Theil der Mittel zur Erhaltung des Lebens und zur Befriedigung vieler anderen nothwendigen Bedürfnisse. Daraus entsteht Unordnung in der Verwaltung der Ausgaben, drückender Mangel bald auf dieser, bald auf jener

Sei-

Seite. Aus Verlangen, sich oft an einer recht ausgesucht wohlschmeckenden Mahlzeit zu ergözen, fehlt es öfters an Mitteln, um auch nur den dringendsten Hunger zu befriedigen, um seine Blösse zu bedecken, um sich gegen die empfindliche Gewalt der Witterung und Kälte zu schüzen, um ungestüme Gläubiger zu befriedigen, um die dem Staate schuldigen Abgaben zu entrichten, um die Bemühungen eines Arztes und seine Arzneyen in Krankheiten zu erkaufen, um für ungewisse Fälle einen Nothpfennig zu haben, um seine Kinder zu erhalten, und die Kosten ihrer Erziehung zu bestreiten, wie viel mehr aber, um sich Mittel und Gelegenheiten zur eigenen Ausbildung seines Geistes und Herzens zu verschaffen? Dann flieht uns jedermann. Niemand will helfen, niemand durch Umgang und freundliche Theilnahme uns trösten. Man zeigt mit Verachtung auf uns hin, als auf unbesonnene Thoren, die die eigenen Verschuldiger ihres Elends sind! — Und wie manches junge Ehepaar, wie mancher junge, sich etablirende Handwerker u. s. w. wird nicht gleich Anfangs durch die dabey ihm abgenöthigten Schmausereyen in die grösste Verlegenheit und in die drückendste Noth versezt?

Dann erwacht Unzufriedenheit mit unsrer Lage, Mismuth, Zwietracht in dem Innern der Familien, und dieses erzeugt einen Zustand, der das Leben zur Hölle macht.

Man will sich dieser Noth entreissen, oder auch, man will sich der Mittel so viel als möglich zur Befriedigung seiner Leckerhaftigheit verschaffen. Sie nimmt nun alle unsre Kräfte in Anspruch, man wird ihr Sklav, der sich unter Mühe und Schwierigkeiten, wie Sisyphus unter seinem Felsen windet.

Aber nicht genug, uns zu ihrem eigenen Sklaven gemacht zu haben, macht sie uns auch, wenn

die Glücksgöttin mit ihrem Füllhorn nicht auf unsrer Seite ist, zu Sklaven unsrer Nebenmenschen. Um von dem Reichen einen fetten Bissen, oder ein Geschenk zu erhaschen, oder um in seinem Dienste einen reichlichern Lohn zu erwerben, um dadurch der Lüsternheit um so öfterer ein Fest stiften zu können, vergisst der Arme nicht selten die Würde und Rechte seiner Menschheit, erträgt die abgeschmacktesten Launen des Reichen, duldet seine entehrendsten, ungerechtesten Behandlungen, schmeichelt seiner Eitelkeit, fröhnt seinen Thorheiten und Lastern, oder lässt sich wohl gar von ihm zu den schändlichsten, unerlaubtesten Absichten, zu Verleumdung, Betrug, Verrath, und zu noch ärgern Unthaten misbrauchen.

Macht die Lüsternheit den Aermern niederträchtig und sklavisch, so macht sie den Reichen gefühllos und hartherzig. Wie könnte die Freygebigkeit, jene ächte Freygebigkeit nehmlich, die nicht, was sie auf der einen Seite vielleicht mit Unbesonnenheit wegwirft, auf der andern wieder mit Unrecht hundertfältig an sich reisst, sondern die mit Weisheit austheilt, was sie von ihren nöthigen Ausgaben für das Bedürfniss bedrängter Brüder erübrigt — und jene bereitwillige Aufopferung unsrer eigenen Haabe zum Besten eines dürftigen Bruders sich mit einer Leidenschaft verbinden, die, wie ein weiter Schlund, alles nur in sich selbst hineinzuziehen strebt? Wie kömmt es denn, dass so viel tausend arme, vom Unglück niedergedrückte Menschen und Familien mit allen Schrecknissen des Mangels und Hungers kämpfen, während eine Anzahl Reicher Mühe haben, die Schäze zu zählen, die vielleicht ungenuzt in ihren Kisten verschlossen liegen, oder auf jüdischen Wucher die halbe Welt durchziehen? Wie kömmt es, dass ein verlassener, trostloser Armer von einem gepuzten Lakayen mit bit-

bittern Worten von der Thüre gewiesen, oder mit einem armseligen Pfennig abgefertigt wird, während sein schwelgerischer Herr oben im vergoldeten Zimmer mit einer Anzahl Schlemmer Tausende in einer üppigen Mahlzeit vergeudet? Ist es nicht die Lüsternheit, die an diesen Unmenschlichkeiten den grössten Antheil hat?

Damit endet sich aber noch lange nicht die Reihe von Ungeheuern, wovon diese entartete Leidenschaft die fruchtbare Mutter ist.

Der Mensch, von den Reizen eines leckern Mahles einmal gefesselt, begnügt sich nicht mit einem einzigen, oder dann und wann wiederholten Genusse, er will sich dessen stets, oder so oft ihm dazu die Lust ankömmt, erfreuen. Dazu gehört eine grosse Masse Vermögen. Je grösser diese ist, desto sicherer und leichter wird ihm die Befriedigung seiner Begierden. Mithin wird alles, was zur Vergrösserung seiner Haabe dient, ein Gegenstand seines Begehrens und seiner sehnlichsten Wünsche. Recht und Unrecht, Pflicht und Redlichkeit und Güte verschwinden aus seinen Augen, das Bestreben, sich Mittel zur Befriedigung seiner Neigung zu verschaffen, schlägt sein Gewissen mit Blindheit, und verstopft ihm die Ohren gegen die Stimme der Unschuld und Tugend. Sein Sinnen und Handeln zielt nur auf Erwerb und Vermehrung seiner Güter, als Mittel seiner Ueppigkeit; die Habsucht bemeistert sich seines Herzens. Seine eigenen Kräfte reichen nicht zu, um diese Habsucht auf rechtmäsigen Wegen zu befriedigen. Folglich richten sich seine Begierden auch auf das Eigenthum seiner Nebenmenschen. Ist er Richter, so verkehrt er das Recht, oder lässt seine Untergebenen die Wirkungen des ihm gegebenen Einflusses fühlen, um seinen Seckel von ihrem Eigenthum zu füllen, oder seine Küche mit

einem

einem leckern Braten zu bereichern. Ist er Kaufmann, so bevortheilt er den Käufer, und überlistet den Unwissenden mit schlechter Waare, um desto zahlreichere Procente zu gewinnen; und ist er Handwerker, so übertheuert er seine Kundleute, oder liefert schlechte Arbeit, um in kurzer Zeit sich einen ansehnlicheren Erwerb zu verschaffen. Hat aber ein unbegreifliches Geschick sogar das Wohl und Weh, und das Eigenthum einer ganzen Nation in seine Gewalt gegeben: dann wehe Euren Kräften und Eurem Eigenthume! Er wird das Blut aus Euren Adern saugen, wird den Schweiss in Strömen Euch aus den Gliedern pressen, um ihn in mehr als orientalischen Mahlzeiten zu verprassen! Soliman der Zweyte, wenn ich nicht im Nahmen irre, raubte die Insel Cypern, weil ihr Wein seiner Zunge am meisen behagte; und wer hat nicht von Fürsten gehört, die ihre Unterthanen und Länder verpfändeten, um an ihrer üppigen Tafel keinen Abgang zu spüren?

Die Furcht, einmal in den Fall zu kommen, an den Mitteln unsrer Esslust Mangel zu leiden, oder das Verlangen, mit einem überflüssigen Vorrath derselben stets versehen zu seyn, verwandelt bisweilen die Habsucht in Geiz. Dann wird der Mensch hartherzig gegen Dürftige, und ungerecht gegen jeden, der etwas von ihm zu fordern hat. Er sträubt sich aus allen Kräften, von demjenigen wieder etwas fahren zu lassen, was er als Mittel zur Befriedigung seiner Lüste betrachtet. Diese Mittel immer mehr zu vergrössern, immer vielfacher zu machen, dahin gehen alle seine Gedanken und Brstrebungen. Die Begierden sind aber nie folgerecht, und was ihm erst als Mittel galt, das wird ihm nun zum Zweck. Er wollte dies nur, um desto besser leben, und diesem Wunsch zu genügen, desto gesicherter seyn zu können.

Nun

Nun aber vergisst er diesen Wunsch, strebt nur nach dem, wodurch er ihn befriedigen wollte, und darbt um derselben Sache willen, die er erst begehrte, um zu schwelgen, lässt aber dagegen seiner Leckerhaftigkeit desto freyer den Zügel, wo sie auf fremde Kost zehrt. Misgunst und Neid sind die Schwestern des Geizes, und nicht genug, dass er selbst nichts geben mag, so kann er auch nicht leiden, dass Andere etwas empfangen.

Selbst die Eitelkeit, der Stolz, Hochmuth, Ehrgeiz, und fast jede andere Art von moralischen Gebrechen und Verirrungen, sind von dem Gefolge der Lüsternheit nicht ausgeschlossen. Es kann nicht fehlen, dass das Geld, als Mittel, und reich besezte Tafeln, als unmittelbare Gegenstände der sehnlichsten Wünsche eines leckerhaften Menschen, in seinen Augen einen übertriebenen, alles übertreffenden Werth erhalten. Er dünkt sich folglich in ihrem Besize über jeden Andern erhaben, der es ihm darin nicht gleich thun kann. Redlichkeit, Talent, Verdienst, und Herzensgüte, das sind nur Kleinigkeiten gegen diejenigen Dinge, ohne welche man nicht im Stande ist, sich in dem Grade, wie er, selbst unter das Thier herabzuwürdigen, und er sieht mit verächtlichen Blicken auf alle solche Leute herab, deren Umstände, oder auch, deren Redlichkeit und Mäsigkeit es nicht erlauben, einen gleich kostbaren Tisch zu führen. Er hat keine wichtigere Angelegenheit, als allen Uebrigen hierin den Rang abzulaufen, und nichts klingt seinen Ohren lieblicher, als wenn er vernimmt, wie das Gerücht von der Pracht und Kostbarkeit seiner Gastmähler alle Häuser erfüllt, und die ganze Stadt in Erstaunen sezt; ein Zug, der unter andern in der oben erzählten Anekdote von dem üppigen Lukull sehr sichtbar ist. Die Thorheit theilt sich mit, wie eine ansteckende Seuche, und macht einen eben so ver-

verderblichen, als lächerlichen Wetteifer rege, der, mächtiger noch, als die Lüsternheit selbst, die ihn erzeugte, alle Schranken der Mäsigung vollends ganz über den Haufen wirft, und, ausser vielen andern Uebeln, nicht selten den schrecklichsten Mangel, und die grösste Unordnung in dem Innern der Familien nach sich zieht.

Durch so viele Krümmungen windet sich das menschliche Herz, so gross ist die Zahl der Verirrungen, und das Heer der mannichfaltigsten Nachtheile und Uebel, die ein einziger Schritt über die rechten Grenzen der Natur, schon in Rücksicht auf einen einzigen Naturtrieb, zur unausbleiblichen Folge hat, und man kann mit Wahrheit sagen: die ihre rechtmäsigen Schranken überschreitende Ess- und Trinklust hat Thronen umgestürzt; hat Völker an den Rand ihres Verderbens gebracht; hat Redlichkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit, Güte, Tapferkeit, und alle erhabenen und schönen Tugenden aus der Gesellschaft der Menschen verbannt, und an ihrer Stelle allen Arten der schändlichsten und verderblichsten Laster einen unbeschränkten Thron aufgerichtet; hat endlich die Zeiten der tiefsten Barbarey dahin zurückgerufen, wo sonst den wohlthätig bildenden, das Leben der Menschen mehr als alles verschönernden Musen in geweihten Tempeln erhebende Hymnen erklangen.

Manche Leser werden bey dieser Schilderung vielleicht die Köpfe schütteln; sie werden sie übertrieben finden, werden sie für das Werk einer ins Unwahrscheinliche mahlenden, von keiner hinlänglichen Erfahrung geleiteten Phantasie ausgeben, und mir zu ihrer Rechtfertigung eine Reihe Beyspiele von einzelnen Menschen sowohl, als ganzen Familien entgegensezen, die, weit entfernt, einen unverhältnissmäsig grossen Theil ihres Vermögens auf die Genüsse des Gaumens

zu

zu wenden, vielmehr eine sehr pünktliche, strenge und weise Ordnung in der Befriedigung ihrer höhern und geringern, wesentlicheren und unbedeutenderen Bedürfnisse beobachten, und dabey einen guten Theil für mildthätige Werke übrig behalten. Ich stimme ihnen sehr gern bey, und könnte ihre Beyspielsammlung selbst mit manchen aus meiner eigenen Erfahrung bereichern. Ich habe schon oben gesagt, dass, aus mancherley sehr verschiedenen Ursachen, die Neigungen der Menschen sehr verschieden sind. Wen eine andere Neigung, als die, von welcher hier gehandelt wird, an ihrem Gängelbande leitet, der wird, wo jene widerstreitet, und überhaupt, für diese wenig empfänglich seyn. Manchen hat auch eine bittere Erfahrung klug gemacht; einen Andern hat seine Erziehung an eine weise Mäsigung gewöhnt, und ihm den Geschmack für jene Art von Ausschweifung benommen; ein Dritter ist, vermöge seiner Umstände, zufrieden, wenn er nur seinen Hunger, sey es auch mit dem Schlechtesten, was eine europäische Küche nur immer liefern mag, befriedigen kann; und ein Vierter — von dieser Klasse dürfte man aber unstreitig die wenigsten aufzuweisen haben — ist aus Grundsäzen ein Anhänger der Mäsigung, an Statt, dass es jene nur aus Einfluss der Natur oder der Erziehung, oder des Mangels sind. Ich hatte ja auch nur zu zeigen, wie der natürliche Trieb nach Nahrung in Lüsternheit ausarte, und wohin nun diese Lüsternheit, zumal wenn ihre Wirksamkeit nicht durch abstechende Neigungen, und durch allerley innere und äussere Ursachen beschränkt wird, den Menschen zu führen pflege. Zu allen diesen Verirrungen verleitet sie nun freylich in dem von mir geschilderten Grade nur den, der sich ihren verführerischen Händen vor Allen am meisten vertraut, d. i. der eine entschiedene, über-

wie-

wiegende Neigung zur Leckerhaftigkeit nährt. Allein gänzlich entgeht ihr gewiss kein Mensch, und einer ist nur immer mehr als der andere ihren Verführungen ausgesezt. Oder könntet Ihr wohl die von mir aufgeführten allgemeinen, und vor den Augen eines jeden, der sie nur bemerken will, ganz offen liegenden Thatsachen leugnen? Könntet Ihr den ungeheuren Abstand zwischen dem ersten natürlichen Zwecke des Triebes nach Nahrung, und zwischen dem, welchen die Ess- und Trinklust, besonders kultivirter Nationen, vor Augen hat, zwischen den einfachen und wohlfeilen, und zwischen den zusammengesezten und kostbaren Mitteln, womit jener befriedigt werden kann, und womit diese sich Genüge zu thun strebt, im Ganzen verkennen? Könntet Ihr leugnen, dass Verkennung des eigentlichen Zwecks der Natur, und blosse Begierde nach immer zu erhöhendem Genuss diesen unglaublichen Abstand hervorgebracht, und jener weitläuftigen Kunst, deren Bestimmung keine andere ist, als der Leckerhaftigkeit zu dienen, das Daseyn gegeben hat; dass im Ganzen, um dieser Begierde zu fröhnen, ein erstaunlicher Aufwand gemacht, und dieser dann anderweitigen Bedürfnissen, und bessern und wichtigern Zwecken entzogen wird; dass daraus auf vielen Seiten Zerrüttung und Mangel, daraus wieder Unzufriedenheit und Elend, Sklaverey unter der Herrschaft jener Begierde, Niederträchtigkeit, Hartherzigkeit, Habsucht, Geiz, und viele andere Fehler und Laster entstehen? Wer alle die Bedürfnisse, alle die Mittel, Anstalten, Wege, Anstrengungen und Kosten, welche nichts anders zum Zwecke haben, als dem Sinn des Geschmacks einen angenehmen Genuss zu verschaffen, diesen möglichst zu erhöhen und zu erweitern, und seine Dauer zu sichern, und dann wieder alle die daraus entspringenden

Fol-

Folgen mit einem, nicht blos auf einzelnen Beyspielen ruhenden, sondern das Ganze fassenden Blicke überschaut, der wird in dieser Sache schwerlich mit mir streitig seyn.

Die Grösse jenes Abstandes, und das Verderbliche, Verkehrte, und, ich darf wohl sagen, Sträfliche der ihn verursachenden Ausschweifung wird aber am allermeisten sichtbar, wenn man seinen Blick zurück auf den Zweck und die Absichten richtet, die sich die Natur in Ansehung des Menschen vorgenommen, und nach welchen sie die besondere Bestimmung des Triebes, von welchem wir hier reden, angeordnet hat. Diese Bestimmung ist, mehr erwähnter Maasen, Erhaltung des Körpers nach seiner möglichen Dauer, Kraft und Wirksamkeit. Der Körper selbst ist nur das Werkzeug des ihn beseelenden Geistes, der in ihm und vermittelst seiner sich entwickeln, bilden und vervollkommnen soll. Jener ist mithin nur Mittel zu einem höhern Zwecke, wie dies, auch ohne Hinsicht auf das, was die Aussprüche der praktischen Vernunft hierüber entscheiden, schon aus der Erhabenheit der Natur des Geistes und seiner Regentschaft über den Körper, und aus den Anstalten, welche die Natur getroffen, und aus den zahlreichen Trieben, welche sie zur Entwickelung und Vervollkommnung des Geistes demselben eingepflanzt, zur Genüge erhellet. Wir sollen folglich nicht mehr Zeit, nicht mehr Kräfte, nicht mehr Mittel auf den Körper wenden, als zu jener Erhaltung desselben unumgänglich nöthig ist, und unser beständiges und höchstes Bestreben soll nur auf die Entwickelung und Vervollkommnung unsers Geistes gerichtet seyn. Wenn wir nun aber, nicht etwa blos das Mittel — den Körper —, sondern das Mittel zum Mittel — das Geschäft des Essens und Trinkens — zum höchsten, oder doch zu einem der

höchsten Zwecke unsers Lebens machen, wenn wir auf diesen den grössten, oder auch nur einen mehr als nöthig grossen Theil unsrer Zeit, unsrer Kräfte, unsrer Mittel verwenden, alle diese dem Geist entziehen, seine Entwickelung und Vervollkommnung darüber verabsäumen, und ihn, durch die aus einer solchen Handlungsweise entspringenden Thorheiten und Laster, sogar bis auf den Grund verderben, ja! wenn wir selbst den Körper, das Werkzeug des Geistes, dadurch entkräften, ungesund, und zu seinem Dienste untüchtig machen, dessen bestmöglichste Erhaltung doch die Absicht des Geschäftes seyn soll, dessen Vollbringung wir so eifrig und unbesonnen nacheilen — was thun wir dann anders, als dass wir die heilige Ordnung der Natur umkehren, dass wir uns der unverantwortlichsten und sträflichsten Versündigung gegen die Würde unsrer Menschheit schuldig machen, und unsern Plaz selbst unter dem vernunftlosen Thier zu nehmen ringen, welches in der Befriedigung seines Nahrungstriebes doch wenigstens dem Willen der Natur nicht ungetreu wird?

Wie demüthigend ist also der Stolz, der Ehrgeiz, dessen Befriedigung so viele Menschen in schwelgerischen Mahlzeiten suchen? Wie verkehrt, wie erniedrigend ist eine Leidenschaft, die den Menschen so weit von dem Wege seiner Bestimmung abführt, und ihn so tief unter seine Würde erniedrigt? Wie gut würde es seyn, wäre es möglich, dass wir selbst zu der Eichelnkost unsrer Urväter zurückkehrten, die hinreichend war, um dem rechten Zwecke der Natur zu genügen? Doch so viel zu fordern, würde die Forderungen an ein so verwöhntes Menschengeschlecht zu hoch hinaufspannen heissen. Wenn wir nur von der Zeit, von welcher jeder Augenblick an Kostbarheit Schäze aufwiegt, nicht mehr verschwenden wollten, als

er-

erforderlich ist, den Durst und Hunger zu stillen, wenn wir nur, ein jeder nach Maasgabe seines Aufwandes, seiner Umstände und seines Vermögens, die Kostbarkeit unsrer Mahlzeiten auf den zweyten, dritten, vierten, u. s. w. Theil zurückführen, und uns mit den wohlfeilsten, einfachsten, gesündesten, stärkendsten, und dabey für einen gesunden natürlichen Appetit doch immer noch sehr wohlschmeckenden Nahrungsmitteln begnügen wollten — wie viel Zeit und Geld, je nachdem das Eine oder das Andere erforderlich ist, würden wir dann zu nüzlicher Thätigkeit, zur vollkommneren und pünktlicheren Besorgung unsrer Berufsgeschäfte, zur sorgfältigeren und besseren Erziehung unsrer Kinder, zur Ausbildung und Vervollkommnung unsers Geistes und Herzens, zur Erlangung nöthiger, nüzlicher, und den Reiz des Lebens so sehr erhöhender Einsichten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten, zur Unterstüzung der Hülfsbedürftigen, ja! selbst zum Genusse reinerer, besserer und edlerer Freuden und Vergnügungen übrig behalten? Wie wohl würde es uns dann thun, wenn wir in so mancherley möglichen, nicht vorauszusehenden Unglücksfällen einen Nothpfennig übrig hätten; wenn wir mit den Unsrigen nicht zu zittern brauchten vor Krankheiten, wo der Gebrauch unsrer Kräfte, folglich auch der Erwerb aufhört, und dennoch so vieler Aufwand erfordert wird; wenn wir mehr Herr von unsrer Zeit und unsern Kräften, und nicht genöthigt wären, vor einem Reichen oder Grossen sklavisch zu kriechen, seinen Speichel zu lecken, seinen Thorheiten zu schmeicheln, uns seine Launen und seinen Uebermuth gefallen, oder uns gar von ihm zu bösen und entehrenden Absichten misbrauchen zu lassen; wenn wir nicht ängstlich für den morgenden Tag zu sorgen, nicht mit schweren Herzen auszurufen brauchten: was werden wir essen,

was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? wenn Ordnung, Zufriedenheit und Heiterkeit in unserm Hause, und frohe Genügsamkeit an unsrer einfachen, gesunden Tafel herrschte, von den blühenden und lachenden Gesichtern unsrer Gattinn und Kinder umringt; wenn wir, selbst über Mangel und Noth erhaben, hier einen Unglücklichen aus seinem Elend retten, da einen Verlassenen mit himmlischer Güte in unser Haus und an unsern Tisch aufnehmen, dort einem verwaisten Talent oder Verdienst emporhelfen, oder einen Gedrückten gegen seine Verfolger schüzen — und im frohen Gefühl der Gesundheit unsers Leibes und unsrer Seele uns dann selber sagen könnten: das alles ist die Wirkung deiner vernünftigen Versagung, und deiner naturmäsigen Genügsamkeit!

Ich besorge nun kaum noch den Einwurf, der manchem denkenden Leser während dieser Untersuchung vielleicht schon längst auf der Zunge geschwebt, und den ich bey dieser Gelegenheit zugleich mit abfertigen will. „Hat nicht, möchte man einwenden, eben dieses Streben nach höherm Reiz im Genusse der Nahrungsmittel den Verstand und die Kräfte der Menschen vorzüglich in Thätigkeit gesezt? Sind nicht eine grosse Menge nüzlicher Einsichten und Erfindungen hauptsächlich dessen Werk? Und was würden die Menschen mit einem grossen Theile ihrer Zeit und ihrer Kräfte beginnen, wenn jenes Streben aufhören sollte, sie in Bewegung zu bringen?“ Ich antworte dagegen: Sollen wir den graden richtigen Weg der Natur verlassen, oder uns ferner von ihm entfernt halten, und uns tausenderley Arten von Ausschweifungen, Verbrechen und Uebeln ohne Aufhören in die Arme werfen, weil zufälliger Weise das, was diese verursacht, auch dieses oder jenes Gute zur Folge hat? Ist es nicht weise, die guten Wirkungen einer

schlim-

schlimmen Ursache mit Klugheit zu benuzen, und diese zu entfernen? Bleibt nicht dem, der an statt, wie sonst, einen Ducaten, nunmehr nur einen Thaler auf sein tägliches Mahl verwendet, nicht noch dieser Thaler zu erwerben übrig? Beweiset nicht so mancher, für welchen die Freuden der Tafel sehr wenig Reizendes haben, dass ausser diesen noch unzählige Dinge, die Freuden der Geselligkeit, des Geschmacks an Künsten und Wissenschaften, und so viele andere, niedere und höhere, die Begierden, und durch diese die Kräfte der Menschen in Anspruch nehmen, wenn wir auch gar nicht auf vernünftige Grundsäze, sondern lediglich auf die Sinnlichkeit rechnen wollen? Und findet der Mensch nicht selbst in dem, was er durch vernünftige Genügsamkeit im Genuss seiner Mahlzeiten erspart, einen sehr starken Reiz zu anderweitiger angenehmer Thätigkeit?

Ein Anderer möchte seine Verhältnisse vorschüzen, die ihm nicht erlaubten, seine Tafel einzuschränken. Wem Verhältnisse über vernünftige Grundsäze gehen, dem ist freylich aus diesen nichts zu rathen.

Aber es ist doch so schwer, sich Genüsse zu versagen, die eine lange Gewohnheit uns zu einem unentbehrlichen Bedürfniss gemacht. Das ist es allerdings, und es ist unleugbar weit leichter, über dergleichen Versagungen zu räsonniren, als sich zu denselben mit der That zu entschliessen. Wenn der Wille so leichtes Spiel hätte, gute Regeln zu befolgen, als der Verstand, sie zu geben, welche Reihe ihrer Helden würde dann die Tugend aufstellen? Ein guter Verstand mag sich mit leichter Mühe ein Ideal von Tugend bilden, an welchem die Tadelsucht selbst sich vergebens bemüht, einen Flecken aufzufinden, ein schlechter Verstand kann sich dasselbe mit geringer Anstrengung wenigstens nachbilden: aber es auch mit dem besten Willen

 durch

durch Handlungen zu kopiren — *hic opus*, *hic labor!* Es erfordert schon nicht geringe Selbstbeherrschung, von Iugend auf an eine geringe, einfache Kost gewöhnt, bey dargebotenen Mitteln und Gelegenheiten, den Versuchungen zu anziehenderen Genüssen nicht unterzuliegen: wie viel mehr wird deren nicht erfordert werden, um, durch eine lange Gewohnheit an diese Genüsse gefesselt, auf sie Verzicht zu leisten, und sie mit geringern, der kunstlosen Natur sich mehr nähernden zu vertauschen?

Indess, so unleugbar dieses allles ist, so mag ich doch die Menschen nicht leiden, die bey allem Guten, was man ihnen anpreist oder zumuthet, immer die Schwierigkeiten vorschüzen, die mit der Ausübung desselben verbunden sind, die alles, was einem Ideale ähnlich sieht, herabsezen und, in der That nicht zu ihrem Vortheil, mit spöttelnden Mienen und Reden aufnehmen, weil noch niemand, und vorzüglich der, welcher es aufstellte, es durch seine Handlungen bewahrheitet hat. Durch Fleis und Arbeit gelangt man zur Tugend, sagt Hesiodus. Wornach sollen wir denn streben, wenn es nicht das Vollkommene ist, welchem wir uns, sollten wir es auch niemals gänzlich erreichen, durch immer steigende Grade wenigstens so weit, als möglich, nähern müssen. Der wird nie ein Rubens werden, welchem es schon genug ist, nürnberger Tand zu bemahlen. Wenn wir, gleich dem Esel in der Fabel, allemal warten wollen, bis der Strom sich verlaufen hat, welchen zu durchschwimmen es Anstrengung und Mühe kostet, so werden wir es aufgeben müssen, je einen guten Zweck zu erreichen.

Aber wie sollen wir es anfangen, unsern verwöhnten Gaumen auf einen einfachern, geringern Genuss zurückzuführen? Die Natur giebt hierzu selbst

das

das Mittel an die Hand, und ich schreibe es aus ihrem Kompendio ab. Warum ist denn dem Armen sein Stück Butter und Brod, oder, wenns hoch kömmt, ein Gericht Gemüse und Fleisch, ein so köstliches Mahl? Er kennt kein anderes, aber, was noch weit mehr ist, sein Hunger legt in seine Mahlzeiten einen Reiz, der jeden andern Reiz überwiegt. Und warum findet denn selbst das entschiedendste Leckermaul auf weiten Reisen in wenig verfeinerten Gegenden das einfachste Gericht, welches man ihm in einem geringen Gasthause vorsezt, so ausnehmend wohlschmeckend und labend? Weil das lange Entbehren, die Bewegung und Anstrengung der Reise ihm einen natürlichen starken Appetit, einen wahren Hunger erzeugten. Der Hunger ist das kraftvolle Gewürz, womit die Natur ihre wohlfeilen Speisen so anziehend und wohlschmeckend macht, womit sie eine Schüssel Kartoffeln in ein lukullisches Mahl, und durch den Durst einen Becher Wasser in Göttertrank verwandelt. Führen wir also diese Ordnung in unser ganzes Leben ein, nehmen wir durch einen muthigen Schritt Abschied von unsern ausgesuchtern Genüssen, kehren wir nie eher zur Tafel zurück, bis ein, durch Bewegung und Arbeit bewirkter natürlicher Hunger durch seine dringenden Anforderungen uns an dieselbe rufet, lenken wir unsre Gedanken und Begierden auf andere edlere Gegenstände, füllen wir die Lücken der Zeit, die unsre Berufsgeschäfte übrig lassen, durch angenehme und nüzliche Thätigkeit aus — dann werden uns unsre ungekünstelten wohlfeilern Mahlzeiten gewiss einen angenehmeren Genuss gewähren, als die gewähltesten, kostbarsten Leckerbissen, und uns diese mit Freuden vergessen lassen.

Ie höher wir in das Alter hinaufrücken, desto ungelegener kömmt uns jede Neuerung, unsre Ideen so-

sowohl, als unsre Sitten und Gewohnheiten haben dann viel tiefere Wurzel geschlagen, unsre Kräfte, des Leibes und der Seele, sind nicht mehr so beweglich und rege, unsre Einbildungskraft nicht mehr so gewandt und muthig, um von einem zum andern überzugehen, und sich in neue Verhältnisse und Lagen zu schmiegen, und unser Gefühl nicht mehr so reizbar und warm, um leicht für neue Gegenstände empfänglich zu seyn; wir hassen dann den Wechsel und die Veränderung, lieben die Ruhe, und bleiben gern bey dem, was mit uns alt geworden ist. Von dem Alter wird folglich auch eine solche Umänderung der gewohnten Lebensweise, wie hier verlangt wird, schwerlich zu erwarten stehen. Weit mehr ist in dieser Rücksicht dem jungen Manne, dem Jünglinge und Knaben, in steigenden Verhältnissen, zuzumuthen. *)

Vor

*) Wie möglich eine solche Umänderung der Lebensweise selbst bey Erwachsenen, und zugleich wie wohlthätig und heilsam sie sey, davon liefert eine ganze Nation aus dem Alterthume den Beweis. Aus dem weichlichsten Volke (*salutis antea moribus*) schuf der weise und erhabene Lykurg, durch seine grösstentheils sehr weisen Geseze, und insbesondere auch durch seine diätetischen Vorschriften, das mäsigste, kräftigste, tapferste und standhafteste Geschlecht. Es mögen hierüber einige Worte des Herrn Schröckh, aus seiner all. W. G. für Kinder, welchen bey jeder Gelegenheit solche lehrreiche Gemählde aufgestellt zu haben, ihm zur grossen Ehre gereicht, hier ein Pläzchen finden. „Unter die strengen Sitten der Spartaner gehörte auch die schlechte Kost, die ihnen vorgeschrieben wurde. Alle spartanische Mannspersonen mussten in einem öffentlichen Gebäude mit einander gemeinschaftlich einerley Speisen essen, (*Convivari omnes publice jussit, ne cujus divitiae, vel luxuria in occulto essent. Iust. l. III. c. 3.*) darunter kein Fleisch, noch köstliche und gekünstelte Zubereitungen waren. Ein gewisser Fürst verachtete ihre Mahlzeiten; die Spartaner sagten ihm aber, dass

sie

Vor allen aber sollten wir dieses bey der Erziehung der zartesten Jugend zu einem unsrer vornehmsten Augenmerke machen. Die weiche Seele des Kindes, durch Vorurtheile und schlimme Sitten noch unverderbt, nimmt leicht und willig eine jede Form an, die wir ihr zu geben für gut finden. Der Trieb nach Nahrung ist bey ihm noch in seiner vollen Kraft, und nimmt deshalb auch mit den geringsten Mitteln vorlieb, die ihm zu seiner Befriedigung dargereicht werden. Es betrachtet die Dinge noch in ihrer wahren Gestalt, oder aus den Gesichtspunkten, aus welchen wir es gewöhnen, sie anzusehen. Lasst uns also den Kindern keine andern, als die ungekünsteltesten, gesündesten, und wohlfeilsten Nahrungsmittel, und diese jederzeit nicht eher, als bis sie durch Thätigkeit und Hunger hinlänglich zu ihrem Genusse vorbereitet, und in nicht grösserm Maase, als erforderlich ist, sie gehörig zu sättigen, reichen; lasst uns ihnen, wenns Zeit seyn wird, das Unnatürliche, Niedrige und Verderbliche der Gefräsigkeit, Völlerey und Leckerhaftigkeit, mit wahren, lebendigen, und eindringenden Farben schildern; lasst uns ihnen, wo möglich, unser eigenes Beyspiel zur Bestätigung der Wahrheit unsrer Lehren aufstellen, oder wenigstens jeden Widerspruch desselben ihren Augen entziehen; lasst uns sie von dem Anblicke schwelgerischer Mahlzeiten, oder überhaupt solcher, die den Hang zur Lüsternheit bey ihnen wecken könn-

 ten,

sie niemanden schmecken könnten, als wer gearbeitet und gehungert hätte. Daher war auch Trunkenheit bey ihnen etwas sehr seltenes und schimpfliches. Sie liessen bisweilen ihre Leibeigenen übermäsig trinken, damit ihre Kinder, indem sie solche sahen, die Schändlichkeit dieses Lasters verabscheuen lernten."

ten, entfernt halten, oder lasst uns doch, wenn wir dieses klüglicher finden sollten, dafür sorgen, dass sie dergleichen Scenen mit solchen Augen betrachten, wie die spartanische Iugend die Trunkenheit ihrer Sklaven; lasst uns ihren Sinn für reinere, bessere und edlere Freuden, für den Genuss des Guten, Wahren und Schönen, und ihren Verstand für die Erkenntniss dieser Gegenstände mit unermüdlicher Sorgfalt bilden, durch mannichfaltige gute Einsichten ihn bereichern, und immerwährende nüzliche und wohlgeordnete Thätigkeit ihnen gleichsam zu einem natürlichen Bedürfniss machen: so werden wir mit Freuden eine Generation aufblühen sehen, die mit Grundsäzen und Gewohnheiten gleich stattlich ausgerüstet, willig, stark, und glücklich genug seyn wird, den Lockungen niedriger Sinnlichkeit, so wie jeder Verderbniss überhaupt Troz zu bieten, und treu und festen Fusses an der Hand der Natur zu gehen!

Doch Verzeihung, lieber Leser! Ich verliere mich hier in Bemerkungen, die, wenn sie auch nicht schon öfter gemacht, noch vielleicht überall in den Wind geredet wären, doch an einem andern Orte eine schicklichere Stelle finden würden.

Wir haben jezt die mancherley falschen Richtungen desjenigen Triebes gezeichnet, dessen Bestimmung ist, den Menschen zum Ersaz der abgegangenen und zu ihren verschiedenen Zwecken verwendeten Theile des Körpers anzureizen, und gesehen, dass nichts anders, als Streben nach Erhöhung, Verlängerung und Erweiterung des Genusses, die Ursache aller jener falschen Richtungen ist. Es kann niemanden schwer werden, auch bey den übrigen auf die thierische Natur des Menschen gerichteten Trieben dasselbe Streben als Urheberin ihrer mannichfaltigen Ausschweifungen

gen über ihre natürlichen Grenzen wiederzufinden, weil diese Triebe bey dem grössten Theile der Menschen vor allen andern wirksam, ihre Entartung am gewöhnlichsten und auffallendsten, und die genannte Ursache derselben leicht zu bemerken ist.

Weit mehr entzieht sich unsern Blicken die falsche, ihre rechtmäsigen Schranken überschreitende Wirksamkeit der auf die geistige Natur abzweckenden Triebe, und die Beschaffenheit und der Grund ihrer Entartung. Wir wollen deshalb aus diesen einen herausheben, um durch eine genauere Untersuchung desselben bemerkbar zu machen, dass es auch bey dieser Klasse von Naturtrieben, so wie bey allen übrigen, immer dieselbe angezeigte Ursache sey, die sie von dem graden Wege der Natur abtreibt, und auf wie mancherley Weise dieses geschehe. Es sey der Trieb der Neubegierde, im oben bestimmten edlern Sinne des Worts.

Ich bitte hier vor allen Dingen den Leser, sich dasjenige ins Gedächtniss zurückzurufen, was oben von den auf die Entwickelung der Erkenntnisskräfte, und überhaupt auf die Erlangung von Kenntnissen gehenden Naturtrieben gesagt worden ist. Der Trieb der Neubegierde ist das Streben, dem Erkenntnissvermögen immer neue Gegenstände seiner Thätigkeit zu verschaffen. Es wäre überflüssige Arbeit, die Nothwendigkeit und Nüzlichkeit dieses Naturtriebes zu beweisen. Was gäbe es ohne ihn, als die dringendste Noth, um den Verstand auf die Dinge in der Welt, und auf ihre Beschaffenheit aufmerksam zu machen? Aber wie dürftig würde dann die Summe unsrer Begriffe und Kenntnisse ausfallen? Die Neubegierde schaffet eine ganze Welt voll Gegenstände um uns her, die dann der Verstand und die Vernunft, durch andere Triebe gereizt, zu deutlichen Begriffen verarbeitet, und zu einem zusammenhängenden, harmonischen Ganzen ordnet.

So

So schäzbar und unentbehrlich aber die Thätigkeit der Neubegierde in Betreff der Entwickelung der Erkenntnisskräfte und des Erwerbs von Begriffen und Einsichten ist, so nachtheilig, so verderblich kann sie auch, in diesen sowohl, als in andern Rücksichten, durh Ausschweifung über ihre rechten Grenzen werden. Diese werden wir nun vor allererst genau bestimmen müssen, um uns von jener Ausschweifung und ihren Ursachen eine einleuchtende Kenntniss zu verschaffen.

Die Neubegierde scheint, auf den ersten Blick, von Natur gar keine Grenzen zu haben. Wo wäre denn der Punkt, wo unser Durst nach Erkenntniss neuer Dinge aufhören könnte, oder auch, wo er aufhören müsste? Ist nicht das Reich der Erkenntniss für unsern endlichen Verstand ein unendliches Reich? Und macht es nicht selbst einen vorzüglichen Theil seiner Bestimmung aus, seinen Besiz in diesem Reiche immer mehr zu erweitern? Die Neubegierde ist ja blind nach ihrer Natur. Sie ist auf keinerley Gegenstände ausschliessend gewiesen, und strebt nur rastlos nach neuem Erwerb.

Ihre Wirkungsart scheint also in sich selbst wirklich regellos zu seyn. Sollte ihr nun die Natur demohngeachtet gewisse Regeln vorgeschrieben haben: so werden wir vorerst die Erkenntniss derselben aus den übrigen Anstalten der Natur und aus dem ganzen Plane, den sie in Absicht des Menschen entworfen und ausgeführt hat, schöpfen müssen. Dabey können folgende Fragen die Stelle eines Wegweisers vertreten: Erstlich: Auf welcherley Gegenstände soll die Neubegierde sich ausschliessend oder doch vorzüglich gerichtet halten? Zweytens: Bis wie weit soll sie ihre Wirksamkeit ausdehnen, und unter welchen Be-

Bedingungen ist es ihr vergönnt, ihr Eroberungs- und Erweiterungssystem zu verfolgen? Denn wenn sie nicht, ausschliessend oder doch vorzüglich, nach gewissen Gegenständen hinzustreben hätte, und wenn ihre Thätigkeit nicht an ein gewisses Ziel, oder an gewisse Bedingungen ihres Fortschritts gebunden wäre: so sieht man wohl, dass sie dann ohne alle Regeln und Grenzen seyn müsste.

Der ganze Plan der Natur mit dem Menschen, oder vielmehr, die Absicht aller Triebe, die sie selbst in ihn gelegt hat, geht auf die Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung desselben. Um dieses zu beweisen und zu erklären, würde ich nur das mehr Gesagte wiederholen müssen. Der Neubegierde wies sie das Geschäft an, die Kräfte und Anlagen des Menschen zum Erwerb von neuen, immer zu vermehrenden Kenntnissen und Einsichten ohne Unterlass thätig zu machen. Zum Erwerb von welchen Kenntnissen und Einsichten musste die Natur aber wollen, dass die Neubegierde die Menschen antreiben sollte? Es fällt in die Augen, zur Erlangung von solchen, die zur Ausführung ihres Plans, oder zur Erreichung ihrer eben bemerkten Absicht dienlich und nöthig sind. Da haben wir schon eine in dem Willen der Natur selbst gegründete Regel für die Wirkungsart der Neubegierde.

Von diesen Kenntnissen aber sind nicht alle gleich wichtig. Wie nehmlich ein Theil der menschlichen Natur den andern an Werth übertrifft, indem der eine dem andern blos zum Werkzeug seiner Entwickelung dient, wie der Körper dem Geiste, die Sinnlichkeit und der Verstand mit seinen untergeordneten Kräften der Vernunft und dem Willen, und also die Entwickelung und Vervollkommnung des einen wichtiger ist, als die des andern: so muss ein gleicher Unterschied auch Statt finden zwischen den darauf abzweckenden Kennt-

Kenntnissen. *) Daraus folgt, dass der Trieb der Neubegierde, dem Willen der Natur gemäs, eine Art von Kenntnissen mehr, als die andere, zum Gegenstande seiner Thätigkeit machen müsse. Eine zweyte Regel für denselben.

Wenn aber die Begriffe und Kenntnisse des Menschen zu jenem von der Natur bestimmten Zwecke tauglich seyn sollen: so müssen sie sowohl, jeder an sich selbst, deutlich und vollständig gedacht, als auch untereinander zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden werden. Dass dies der Wille der Natur sey, erhellet theils aus der Beschaffenheit der Sache selbst, theils aus den besondern Trieben, die sie zu keiner andern, als zu dieser Absicht, in das menschliche Herz gelegt hat, den Trieb nach Deutlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe nehmlich, und den Forschungstrieb. **) Die Neubegierde darf also der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Verbindung der Erkenntnisse unter einander, so wie auch, was sich von selbst versteht, der nöthigen Anwendung derselben, keinen Eintrag thun, d. i., sie darf den Verstand nicht eher zur Aufmerksamkeit und Betrachtung neuer Gegenstände antreiben, oder mit sich fortreissen, bis er zur Deutlichkeit und nöthigen Vollständigkeit der schon gegebenen gelangt, und sie mit andern verbunden hat, und sie muss die Zeit der nöthigen Anwendung derselben abwarten.

Fassen wir alles dieses in wenige Worte zusammen: so ergiebt sich folgende Ordnung, an welche die Natur selbst

*) Diesem Saze liegen Ideen zum Grunde, die schon weiter oben, bey Gelegenheit des Ehrtriebes, und noch ausführlicher in der Theorie der guten Gesellschaft von mir entwickelt worden sind.

**) S. oben von diesen Trieben, S. 38, fgg.

selbst die Thätigkeit der Neubegierde gebunden wissen will. Sie soll nur auf die, zu dem von jener bestimmten Zwecke, nöthigen und nüzlichen Kenntnisse; sie soll unter diesen vorzugsweise auf die wichtigeren ausgehen; sie soll endlich der nöthigen Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Verbindung derselben unter einander, so wie deren Anwendung nicht hinderlich seyn.

Diese Ordnung wird sie auch unfehlbar in einem Menschen beobachten, dessen gesammte Naturtriebe auf gleiche, wohlgeordnete Weise thätig, dessen Verstandeskräfte hinlänglich ausgebildet, um die Bestimmung des Menschen, und den Werth der Gegenstände gehörig zu beurtheilen, und dessen Willenskräfte stark und willig genug sind, sich nach diesem Urtheile zu bestimmen. Denn wie könnte ein solcher die Erkenntniss eines geringern Gegenstandes der Erkenntniss eines höhern vorziehen, und wie könnte er sich mit dunkeln, unvollständigen, übelgeordneten, und folglich unbrauchbaren Kenntnissen begnügen, oder die Anwendung der genugsam verarbeiteten verabsäumen?

Gewissermasen ist auch, so unwahrscheinlich dieses aussehen mag, die Neubegierde sogar vermöge ihrer eigenen Natur an gewisse Regeln ihrer Wirksamkeit gebunden. Denn da es ihr eigenthümlicher Charakter ist, nach dem Neuen in den Vorstellungen, oder deren Gegenständen, zu streben: so folgt fürs Erste, dass sie Vorstellungen oder Erkenntnisse von Gegenständen zu erwecken um so mehr streben müsse, je mehr diese Neues darbieten oder enthalten. Da aber Gegenstände um so mehr Neues zu bemerken geben, je mehrere und vorzüglichere Kräfte und Eigenschaften sie in sich vereinigen: so folgt zweytens, dass die Neubegierde, Vorstellungen von solchen zu bewirken, desto heftiger,

und weil diese Gegenstände auch die vorzüglicheren und wichtigeren sind, dass sie auch schon kraft ihrer eigenen Natur nach den vorzüglichern und wichtigern vorzugsweise streben müsse, nur dass mancherley weiterhin zu zeigende Ursachen sie auf falsche Wege leiten.

Nachdem wir nun die Grenzen kennen gelernt haben, innerhalb welchen die Neubegierde, falls sie nicht gegen ihre wahre Bestimmung verstosen will, wirksam seyn darf: so lassen sich ihre Verirrungen im Allgemeinen leicht bestimmen. Sie verirrt sich aber, oder übertritt jene Grenzen: Erstlich: wenn sie auf Dinge ausgeht, deren Betrachtung, Vorstellung, Erkenntniss uns entweder unnüz, oder doch unnöthig ist, und uns darüber die entgegengesezten verabsäumen macht; Zweytens: wenn sie die minder wichtigen, nöthigen, nüzlichen den wichtigeren, nöthigeren, nüzlicheren vorzieht; Drittens: wenn sie uns nicht Zeit lässt, die erworbenen Kenntnisse in das erforderliche Licht zu sezen, zu ordnen und anzuwenden.

Wir wollen nun, wie dieses geschehe, mit Hinsicht auf die in der Erfahrung gegebenen Bestrebungen und Handlungen der Menschen, sofern dieselben durch die Neubegierde irre geleitet werden, zu erläutern suchen. Dabey muss ich aber den Leser im voraus an dasjenige erinnern, was ich oben von der Verschiedenheit der Neigungen gesagt habe; muss ihn zu bemerken bitten, dass, wenn auch kein Mensch sich ganz und gar von den Ausschweifungen der Neubegierde frey sprechen kann, diese sich doch bey manchen in weit grösserer Stärke äussert, und sich viel weiter von ihrem rechten Wege verirrt, als bey andern; dass es also vorzüglich nur solche treffen kann, wenn ich die Entartung

artung oder falsche Wirksamkeit jenes Triebes in einem Lichte, in einem Grade zeige, in welchem sie bey einem grossen Theile der Menschen nicht angetroffen wird; und endlich, dass, so sehr auch ein solcher Grad der Ausschweifung der Neubegierde die Wirksamkeit des Triebes nach Deutlichkeit und des Forschungstriebes bey manchen Menschen schwächen und einschränken mag, dieses doch keinesweges das Daseyn der leztern aufhebt: denn auch der neugierigste Mensch richtet nicht allein, obgleich weniger als er sollte, seine Aufmerksamkeit zuweilen auf wichtige, nöthige und nüzliche Gegenstände, sondern er strebt auch häufig nach Deutlichkeit, Vollständigkeit und Zusammenhang in seinen Begriffen und Kenntnissen, ja die Triebe nach diesen leztern Eigenschaften der Vorstellungen zeigen sich bey den Gegenständen seiner rastlosen Neugierde gewöhnlich in einer solchen Stärke, dass es dem, der sie befriedigen soll, zur grössten Last gereicht.

Hippokrates schrieb — wenn ich mich recht erinnere, denn ich schreibe dieses aus dem Gedächtniss — an die Spize eines seiner Werke die sinnvollen Worte: „Ο' βίος βραχὺς, ἡ δε τέχνη μακρὴ etc." Er zielte damit auf seine eigene Kunst, und wollte die Schüler derselben dadurch erinnern, wie sehr sie Ursache hätten, keinen Augenblick von der kostbaren Zeit ihres in so enge Schranken eingeschlossenen Lebens zu verlieren, um sich alle die Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, welche zur glücklichen Ausübung einer so vielumfassenden Kunst, als die Heilkunst ist *), er-

*) Man sehe darüber Adairs Abriss der Naturgeschichte des Menschen, ein in vieler Rücksicht sehr lesenswerthes Buch, welches, wenn mein Gedächtniss mich nicht trügt, auch die besondere Absicht hat, zur Verdrängung der engländischen, oder vielmehr londonschen Quacksalber und

 Markt-

erfordert werden. Wer ist aber, wes Standes und Berufes er sey, der nicht jene schönen und wichtigen Worte auch auf sich anwenden könnte? „Kurz ist das Leben, lang ist die Kunst!“ Zeno sagte: *μηδενὸς τε ἡμᾶς οὕτως εἶναι ἐνδεεῖς ὡς χρόνου.* Wir sind keiner Sache so sehr bedürftig, als der Zeit. s. *Diogen. Laert. Lib. VII. Cap. 1. n. XIX.* Wenn man bedenkt, welch eine Summe von Kenntnissen erfordert wird, um alles dasjenige genau zu lernen, was zur nöthigen, pflichtmäsigen und nüzlichen Anwendung unsrer Kräfte, zur geschickten Ausübung unsers Berufs, zur Erfüllung unsrer mancherley Pflichten, und selbst zur Begründung und Behauptung ächter Glückseligkeit, wie viel Zeit, diese Kenntnisse anzuwenden, nöthig ist, und wie wenige der Iahre sind, die die Natur dem Menschen zu allen diesen Dingen zugetheilt hat — muss man dann nicht jeden Augenblick beseufzen, der auf andere Weise verloren geht, und es als den sträflichsten Leichtsinn, oder als die schimpflichste Trägheit betrachten, ihn lüderlich zu verschleudern, oder ihn ungenuzt verfliessen zu lassen?

Es giebt aber, selbst die so gewöhnliche schlechte und verkehrte Erziehung abgerechnet, die dem Menschen theils die rechten Gegenstände, nach deren Erkenntniss er streben soll, zu zeigen unterlässt, theils ihn

Marktschreyer, die dort bey dem verblendeten Haufen zum grössten Verderben der Kranken und der Bevölkerung so günstige Aufnahme finden, den grossen Umfang der Heilkunde jedermann vor Augen zu legen, und welches denkende Layen gewiss nicht ohne Nuzen und Vergnügen lesen werden. Ich urtheile jedoch hierüber selbst nur als Laye, und noch dazu aus der Erinnerung einer längst genossenen Lektüre, und kann also vor dem Richterstuhle tiefer sehender Aerzte für mein Urtheil nicht verantwortlich seyn.

ihn geflissentlich auf falsche und unbedeutende lenket, der Ursachen mancherley, die seinen Verstand und Fleis von der Erlernung dessen abwenden, was ihm frommet und Noth thut. Erst locken ihn allerley Begierden und Neigungen, die Neigung zum Tändeln und Spiel, zum Puz, zur Gesellschaft, zu Vergnügungen mancherley Art, zur Wollust, zum Gelde, zur Ehre, und viele andere, von der Schule nüzlicher Einsichten weg; dann hält der Genuss dieser Dinge ihn von derselben entfernt. Alles dieses auf Rechnung der Neubegierde schreiben wollen, würde einen lächerlichen Irrthum begehen heissen. Wir richten deshalb für jezt unsern Blick von diesen Ursachen ab, und nehmen blos den Antheil in Untersuchung, welchen die Neubegierde an dieser Unordnung hat. Er ist aber in der That nicht gering. Das wird sich nicht deutlicher und besser bemerken lassen, als wenn wir vorerst mit Bestimmtheit festsezen, was einem jeglichen Menschen zu wissen nöthig und nüzlich ist, und dann auf die schädlichen Wirkungen achten, welche jener Trieb hierbey, und besonders während derjenigen Zeit unsers Lebens, deren eigentliches und ausschliesliches Geschäft die Erlernung jener Dinge ist, zu äussern pflegt.

Was jeder Mensch zu lernen, oder um welche Kenntnisse er sich, theils nöthiger, theils nüzlicher Weise, zu bemühen habe, das ist von mir in der Theorie der guten Gesellschaft ausführlich, und in dieser Schrift an einem andern Orte gleichfalls kürzlich gezeigt worden, und, indem ich meine Leser auf das eine oder das andere verweise, begnüge ich mich, hier mit zwey Worten zu wiederholen: dass theils die Kenntnisse des Berufs, den ein jeder nach Maasgabe seiner Fähigkeiten, seiner Neigung, und seiner Umstände, zu wählen für recht und gut findet; theils die, welche, ihm über die Recht- und Pflichtmäsigkeit, so

wie über die Nüzlichkeit seiner Handlungen, über seine Bestimmung, über seine Aussichten in eine andere Welt, und sein Verhältniss mit dem höchsten Regierer aller Dinge, das nöthige und mögliche Licht zu geben, erforderlich sind, d. h. die Kenntnisse seiner Pflichten, seiner Glückseligkeit, und der Religion; und theils endlich die, welche überhaupt seinen Verstand zu bilden, und sein Leben weise und angenehm zu machen dienen, die Summe der einem jeden Menschen unentbehrlichen und nüzlichen Kenntnisse ausmachen.

Wer nur einigermaasen zu beurtheilen vermag, welch eine Zahl von Kenntnissen diese Summe in sich fasst, welch ein guter und richtiger Verstand dazu gehört, und wie viel man wissen muss, um die unzähligen Uebel, die uns von aussen her treffen, und die wir, aus Unbesonnenheit, Leichtsinn, Schwachheit, Unwissenheit, uns selbst so leicht verursachen können, so weit dies in menschlichen Kräften steht, zu vermeiden; um uns einen möglichst hohen Grad von Glückseligkeit zu verschaffen; um in unsern Handlungen nie mit den Vorschriften der heiligen Gesezgeberin Vernunft in Widerstreit zu gerathen, und um uns auf festen Gründen ein sicheres Gebäude unsrer Hoffnungen und Aussichten in die Ewigkeit zu errichten, in welchem unsre Seele bey dem draussen tobenden Sturme sich kreuzender Schicksale gleichsam ruhig wohnen, und mit heitern Blicken der Zukunft entgegensehen könne — der wird gewiss nicht in Abrede seyn, nicht allein, dass alle diese Kenntnisse für uns Menschen höchst wichtig und unentbehrlich sind, sondern dass wir sie auch unser ganzes Leben hindurch, am allermeisten aber in dem zur Erlangung derselben ausschliessend bestimmten Zeitpunkte unsers Daseyns, zum einzigen Gegenstande unsrer Wissbegierde, und zwar in der besten Ordnung, machen müssen.

Da

Da aber diese Kenntnisse insgesammt nur Mittel zu einem oder zum andern der genannten Zwecke sind, und ihr ganzer Werth hierin gegründet ist: so entspringt hieraus eine Regel, die unser ganzes Streben nach Erkenntniss und Beschäftigung unsers Verstandes als unverlezliche Richtschnur leiten muss, diese nehmlich: Lass dir bey allem, womit du deinen Verstand beschäftigen willst, den guten und heilsamen, von der Vernunft und Klugheit vorgeschriebenen Zweck, den du dadurch erreichen kannst, vor Augen seyn; oder: denke und lerne alles, was du denkest und lernest, nur um des pflichtmäsigen und wirklich beglückenden Gebrauches willen, der sich davon machen lässt. Die Nothwendigkeit und Nüzlichkeit dieser Regel fällt von selbst in die Augen. Denn wer könnte es gut heissen, etwas zu lernen, das entweder weniger, als etwas anderes, welches während der Zeit sich lernen liesse, oder gar nichts nüzt, oder sogar schädlich ist? Diese Regel im Auge, werden sich nun die Irrwege der Neugierde am leichtesten entdecken lassen.

Wir wissen, dass es diesem Triebe nur um das Neue und Ungewöhnliche in den Vorstellungen zu thun ist; er ringt nur darnach, dem Gemüthe ohne Unterlass neue Gefühle der Bewunderung zu verschaffen. Ihm ist es folglich eine gleichgiltige Sache, wie wichtig oder geringfügig, nüzlich oder unnüz ein Gegenstand für unsere Erkenntniss sey. Er kennt keine Wahl, ausser der, welche der höhere oder geringere Grad der Fähigkeit eines Dinges, Bewunderung zu erregen, bestimmt. Er überspringt folglich diejenigen Gegenstände, welche wenig oder gar nichts Neues und Ungewöhnliches darbieten, oder verweilt nur so lange bey ihnen, als sie ihm zu diesem Zwecke dienen, um dann zu andern für ihn anziehenderen überzugehen. Ihn fesselt kein Gegenstand, der Arbeit des Verstandes und

 an-

anhaltendes Nachdenken fordert; denn dieses hemmt seinen Lauf, lässt ihn ohne den Genuss, welchem er einzig nacheilet, oder verzögert denselben. Dinge, die unmittelbar den äussern Sinn berühren, oder im Spiegel der Einbildungskraft sich mühelos mahlen, dem Verstand ein leichtes behendes Spiel erregen, oder dessen Kräften durch den mächtigen Beystand einer Begierde oder Leidenschaft ein schnell erzeugtes Werk entwinden — nur solche sind gemacht, ihn anzuziehen. Er hasset aus gleichem Grunde die Bemühungen des Verstandes und der Vernunft, Begriffe sorgfältig zu bestimmen, zu zergliedern, zu vergleichen, ihrem Grund oder Ungrund nachzuspüren, und sie in Ordnung zu bringen. Dieses Geschäft lässt ihn müssig und kalt; allenfalls lässt er sich die Resultate desselben gefallen, wenn Ihr sie ihm in reizender Gestalt darzureichen versteht; und was kümmert ihn die Wahrheit, da der Irrthum und Wahn für ihn nicht selten weit unterhaltendere Gesellschafter sind?

Was werden nun die Wirkungen dieser ungezügelten Neubegierde in Rücksicht auf die Erlernung der jedem Menschen in seiner Art nöthigen Wissenschaften seyn? Der neugierige Mensch wird einem grossen Theile der Gegenstände der zu erlernenden Wissenschaft unachtsam vorübergehen, und sich blos mit solchen beschäftigen, die seiner Neubegierde Nahrung geben, und oft die minder wichtigen, oder unbedeutendsten sind. Er wird z. B. in der Sittenlehre lediglich oder hauptsächlich an dem Geschichtlichen, an den auffallenden Folgen gewisser Tugenden oder Laster, und an den anziehendsten Gemählden guter oder schlechter Charaktere hangen bleiben, und die Natur oder das Wesen der einzelnen Tugenden und Laster, und selbst die Wirkungen der weniger auffallenden guten und bösen Handlungsweisen kaum eines Blickes würdigen.

Er

Er wird sich in der Naturgeschichte weder um die allgemeine noch besondere Eintheilung ihrer Gegenstände, noch weniger aber um die feinern und speciellern Unterscheidungsmerkmaale der Arten und Abarten, um das innere Detail ihrer Organisation, ihr Verhältniss zu andern Arten der Naturwesen, in Rücksicht auf die Erhaltung derselben, oder auf das zu behauptende Gleichgewicht im Reiche der Natur, um ihren technologischen Gebrauch und Nuzen u. s. w. bekümmern, er wird, mit einem Worte, alles, oder doch das meiste, was blos Arbeit des Verstandes, der Urtheilskraft, und der räsonnirenden Vernunft ist, das, was die Naturgeschichte eigentlich zur Wissenschaft macht, und von derselben den wesentlichsten besten Gewinn darbeut, vernachlässigen, und seine Aufmerksamkeit ausschliessend oder vorzugsweise auf die äussere Gestalt der Naturwesen, auf das Seltsame und Sonderbare in ihrem Bau, in ihrer Oekonomie, und in andern sie betreffenden Dingen richten, wird unter den einheimischen die minder ausgezeichneten über den ausgezeichneteren, und diese wieder über den ausländischen vergessen, kurz! er wird sich nur bey demjenigen aufhalten, was ihm das wenigste zu denken, und das meiste zu bewundern giebt. In der Naturlehre wird sich sein Geist nur an merkwürdigen Phänomenen, in der Geschichte an verwickelten, Aufsehen erregenden Begebenheiten, oder an hervorstechenden ungewöhnlichen Charakteren und Handlungen, und in der Metaphysik an glänzenden Philosophemen, an Paradoxen, und kühnen Behauptungen lezen; die allgemeinen Begriffe und die Geseze der Körperwelt, die Zeitordnung, die Entwickelung der Ursachen und Wirkungen, die Folgen der Handlungen und Begebenheiten, die daraus sich ergebenden nuzbaren praktischen Regeln, das Verhältniss der Staaten und Völker und ihr wechselseitiger Einfluss, u. s. f.

 end-

endlich die obersten Principien des Wissens, die genauere Bestimmung der Begriffe, die Entwickelung der Reihen von Folgesäzen, und deren praktische Anwendung — das alles wird vor seinen Augen verborgen bleiben. So in allen andern Wissenschaften und Künsten.

Wie er nun gewissen Theilen einer einzelnen Wissenschaft oder Kunst zu gefallen die übrigen verabsäumt: so wird er auch die Wissenschaften selbst einander vorziehen oder nachsezen. Die abstrakten werden denen, die den äussern Sinn beschäftigen, und diese wieder solchen, welche die Einbildungskraft unterhalten, weichen müssen. Ganz vorgüglich werden ihm die leztern willkommen heissen, Werke des Wizes und der Phantasie, Gedichte, Romane, Schauspiele, Mährchen, und was sonst zu dieser Gattung gehört. Denn in diesem Reiche herrscht die Einbildungskraft als unbeschränkte Königin, die mit ihrem Zauberstabe selbst über die Geseze und Schöpfungen der Natur gebietet, Bäume und Thiere in Menschen, die Menschen in Götter, und diese wieder in Menschen und Thiere verwandelt; die nach Willkühr Handlungen und Begebenheiten zusammenreihet, alle Reichthümer und Kräfte der Natur in Anspruch nimmt, und Teufel und Götter aus dem Nichts hervorgehen lässt, oder auf ihren blossen Wink herbeyführt, um, zur Belustigung der Neubegierde, deren Dienste sie sich vorzüglich widmet, was sie will, ins Werk zu sezen. Wenn diese Königin Euch ihren Beystand schenkt, so kostet es nichts, als einen leisen Wunsch, oder einen leichten Druck an Eurem Talismann, um Euch mitten in den Wildnissen einer unwirthbaren Wüste in einem strahlenden Pallast von Diamant, Rubin, Smaragd, oder jedem beliebigen Edelgestein, das üppigste Göttermahl von dienstbeflis-

senen

senen Geistern bereitet, oder um Euch auf einem luftigen Wolkenwagen, oder auf den Flügeln des Windes in zwey Sekunden von den Ufern des Ganges an den Oronocostrom versezt zu sehn. Sie winkt, und der klärste Himmel wird Nacht. Der Sturmwind brausst, der Donner kracht, es regnet Feuer vom Himmel, und verwandelt alles um Euch her in Trümmer und Tod. Sie winkt von neuen, und alles lacht Euch wieder in seiner vorigen Herrlichkeit.

Wo kann es mehr Stoff für seine Neubegierde, mehr Neues und Ungewöhnliches geben, als da, wo alles vornehmlich hierauf angelegt ist, und wo alles der Macht, es hervorzubringen, weichen muss? Er achtet dabey wenig oder gar nicht auf die eigentlichen Zwecke der Kunst, auf die wahre Schönheit und Vortrefflichkeit ihrer Werke, auf das Treffende, auf die Wahrheit und Treue in den Schilderungen und Gemählden, auf die Haltung der Charaktere, auf die Symmetrie und glückliche Verbindung der Theile zu einem wohlangelegten und wohlgelungenen, schönen Ganzen, auf das Belehrende, Bildende, Grosse und Edle in denselben: ihm ist es nur um Unterhaltung zu thun. Je bunter die Figuren, je greller und abentheuerlicher die Gemählde, je seltsamer die Charaktere, je ungeheurer die Kontraste, je überraschender die Wendungen, je verwickelter die Begebenheiten, und je wunderbarer deren Lösung, desto mehr findet sein Trieb nach Bewunderung und seine Neubegierde dabey ihre Rechnung. Daher das unglaubliche Glück, welches ehedem die gehörnten Siegfriede, nebst jenem Heer von nachgeäften Robinsonaden, und noch jezt die zahllosen Sagen der Vorzeit, die abgeschmacktesten Helden- und Rittergeschichten, die seichtesten Halbromane, die albernsten Ammenmährchen, und alle ähnliche Geburten eines verbrannten Gehirns, zum grossen

Schaden der Sittlichkeit, solider Kenntnisse, und ächten reinen Geschmacks, bey der Lesewelt machen; daher der ausgedehnte Kreis ihrer Liebhaber und Verehrer.

Welchen Gewinn wird aber diese Art zu lernen und den Geist zu beschäftigen geben? Ein Chaos von unzusammenhängenden, oberflächlichen, meistens unbedeutenden Begriffen, die nie zur Entdeckung einer Wahrheit als sichere Grundlage, zu keinem vortheilhaften Gebrauche im menschlichen Leben, sondern höchstens dazu dienen können, dem unwissenden Haufen Staub in die Augen zu streuen; verstimmte, überspannte Gefühle, eine bunte Ideenwelt, die zum vernünftigen Handeln, und zum Genuss einer ächten Glückseligkeit in der wirklichen untüchtig macht. Ordnung und Gründlichkeit — dies ist die Seele wahrer und brauchbarer Wissenschaft. Nur indem man vom Allgemeinen zum Besondern herab, und von diesem zu jenem hinaufsteigt, indem man jede Wahrheit, jeden Begriff deutlich und vollständig fasst, und ihn an seiner Stelle, und in seiner gehörigen Verbindung im Gedächtniss niederlegt, erlangt man eine vollständige Kenntniss der ganzen Wissenschaft, wird man in den Stand gesezt, vermittelst des Bekannten das Neue zu entdecken, und von dem Ganzen einen fruchtbaren, glücklichen Gebrauch zu machen. Aus jener Schule gehen nur seichte Halbwisser, und lästige unnüze Phantasten hervor. Ia! was noch schlimmer ist, jene ungezügelte Neubegierde tödet fast gänzlich den Sinn und die Fähigkeit für ernstes Denken und gründliches Wissen. Denn, im Dienste der Neubegierde verwöhnt, wie lästig, wie schwer muss es dem Menschen werden, seine Aufmerksamkeit, besonders anhaltend, auf etwas geheftet zu halten, das nur den Verstand und die Vernunft beschäftigt? Und muss die

stete Vernachlässigung und der Mangel an Uebung dieser höhern Geisteskräfte nicht einen hohen Grad von Stumpfheit derselben nach sich ziehen? Ein solcher Mensch ist sicher weder geneigt, noch fähig, eine archimedische Goldprobe zu erfinden, oder eine künftige Sonnenfinsterniss auszurechnen, oder auch aus dem politischen Zustande der Völker, und aus ihren Handelsverhältnissen, Maasregeln für merkantilische Unternehmungen zu ziehen.

Die Neugierde ist also im entschiedendsten Widerstreite mit der oben angegebenen Regel, die wir bey allen unsern Bemühungen, zu lernen und unsern Verstand zu beschäftigen, vor Augen haben sollen. Sie verleitet uns nicht nur, indem sie lediglich dem Neuen und Ungewöhnlichen nachjagt, anstatt auf den Nuzen und Zweck der zu erwerbenden Kenntnisse zu sehen, blos einem flüchtigen Genusse aus denselben nachzustreben, sie raubt uns auch die Neigung und die Fähigkeit, uns in den Besiz von solchen nüzlichen Kenntnissen zu sezen.

Aber dies ist bey weitem noch nicht der ganze Nachtheil, welchen diese Leidenschaft in Ansehung des Lernens von nöthigen und nüzlichen Dingen stiftet. Theils aus Abneigung gegen ernstes und gründliches Denken, theils aus Freude über alles, was die Miene des Neuen und Wunderbaren trägt, unterlässt und vergisst sie, den Werth und die Wahrheit desselben zu prüfen. Die Leichtgläubigkeit, und mit ihr Aberglauben, Schwärmerey und Wahn, sind die unzertrennlichen Gesellschafterinnen der Neugierde. Da die immer wiederkehrenden Erscheinungen und Begebenheiten dieser Alltagswelt für sie gar bald ihren Reiz verlieren: so begreift man ohne Mühe, wie um so williger sie ihren Flug in die Feenwelt des Uebernatürlichen und der Täuschung richten müsse. Alles,

was

was die Geseze und Kräfte der Natur, und der Menschen insbesondere, übersteigt, das wird von ihr um so begieriger ergriffen, je wunderbarer, und um so leichter geglaubt, je unwahrscheinlicher, aber folglich auch je anziehender es für sie ist. Sie ist stets bereit, an Geheimnisse und Wunder zu glauben, aus Verlangen, darüber erstaunen zu können. Der hat uns schon mehr als zur Hälfte gewonnen, welcher uns Genuss und Vortheil verspricht, und natürlich, dass wir denjenigen nicht erst mit mühsamen Zweifeln behelligen werden, der unsrer Neugierde mit seiner unbegreiflichen Macht oder Wissenschaft eine so reizende Unterhaltung gewährt. Die Wunderthäter und Wahrsager aller Art, die Paracelsus, die Schwedenborg's, die Cagliostro's, die Philadelphia's, das ganze Adeptencorps, die geheimen Ordensmänner, die Charlatans und Marktschreyer mit und ohne Doktorhut, jedes neue, durch nüzliche und wahre Entdeckungen, oder auch blos durch Paradoxen und geheimnissvolle Formeln sich auszeichnende Lehrsystem, findet daher bey ihr willige Aufnahme, und feurige Vertheidigung. Es ist vorzüglich durch ihre Mitwirkung, dass eine Fluth von vernunftwidrigen, abergläubischen, ungereimten Erzählungen, Sagen, Mährchen, und von phantastischen Lehrsäzen und Grillen, die Religion, Moral, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Sternkunde, Heilkunde, und fast jede andere Wissenschaft überschwemmte, von welcher dieselben zu reinigen das Werk von Iahrhunderten nicht hinreichend ist. Ienes heilsame „*difficile est credere, et non credere*" ist so wenig ihre Sache, dass sie vielmehr keine eifrigere Angelegenheit hat, als es jedermann aus den Augen zu rücken.

Der Schaden, welchen die Neugierde in dieser Rücksicht für alles nüzliche Wissen stiftet, ist von selbst zu einleuchtend, als dass ich mich dabey aufzu-

halten

halten brauchte, ihn ins Licht zu sezen. Ich will dafür lieber einen Blick auf das Wesen und Treiben der Neugierde werfen, welches sie im gemeinen Menschenleben äussert, und auf die Uebel, welche sie da in ihrem Gefolge hat.

Diese Neugierde ist es, welche auch die gemeine Sprache kennt. Diese nennt einen neugierigen Menschen, wer sich durch sein Bestreben, aus dem häuslichen, bürgerlichen, thätigen Leben, und überhaupt aus dem allgemeinen Schauplaz der Dinge, etwas Neues zu erfahren, das ihm entweder zu wissen unnüz, oder überall des Bemerkens unwerth ist, auszeichnet. Es bestätigt sich hier von neuem, was ich oben über den gemeinen Sprachgebrauch angemerkt habe; er fasst die Dinge nur da, wo sie am stärksten in die Sinne fallen, ihr tiefer liegender Charakter bleibt ihm verborgen. Die falsche Neubegierde, oder die Neugierde ist das Streben nach neuen Vorstellungen und Erkenntnissen wider die oben angegebene Ordnung und Zweckmäsigkeit des Lernens, oder der Thätigkeit und Beschäftigung des Verstandes. Oder: Sie ist das Streben nach neuen Vorstellungen und Erkenntnissen mit Vernachlässigung des rechten Zwecks derselben, und der Ordnung, in welcher sie zu erwerben sind. Man kann nach neuen Vorstellungen und Erkenntnissen streben, ohne neugierig zu seyn, wofern nur dieses Streben jener Ordnung und Zweckmäsigkeit entspricht: dies ist die ächte Neubegierde; und man kann sich des Fehlers der Neubegierde schuldig machen, selbst wenn man den in andrer Rücksicht wissenswürdigsten und nüzlichsten Dingen nachgeht, aber dabey, geschehe es auch noch so selten, jene vorgeschriebene Ordnung übertritt. Dies ist die falsche Neubegierde. Doch dies nur im Vorübergehen!

Diese Neugierde vom Markte nun, wie ich sie

zur Bezeichnung ihres speciellern Charakters nennen möchte, gedeiht, und treibt ihren Unfug vorzüglich in kleinern Orten, wo die Menschenzahl geringer, und darum ihre Bekanntschaft unter einander leichter und umfassender ist. Sie führt hier gleichsam ein Register von allen Bewohnern der Stadt, in welchem nicht wenige selbst aus den umliegenden Städtchen und Dörfern ihr Pläzchen finden. Die Kinder, Eltern und Voreltern, die ganze Sippschaft der Enrollirten, den aktiven und passiven Zustand ihres Vermögens, ihre Garderobe, ihr Hausgesinde, ihren Viehstand, ihre Häuser- und Aeckerzahl, ihre Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit, ihre Tugenden und Laster, die ganze Geschichte ihres Lebens, sammt der ihrer nächsten Angehörigen — das alles, und noch weit mehr, findet Ihr in diesem Register aufs pünktlichste verzeichnet. Ihr scharfes Auge dringt in die innersten Gemächer und Winkel der Häuser. Vor ihrem Falkenblicke schüzt kein Dach, keine Mauer, kein Riegel, kein Schloss. Selbst die Nacht mit ihrem Raben-Fittich ist für ihre Sehkraft nur ein dünner Nebelflor. Und was sie nicht mit leiblichen Augen zu entdecken vermag, das bringt sie durch ihren Scharfsinn, und durch die Zaubergewalt ihrer Schlüsse heraus. Sie weis aufs Haar, was jeder isst und trinkt, was für Wein er in seinem Keller, und wie viel Braten er in seiner Speisekammer führt; wenn, und aus welcher Veranlassung, der Mann sich mit der Frau, oder diese sich mit der Magd, oder ihrer Nachbarin entzweyte; was der neuliche Besuch des Fremden zu bedeuten hatte; welche Gesellschaft Herr Stax morgen bey sich sehen, mit wie vielen Gerichten, mit welchen Weinen er sie bewirthen wird, und — wenn sie noch kaum auseinander gegangen — womit sie sich unterhalten, und was unter ihr verhandelt worden

ist,

ist, mit welchem Kleid ein jeder angethan, mit welchem Aufsaz, mit welchem Puz eine jede Dame, zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, ausgeschmückt war, welchen Stoff diese oder jene zu ihrem Kleide hatte, wie hoch im Preise es kam, und welcher Schneider es verfertigte, und was der wichtigen Kleinigkeiten mehr sind. Sie ist auf das genaueste unterrichtet, warum der begüterte Fallmuth eines seiner Häuser zum Verkauf ausbietet, wie weit er mit diesem und jenem Kauflustigen noch im Handel auseinander ist, oder was denselben rückgängig machte; wie viel er jeder seiner Töchter zur Aussteuer geben wird, und um welches Gebrechens, oder um welcher Grille willen die Emilie ihren Liebhaber mit einem netten Körbchen voll betrogener Hoffnung nach Hause sandte. Ja selbst die Geheimnisse des Ehebettes bleiben nicht vor ihren Augen verborgen. Nicht genug, dass sie von allen Umständen des wirklichen Daseyns der Menschen ausführliche Kundschaft hat, so ist sie auch sogar mit allen denen vertraut, welche die Entstehung derselben veranlassen und begleiten; und kaum hat der neugebohrne Weltbürger den ersten Strahl der Sonne begrüsst, so hat sie ihm auch schon seinen Nahmen, seine Taufzeugen, ja, wo möglich, sein künftiges Schicksal, Stand und Beruf bestimmt.

Sie ist stets mit einer Anzahl lauersamer Spione im Bunde, die kein dringenderes Geschäft haben, als jedes ominöse Geächze der Unglück verkündenden Nachteule, jeden nächtlichen Besuch, den der leidige Gott sey bey uns in seiner gewöhnlichen feurigen Gestalt mit allerley Lebensmitteln wohlbeladen zur Feueresse hinein bey seinen Verbündeten machte, jedes Mährchen, das ein müssiger Kopf erzeugte, jedes winzige Ereigniss, das der junge Tag beschien, zu ihren Ohren zu bringen. Sie sizt dann mit offenem Munde,

mit

mit starrem Auge, mit zugespizter Nase, mit aufgewecktem Ohr, und langem Halse, um von den Mährlein, zumal wenn es etwa ein *Odiosum* des lieben Nachbars betrifft, kein *jota* fallen zu lassen, und es darauf mit allerley nicht allzu liebreichen oder wundersamen Zusäzen aufgestuzt in die Hände ihrer Schwester, der Geschwäzigkeit, zu überliefern.

Uebrigens hat die Neugierde in jeder Familie, in jedem Stande, in jeder Berufsart noch ihren besondern, speciellern Wirkungskreis, und so verschieden die Verbindungen und Verhältnisse der Menschen sind, so verschieden sind auch die Gegenstände, welche für sie ein näheres und anziehenderes Interesse haben. Dieses alles umständlich auseinander zu sezen, würde hier eben so planwidrig, als überflüssig seyn.

Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf die Wirkungen dieser Neugierde, um das Verderbliche und Erniedrigende derselben wahrzunehmen. Sie sündigt in hohem Grade gegen jene beherzigenswerthe Erinnerung des weisen Hippokrates: Kurz ist das Leben, lang ist die Kunst! So viel nöthige und nüzliche Dinge hat der Mensch zu lernen und zu thun, so kurz ist die dazu ihm vergönnte Zeit des Lebens, und s i e raubt ihm einen grossen Theil derselben, um sie, der vorgeschriebenen weisen Ordnung gerade zuwider, auf kleinliche, unnüze, ja! schädliche Gegenstände zu verwenden. Wie viel Nüzliches würde manche Hausmutter in ihrem Hauswesen verrichten können, während sie ihre Zeit damit hinbringt, elende Neuigkeiten anzuhören, oder deren weitern Umlauf zu befördern? Wie unverantwortlich ist es, wenn sie, anstatt sich um die Erziehung ihrer Kinder zu bekümmern, auf deren Tugenden und Fehler zu achten, ihre guten oder schlimmen Neigungen zu erforschen, auf die Vervollkommnung der einen, und auf

die Ausrottung der andern bedacht zu seyn, oder mit einem einsichtsvollen, redlichen und erfahrnen Freunde darüber zu Rathe zu gehen, oder über ihre mancherley nicht unbedeutenden eigenen Obliegenheiten, über die zweckmäsigsten Mittel, diesem oder jenem Uebel im Hause abzuhelfen, dieses oder jenes besser, als bisher, einzurichten, oder in einem guten Buche über diese und andere für sie wichtige und nüzliche Dinge Belehrung zu suchen — wenn sie statt dessen tagtäglich keine dringendere Angelegenheit hat, als in einem Cirkel geschwäziger Dienerinnen der Fama ihre Phantasie an den armseligsten Neuigkeiten und Stadtmährchen zu weiden! Wie verächtlich ist es überhaupt, einen Trieb, dessen Bestimmung es ist, uns mit den schönsten Kenntnissen auszurüsten, dazu zu misbrauchen, unser Gehirn mit den nichtswürdigsten Kleinigkeiten anzufüllen!

Dass die Neugierde auch den Sinn und die Fähigkeit für ernste und wichtige Betrachtungen und Kenntnisse in hohem Grade schwächt, habe ich oben schon angemerkt.

Ausser diesem allen ist sie aber auch noch von dem nachtheiligsten Einfluss auf die Moralität und Glückseligkeit der Menschen. Sie tödet wie ein giftiger Hauch den zarten Trieb des Wohlwollens und die Theilnahme an den Wünschen und dem Zustande Anderer. Aus Verlangen, etwas Neues zu hören, freuen wir uns über die Schwachheiten, Bosheiten und Unglücksfälle unsrer Nebenmenschen, oder ziehen Angelegenheiten und, bedeutende oder unbedeutende, mit mancherley lügenhaften Zusäzen noch obendrein vermehrte Umstände derselben ans Licht, die sie mit dem Schleyer des Geheimnisses bedeckt zu sehen wünschen. Sie gerathen dann in die unangenehmsten Verlegenheiten, werden in tausendfältige Verdrüsslichkeiten,

und nicht selten in die verderblichsten Prozesse verwickelt. Die Geschwäzigkeit eilt von Haus zu Haus, sezt in jeglichem ihre Neuigkeiten ab, und streut überall den Saamen der Zwietracht aus. Wer kennt nicht jene unwürdigen Klatschereyen hauptsächlich der kleinern Städte, und die unseligen Folgen, die sie nach sich ziehen? Selten werdet ihr hier die Eintracht wohnen, aber desto häufiger die Zwietracht ihre Greuel treiben sehen. Keine dauerhafte Freundschaft, keine herzliche gesellige Freude versüsst hier den Menschen das Leben. Ie näher sie einander kennen, desto weiter entfernen sich ihre Herzen. Geht ihr aber auf den Grund dieser Uebel zurück: so werdet ihr immer die Neugierde als die lezte und vornehmste Urheberin derselben entdecken.

Diesen bisher geschilderten Verirrungen und Ausschweifungen scheint der Trieb der Neubegierde vornehmlich bey Menschen von geringen Verstandeskräften, und bey solchen, die sich dem Müssiggange, der Ruhebank des Teufels, ergeben, ausgesezt zu seyn. Weil ihnen ihr Mangel an natürlicher Fähigkeit das zusammenhängende, wohlgeordnete und gründliche Denken und Lernen ernsthafter Gegenstände erschwert, ihnen wegen dieser Schwierigkeiten die Lust dazu benimmt, oder weil sie überhaupt jede ernstliche Anstrengung fliehen, ihr Geist aber doch, um der Quaal der Langenweile zu entgehen, nach Unterhaltung strebt: so finden sie dazu nichts geschickter, als Anekdoten, Mährchen, und überhaupt dergleichen Dinge, wie ich ihrer eine Menge angeführt habe, die dem Verstande die Mühe des Nachdenkens ersparen, und doch die lästige Zeit vergehen machen. Es herrscht eine unglückliche Wechselwirkung zwischen den Anlagen des Verstandes, und zwischen der der Neubegierde. Wie diese durch ihre Ausschweifung jene schwächet, so befördern diese, wenn sie von Natur schon schwach

sind,

sind, die Entartung jener. Menschen, die sich durch einen beträchtlichen Grad der Kräfte ihres Verstandes und ihrer Vernunft zu gründlichen und ernsthaften Betrachtungen, und zur Erlernung wichtiger und nüzlicher Gegenstände aufgemuntert, und überhaupt zu besserer Thätigkeit geneigt fühlen, werden schwerlich Geschmack an Dingen finden, die ihren Geist und Herz vollkommen auszufüllen, oder durch ihre Würde sie anzuziehen, so gar nicht geeignet sind.

Ausserdem tragen noch Eitelkeit, Eifersucht, Neid, Schadenfreude, Verläumdungssucht, und andere nicht löblichere Ursachen das ihrige bey, um die Neugierde zu unterstüzen und zur Thätigkeit zu reizen. Man ist begierig nach der *Chronique scandaleuse* unsrer Nebenmenschen, um sich selbst durch ihre Fehler erhoben zu sehen, oder um sie bey Andern herabzusezen und ihnen Schaden zu thun. Welche von allen diesen und ähnlichen Ursachen Schuld daran ist, dass man das Laster der Neugierde von Anbeginn vorzüglich der Majorität des schönen Geschlechts zur Last zu legen pflegte — das ist eine Untersuchung, die ich ihnen selbst zu übernehmen anheimstellen muss.

Aber alle diese zufälligen Ursachen abgerechnet, was ist denn wohl die Haupttriebfeder, welche die Neubegierde, sich so weit über die von der Natur ihr vorgezeichneten Grenzen hinaus zu verirren, verleitet, welche macht, dass auch die begünstigtsten Geister über dem Neuen und Ungewöhnlichen nicht selten das Nöthige und Nüzliche vergessen, und von jenem sich mehr, als sie sollten, hinreissen lassen, und welche stärker und daurender, als alles andere, besonders die geringern Seelen dem Neuen und Wunderbaren so ausschweifend und fast ausschliessend nachzujagen spornt? Was anders, als eben der unwiderstehliche Reiz dieses Neuen und Wunderbaren selbst, der süsse berau-

schende Genuss, der ihnen daraus entspringt? Sie vergessen oder übersehen den eigentlichen Zweck der Natur, um welches willen sie mit der Befriedigung jenes Triebes den angenehmen Genuss verband, und erheben diesen selbst zum Zweck. Ie öfter sie ihn wiederholen, desto mehr wächst ihre Begierde darnach, bis diese endlich zu einer Leidenschaft wird, die, auch ohne fremde Unterstüzung, sie blind und unaufhaltsam mit sich fortreisst.

Für den Erzieher hier Winke zu geben, zu welchen sich überhaupt bey jedem abgehandelten Triebe reichliche Gelegenheit fand, gehört nicht in diesen Plan, so gross auch die Sorgfalt ist, die ihm, wie bey dieser Untersuchung der Augenschein lehrt, in Rücksicht auf den Trieb der Neubegierde anzuwenden obliegt. Ieder Psycholog, und das soll ja jeder Erzieher seyn, weis ohnehin von selbst, dass, um den allzu üppigen Wuchs, und also die Entartung einer einzelnen Anlage des menschlichen Geistes oder Herzens zu verhüten, man die übrigen, besonders die entgegengesezten, desto fleissiger, oder vielmehr alle insgesammt nach einem richtigen Verhältnisse anbauen müsse; und überdies hat Herr Campe diesen Gegenstand durch eine besondere, allgemein bekannte, Abhandlung ins Licht gesezt.

Der Raum verstattet mir nicht, jedem übrigen Naturtriebe des Menschen eine gleiche Untersuchung zu widmen, um das: Wie? und: Warum? ihrer Entartung zu zeigen, und die Wahrheit des Sazes zu bekräftigen: dass überall das in der Natur des Menschen gegründete Streben nach Erhöhung, Verlängerung und Erweiterung des Genusses die Ursache hiervon ist, und dass selbst die liebenswürdigsten Triebe in der menschlichen Natur keine Ausnahme davon machen.

Alles

Alles menschliche Streben, sofern es nicht Werk der Freyheit nach reinsittlichen Grundsäzen ist, wovon wir hier, wie gesagt, gänzlich abstrahiren, geht von Naturtrieben aus, und wird, indem der Mensch die dabey beabsichtigten Zwecke der Natur aus den Augen lässt, statt deren lediglich dem mit den Trieben vergesellschafteten Genuss nacheilt, und denselben auf den höchsten Grad zu treiben strebt, zu guten oder bösartigen, edlen oder schlechten Neigungen und Leidenschaften: und ich bewundere deshalb, dass man in der Moral, oder vielmehr in der Anwendung derselben aufs Leben, hierauf nicht eine ganz vorzügliche Rücksicht zu nehmen pflegt. Dieses Streben ist, aus anderwärts gezeigten Ursachen, bey jedem einzelnen Menschen gewöhnlich auf einen oder mehrere Gegenstände vorzüglich gerichtet, und erzeugt in ihm darauf sich beziehende überwiegende Neigungen und Leidenschaften. Diese machen die herrschenden Bestrebungen oder Thätigkeiten in seinem Gemüthe und in seinem ganzen Charakter aus. Wenn sie laut werden, so müssen alle übrigen Gefühle, Begierden und Triebe verstummen, zu ihrem Dienste müssen alle Kräfte ausschliessend in Bereitschaft seyn. Inzwischen obgleich diese Neigungen oder Leidenschaften vor allen andern thätig sind, und der Mensch nach denjenigen Gegenständen oder Gütern, welche zu ihrer Befriedigung dienen, am heftigsten strebt: so bleiben darum doch die übrigen Gemüthsbestrebungen, Gefühle, Begierden, Triebe keinesweges müssig. Der Mensch, sage ich, — sofern er blos durch seine sinnliche Natur bestimmt wird — ringt zwar am allermeisten nach denen Gütern, welche seinem Individuo den grössten Genuss gewähren, aber er schliest deshalb nichts aus, was irgend einen Reiz für ihn hat. Nicht immer können seine Hauptneigungen in Bewegung seyn, nicht in Einem fort kann er

 sich

sich an dem Genuss ihrer Gegenstände ergözen, theils, weil es öfters an Gelegenheit dazu mangelt, theils, weil aller Genuss die Sättigung zur Folge hat, und zu seiner Erneuerung längerer oder kürzerer Zwischenräume — Pausen — bedarf. Diese Zwischenräume müssen durch andere Genüsse ausgefüllt werden. Der Mensch begehrt, dass es ihm nie an solchen Genüssen gebreche. Er will ohne Unterlass geniessen, und wünscht daher, stets von allem, was ihm ein Gut ist, d. h. was ihm Genuss gewährt, umringt zu seyn, ohne dass dieses alles von dem mindesten unangenehmen Gefühl für ihn begleitet sey. Dieser vereinigte Besiz von Gütern macht seine Glückseligkeit, ist sein höchstes Gut, welchem er mit allen seinen Gedanken und Begierden ohne Unterlass nachstrebt, und welches, wie leicht zu erachten, bey jedem Individuo von besonderer Art ist. Weil dieses höchste Gut auf dieser Welt für ihn unerreichbar bleibt, so sezt er es in eine künftige, und tröstet sich inzwischen mit der Hoffnung, dereinst zu dessen Besiz zu gelangen. Er ist auch deshalb — denn der Verstand ist immer geneigt zu glauben, was das Herz begehrt — nie leichtgläubiger, als in Betreff dieses Gutes, lässt sich willig von jedem gängeln und misbrauchen, der ihm dasselbe predigt, oder ihm den sichern Weg zu dessen Besiz zu zeigen verspricht, und opfert alles auf, um nur dieses zu erlangen. *) Sein Himmel gleicht übrigens jederzeit der Idee, unter welcher er sein höchstes Gut sich träumt.

Ge-

*) Die Macht und Herrschaft des Priesterthums steht darum immer in der genauesten Verbindung mit der Macht und Herrschaft der Sinnlichkeit. Sobald die Vernunft erwacht, und den Thron einnimmt, den die Usurpation der Sinnlichkeit besezt hielt, stürzt auch der Thron des Priesterthums zusammen.

Gesezt aber auch, Natur und Glück verschwenden ihre Gaben, um ihn mit allem auszustatten, und alles um ihn her zu schaffen, was fähig ist, seinen steten Durst nach Vergnügen und Genuss zu stillen: so fehlt doch viel, dass sie diese ihre Absicht erreichen. Iener Durst ist grenzenlos, und kaum erblickt sich der Mensch im Besize aller dieser Güter, kaum benezt der Becher der Freuden seine Lippen, so trinkt er schon daraus, statt Wonne, Ueberdruss. Nun sehnt er sich wieder, er weis selbst nicht nach welchem, neuen Genuss, und träumt sich, um sich für den Ekel, womit ihn die wirkliche erfüllt, oder auch für die wahren oder eingebildeten Uebel, die ihn in dieser drücken, schadlos zu halten, in eine wesenlose Gedankenwelt, und wird aus Verlangen nach Glückseligkeit zum Schwärmer, ohne auch als solcher zu finden, was er suchet. Immer schwebt dem armen oder thörichten Tantalus die goldene Frucht vor dem Munde, und immer entzieht sie sich ihm wieder, indem er sie zu erfassen gedenkt. Oder er zerbricht im stürmenden Iagen nach Genuss seine Kräfte, oder läuft nach einem falschen Ziel, und stürzt sich in einen Abgrund voll Iammer und Elend. Das Streben nach Genuss ist meistens blind, es achtet nicht auf die lehrende Stimme der Vernunft, oder findet es zu langweilig und mühsam, ihren weisen Rathschlägen zu gehorchen.

Betrug sich aber die Natur gegen ihn mit stiefmütterlicher Gesinnung, oder kehrt ihm das Schicksal den Rücken, lässt es gar seinen neckenden Muthwillen an ihm aus, raubt es ihm morgen wieder, was es ihm heute giebt, strebt er immer vergebens nach dem, was er so inbrünstig wünschet, verfolgt ihn das Unglück auf allen seinen Wegen — dann ergrimmt sein Geist, sein Zorn führt kraftlose Streiche in die leere Luft, oder sein Muth sinkt nieder, seine Kräfte erlahmen, Ver-

 zweif-

zweiflung ergreift seine Seele, und sein Herz zerfliesset in eben so vergeblichen als thörichten Klagen.

Man erblickt in dieser Schilderung einen allgemeinen, unverkennbaren Zug der menschlichen Natur. Unfehlbar nimmt ihr Streben nach ausschliessendem, immer zu erhöhendem, zu verlängerndem, und zu erweiterndem Genuss diese Richtung. Wie soll ich nun diese Richtung und jenes Streben nennen? Ich muss mich dazu eines Wortes bedienen, womit in unsern Tagen so mancher gute und schlechte Kopf seinen Unfug treibt: Es ist Tendenz nach Verzärtelung, nach Verweichlichung. Der Mensch will nur geniessen, ohne zu handeln, dieses Handeln müsste denn selbst Genuss für ihn seyn, und seinem Eigensinn ist noch überdies kein Genuss gerecht. Dass diese Verweichlichung nur bey den Wenigsten, oder bey Niemanden, ihre höchste Staffel erreicht, davon liegt der Grund grösstentheils in den Umständen, und in der Noth.

Weil die Dinge, nach deren Genuss der Mensch zu streben pflegt, grösstentheils ausser ihm liegen, und deshalb auch grösstentheils von ihm unabhängig sind; weil sein kurzsichtiges, blödes Auge den Zusammenhang oder die Verkettung dieser Dinge nicht durchdringt, und aus diesen Ursachen nicht selten eine plözliche und unvermuthete Uebereinstimmung oder Widerspruch mit seinem rastlosen Streben nach Genuss eintritt: so verursacht dieses plözliche und heftige, aber vorübergehende, Aufwallungen oder Bewegungen seines Gemüths, die entweder von Lust oder Unlust begleitet sind, und Affekten heissen, als Freude, Staunen, Hoffnung u. s. w. Furcht, Angst, Schrecken, u. s. f.

Bey diesem grossen und unablässigen Streben des Menschen nach immerwährendem, innigstem Genuss ist die unausbleibliche Folge, dass er alles ergreift

und benuzt, was zur Erreichung desselben dient, dass er

γ) sich denselben auf jede mögliche Weise, und zugleich mit möglichster Vermeidung alles Unangenehmen zu verschaffen sucht, so, dass er sich gleichsam als den Mittelpunkt alles Daseyns betrachtet, alles als Mittel zu seinem Zweck behandelt, und ihm nur in sofern einen Werth beylegt, als es zu diesem Zwecke taugt oder dient: wodurch der entschiedendste, aber mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbundene Egoismus entsteht. Der Mensch, als blosses Naturwesen, will nichts anders, als ununterbrochene angenehme Gefühle, und es ist davon nicht zu trennen, dass er dieselben vermittelst und auf Kosten alles dessen, was ausser ihm ist, zu erhalten sich bemüht. Er ist von Natur entschiedener Egoist.

Zur Erlangung des Genusses, zumal in jenem ausgedehnten Umfange, wo er den Nahmen der Glückseligkeit oder des höchsten Gutes *) erhält, bedarf der Mensch unzähliger, ausser ihm befindlicher Dinge. Eine ganze Welt voll Reichthümer liegt dazu vor ihm ausgebreitet. Aber theils fordert es den Gebrauch seiner Kräfte, um sich dieselben zuzueignen, oder sie unter seine Willkühr zu bringen, und ihnen die zum Genusse geschickte Beschaffenheit zu geben; theils giebt es der Kompetenten zu diesen Reichthümern eine grosse

 Zahl,

*) Im eben erwähnten Sinne dieses Worts: denn dass ich hierunter nicht das wahre höchste Gut, das, was die völlig entwickelte Vernunft dafür erklärt, und es dem Menschen als das höchste Ziel seines Strebens vorsteckt, verstehe, brauche ich wohl kaum zu erinnern.

Zahl, die insgesammt mit ihm nach dem Gebrauch derselben ringen.

Seine Kräfte zu jener Absicht anzuwenden, heischet öfters Mühe, Sorgfalt, Anstrengung. Diese aber scheuet er, weil sie ihm in den meisten Fällen unangenehme Empfindungen erwecken, und den Genuss der angenehmen unterbrechen. Noch mehr streitet es mit seinen Absichten, sich den Besiz der Güter, nach welchem er strebt, durch Andere schmälern, oder sich sonst durch sie in seinem Genusse stören, oder wohl gar unangenehme Empfindungen zufügen zu lassen.

Was soll er nun thun, um diesen Hindernissen, die seinem Streben nach ausschliessend angenehmen Genuss im Wege stehen, auszuweichen, oder sie auf die Seite zu räumen; um ohne Mühe, Sorgfalt und Anstrengung Gebieter aller zu seiner Glückseligkeit nöthigen Güter zu werden, alle übrigen Kompetenten davon auszuschliessen, und überhaupt seinen Genuss gegen sie zu sichern?

Es giebt dazu kein anderes, als folgendes Mittel: Er muss sich fremder Kräfte zur Erreichung seines Zwecks bedienen. Dieses, und zugleich das, alle Kompetenten zu entfernen, und sich gegen sie in Sicherheit zu sezen, ist nicht anders möglich, als sie insgesammt, wo möglich, seinem Willen unterwürfig, sie sich mit allem, was ihnen angehört, dienstbar zu machen. Die meisten Kräfte zur Beherrschung der übrigen Natur besizen die Menschen, und sie sind auch seine gefährlichsten Mitbewerber um die Schäze der Erde. Durch ihre Unterwürfigkeit kann er über alles gebieten, und der Erreichung seines Zwecks am sichersten seyn. Folglich wird er auch vor allen Dingen darnach trachten, den Willen, die Kräfte, und alles Angehörige seiner Mitmenschen seiner Willkühr zu unterwerfen.

Welches werden denn nun wohl die Hauptzüge

der

der Denk- und Handlungsweise, oder des Charakters des Menschen, als Naturwesens, die Hauptzüge seines Egoismus seyn? Diese: Sein eigener Genuss geht ihm über alles; Er gestattet — so weit dieses von seiner Willkühr abhängt — andern Wesen, die neben ihm diese Erde bewohnen, oder, um blos bey dieser obersten Gattung der Erdwesen stehen zu bleiben, andern Menschen nur in so fern Genuss, als sein eigener nicht dabey beeinträchtiget wird, oder als es vielleicht gar diesen befördert und erhöht — vermöge gewisser Triebe, als des der Wohlthätigkeit u. dergl., oder anderer Ursachen — ihnen Genuss zu gönnen, oder selbst zu verschaffen; Er sucht endlich, wo es immer dienlich oder nöthig ist, seinen eigenen Genuss auf Kosten Anderer.

Dieser Charakter des Naturmenschen lässt sich in seiner wahresten Gestalt bey jedem Kinde beobachten. Es begehrt nur, was ihm angenehm ist, und es begehrt dieses unablässig. Es sezt alles Andere seinem Genusse nach. Es räumt Andern nur Genuss ein, wenn sein eigener dabey nicht leidet, oder wenn dieser dadurch erhöhet wird. Es sezt alle fremde Kräfte in Requisition, so oft es deren zur Befriedigung seines Verlangens nach angenehmen Empfindungen bedarf; und man weis, welche Egoisten aus Kindern erwachsen, deren Egoismus die höchst tadelnswürdige Affenliebe so vieler Eltern nicht bekämpfte, sondern pflegte und nährte.

Aber der Mensch zieht überhaupt seinen Egoismus keinesweges mit den Kinderschuhen aus; dieser erwächst vielmehr mit ihm, wo nicht immer zum Riesen, doch zum Mann.

Um nun diesen Egoismus etwas näher zu beleuchten, wollen wir ihn unter einige allgemeine Gesichtspunkte stellen. Diese mögen folgende vier Fälle seyn:

Erstlich: Wenn der Mensch Andern an Kräften überlegen ist.

Zwey-

Zweytens: Wenn er ihnen an Kräften nachsteht;

Drittens: Wenn er sich im Stande der Rohheit; und

Viertens: Wenn er sich im Stande der Kultur befindet.

Der erste Fall ist also der: Wenn der Mensch andern Menschen an Kräften überlegen ist. Jeder Mensch wird vom Egoismus beseelt. Jeder ringt ausschliessend nach seinem höchsten Gute, jeder will von niemanden daran gehindert seyn, jeder will sich vielmehr der Uebrigen zur Erreichung desselben bedienen. Daraus entsteht unfehlbar ein Streit, ein Krieg, des Hobbes *bellum omnium contra omnes.* Bey diesem Kriege entscheidet, wie bey allen Kriegen, das Uebergewicht der Kräfte; und es versteht sich von selbst, dass der, auf dessen Seite sich dieses Uebergewicht befindet, nicht unterlassen wird, daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Ein Uebergewicht an Kräften erlangt der Mensch — Einmal: durch vorzüglichere Anlagen des Geistes, durch ausgezeichneten Verstand, Entschlossenheit und Muth; Zweytens: durch vorzügliche Anlagen des Körpers, durch Stärke, Dauer, Behendigkeit, Feinheit; Drittens: durch den Unterschied der Iahre; Viertens: durch allerley zufällige Güter, als Reichthum u. dergl.; Fünftens: durch mancherley Verhältnisse, durch das Verhältniss der Eltern gegen die Kinder, der Lehrer gegen ihre Zöglinge, der Herrschaften gegen Dienstbothen, der Obrigkeiten gegen die Unterthanen, und der höhern Stände gegen die niedern, u. s. w.

Lasst uns nun den Egoismus an das Licht der Erfahrung führen, um zu sehen, wie er sich in allen diesen Fällen, die das Uebergewicht in seine Hände geben, zu benehmen pflegt.

Der

Der Mann von vorzüglicherm Verstande, Kenntnissen, Entschlossenheit und Muth kennt und beurtheilt weit schneller und richtiger, als der, welchem von diesen Vorzügen ein geringerer Antheil ward, die Mittel und Wege, einen Vortheil zu erlangen, oder sich aus Verlegenheiten und schlimmen Lagen herauszuhelfen, ist früh zur That, zur Ausführung bereit, und lässt deshalb nicht so leicht den günstigen Moment, von welchem das Gelingen abhängt, ungenüzt vorüberfliessen, noch durch Gefahren oder Schwierigkeiten sich zurückschrecken. Der Erstere ist also in vielen Fällen allein, und in den übrigen am meisten geschickt, den rechten Weg zum allgemeinen Ziele des Genusses zu treffen. Will der Leztere diesen Weg nicht verfehlen, will er nicht auf tausend Vortheile, die er doch so herzlich wünscht, Verzicht thun, und in tausend Verlegenheiten und Gefahren, die ihn doch so sehr ängstigen, ohne Auskunft bleiben: so ist er gezwungen, zu dem klugen Rathe, und zur Leitung oder Hülfe des Erstern seine Zuflucht zu nehmen. Der Kluge und Tapfere (so will ich der Kürze halber diesen nennen) ist also der natürliche Rathgeber und Führer des Verzagten und Einfältigen, (so will ich jenen bezeichnen, ohne eben allemal jenen hohen Grad von Armuth des Verstandes im Sinne zu haben, den man gewöhnlich darunter versteht,) ist diesem gleichsam von der Natur zum Vormund bestellt, und hat seinen Willen und sein Schicksal grossentheils in seiner Hand. Wie wird sein Egoismus nun diese Abhängigkeit des Einfältigen benuzen? Er wird es machen, wie der goldgierige Engländer, der, das Monopol des Welthandels in seinen Händen, den Preis seiner Waaren so hoch anschlägt, als es ihm gutdünkt, oder als es die Umstände erlauben. Er wird ihm seinen Rath und Beystand, ja selbst seine Friedfertigkeit, so theuer, als mög-

möglich, verkaufen. Es wird aber dabey auf seine Hauptneigungen oder Leidenschaften ankommen, von welcher Seite er sich die Abhängigkeit des Einfältigen vorzüglich zu Nuze machen werde. Ist er Liebhaber von ausgesuchten Mahlzeiten, so wird er seine Tafel; ist er habsüchtig und geizig, so wird er seinen Geldbeutel in Anspruch nehmen; ist er ein Freund vom geselligen Vergnügen, so wird er verlangen, dass sein Mündel ihn recht oft mit einer muntern Gesellschaft belustige; ist er rechthaberisch, so wird er fordern, dass dieser ihm nie widerspreche, und hat er Launen, dass er sich immer willig in dieselben füge; ist er hoffärtig und stolz, so wird er begehren, dass sein armer Klient ihm ewig den Hof mache, ihn stets umräuchere, ihm ohne Unterlass von seinen hohen Einsichten, von seinen seltnen Talenten und Vorzügen die Ohren kizle, und ihm vor jedermann den Vorzug gebe; ist er herrschsüchtig, so wird er sich in alle seine Angelegenheiten mischen, und es höchst übel empfinden, wenn er irgend etwas ohne seinen weisen Rath, oder ohne sein Mitwissen unternimmt. Hat das Schicksal dem Einfältigen keine Reichthümer gegeben, womit er die Forderungen seines egoistischen Führers befriedigen kann, so wird sich dieser an jenes natürliche Kräfte halten, und diese bey jeder Gelegenheit zu seinem Dienst aufbieten. Mit einem Worte, er wird über ihn die drückendste Sklaverey verhängen. Wird diese nun dem Armen am Geiste zu lästig, will er wagen, sie abzuwerfen: so wird der Kluge und Tapfere ihm seinen Rath und Beystand entziehen, oder ihn durch Drohungen oder böse Ränke in Gefahr und Schrecken sezen. Wendet er sich, um diesen Uebeln zu entgehen, an den Rath und Beystand eines Dritten: so wird er nur das böse Spiel von vorn anfangen, und noch überdies, statt einem einzigen, zween Tyrannen unterthänig werden.

den. *Incidit in Scyllam, dum vult vitare Charybdim.* Dieses alles ist nicht blos zwischen einzelnen Privatpersonen, und in mancherley Verbindungen, sondern, wie davon die Geschichte zum Ueberfluss Belege darbietet, zwischen ganzen Staaten der Fall; und wie mancher kleine Staat, den sein Schicksal in die Mitte zweyer grössern sezte, weis nicht davon die kläglichsten Litaneyen zu singen?

Kann der Kluge aber nicht im offnen Felde zum Ziele kommen, vielleicht weil der Einfältige doch nicht gar zu einfältig ist, oder weil er in vielen Fällen doch auch seinen Willen hat, oder weil seine Reichthümer, sein Stand, seine Verbindungen mit mächtigen Gönnern, oder andere Ursachen, ihm von einer andern Seite ein Gegengewicht geben, oder weil es mancherley Umstände erschweren, von ihm Vortheil zu ziehen: so nimmt er seine Zuflucht zur List, und legt seine Pläne im Verborgenen an, um die Einfalt zu berücken, zu gängeln, und nach Belieben zu nüzen. Er bedient sich seines Scharfsinns, seines Wizes, seiner Beredtsamkeit, um das Auge des Einfältigen zu blenden, ihm zu verbergen oder auszureden, was er nicht wissen soll, und ihn für seine Absichten geneigt zu machen; oder er benuzt dessen schwache Seiten, um von ihm zu erhalten, was er wünschet, oder ihn zu lenken, wohin es ihm gutdünket; oder er macht von seiner Unwissenheit Gebrauch, um ihn um sein Geld oder andere Vortheile zu betrügen.

Ueberall treibt der Egoismus des Klügern dieses betrügerische Spiel; in häuslichen und gesellschaftlichen Verbindungen; auf dem Markte und in den Schulen; in den Boutiquen gemeiner Marktschreyer, und in den Zaubersälen vornehmer Geisterseher; in den Gerichtshöfen, und in den Kabinettern der Grossen, ja! an den Oertern, wo unverfälschte Wahrheit und

Tu-

Tugend ganz vorzüglich ihren Siz haben sollen — in den Tempeln sogar.

Am auffallendsten wird das Uebergewicht des klügern und unternehmendern Mannes, und am ausgedehntesten der Wirkungskreis seines Egoismus, wo der Einfältige und Verzagte auf einem wichtigen Posten steht, oder gar die Zügel der Regierung eines ganzen, zumal eines grossen Volks in seinen Händen hält. Hier, wo es so viele und vielumfassende Kenntnisse, einen so glücklichen Verstand, einen so hohen Grad von Klugheit, und einen so entschlossenen und unternehmenden Muth erfordert, um das Schiff des Staats durch drohende Ungewitter und vor gefährlichen Klippen und Untiefen vorbey mit Vortheil zu lenken, wo es der möglichen Gefahren und Verlegenheiten von innen und von aussen so unzählige giebt, wo man bald im Verborgenen Gruben gräbt, und Minen anlegt, bald mit offner Stirn den Fehdehandschuh hinwirft, da kann der Einfältige und Verzagte der Aegide des Tapfern, und des Scharfblicks, der Kenntnisse und Weisheit des Klügern am allerwenigsten entbehren. Irgend ein schlauer Hofmann, der an Verschmiztheit der ganzen Schaar der übrigen Gunstbewerber überlegen, oder durch das Glück am meisten begünstigt, diesen allen den Rang abzulaufen wusste, ergreift nun das Ruder des Staats, stiftet nach Willkühr Kriege, um seinem Ehrgeiz oder seiner Rachsucht zu fröhnen, schliesst Verträge und Frieden, um seinen Beutel zu füllen, kränkt die Rechte der Unterthanen, um seine Herrschsucht zu befriedigen, verkauft die wichtigsten Aemter, und presst dem Bürger und Bauer den Schweiss aus dem Angesicht, um sich prächtige Schlösser zu bauen, und einen königlichen Aufwand zu machen, führt durch dieses alles vielleicht Volk und Fürsten an den fürchterlichsten Abgrund, und schläfert indessen die

Ein-

Einfalt des gebohrnen Regenten durch die Orakelsprüche seiner trügerischen Weisheit, und durch die Zaubertöne seiner lügenhaften Beredtsamkeit, sein Gewissen durch scheinbare Frömmigkeit, und seine Sinne durch die Sirenenstimme der Wollust, durch üppige Mahlzeiten, durch Opern und Maskeraden, durch das Geplärre feister Mönche, durch das kleffende Bellen der Iagdhunde, durch das mörderische Hussah der Iäger, und durch das schallende Geräusch ihrer Hüfthörner ein.

Was die vorzüglichen Kräfte des Körpers, als Stärke, Dauer, Behendigkeit und Schönheit *), betrifft, so haben dieselben in unsern Zeiten, durch die so sehr entwickelten Anlagen des Geistes, durch politische Verfassungen, u. d. gl., sehr viel von dem Uebergewichte, welches sie sonst dem Einen über den Andern geben würden, verlohren. Der Starke verliert seine Kraft, es sey um dadurch den Schwächern zu seinem Willen zu zwingen, oder sich gegen dessen Beleidigungen eigenmächtig Recht zu verschaffen, durch das Verbot der Geseze, welche die Befugniss, zu richten und zu strafen, allein den Händen der Obrigkeit anvertrauen; und was jener sonst durch die Dauer und Kraft seines Körpers vermag, das kann dieser gewöhnlich weit schneller und besser durch seinen Verstand ausrichten. Nur in den wenigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens geben vorzügliche Anlagen des Körpers einen entscheidenden Vorzug, wie z. B. beym Ackerbau, bey gewissen gemeinen Handarbeiten u. d. gl. Aber

*) Die Schönheit ist zwar keine Kraft im eigentlichen Sinne des Worts; aber sie wird es durch die subjektive Beschaffenheit der Menschen, von ihr gerührt zu werden. Dieses vorläufig zu meiner Rechtfertigung, dass ich sie unter die Zahl der Kräfte seze.

Aber nicht zu gedenken, dass doch auch bey diesen in vielen Rücksichten der Verstand das Uebergewicht behauptet: so gehören auch die meisten dieser Verrichtungen solchen Menschen an, die gegen die Uebrigen in vieler anderer Hinsicht ohnedies so sehr im Nachtheil stehen, dass sie von dem Uebergewicht ihrer Körperkräfte nur einen geringen, oder keinen Vortheil ziehen können. Ich gehe ihnen deshalb für jezt vorüber, und verweile nur bey einem einzigen körperlichen Vorzuge einen Augenblick. Dieser ist die Schönheit.

Die Schönheit ist das einzige Kapital des Körpers, welches, wenn die Fonds des Geistes, durch Entwickelung und Bildung, zu steigen anfangen, keine Verminderung, sondern vielmehr einen beträchtlichen Zuwachs an Interessen erfährt. Nichts wirkt mächtiger auf das menschliche Herz, als die Schönheit des menschlichen Körpers. Zwey der mächtigsten Triebe vereinigen sich, um ihr die unbeschränkteste und dauerhafteste Herrschaft zu sichern — der Geschlechtstrieb, und das Gefühl und der Trieb nach Schönheit. Wenn sie vermittelst des erstern schon das Herz des rohesten Barbaren schmelzet, so fesselt sie durch die Verbindung des leztern mit dem erstern den verfeinerten Griechen mit unauflöslichen Banden. Wer vermöchte der Allgewalt des kleinen beflügelten Gottes zu widerstehen, wenn selbst seine Schwestern, die Grazien, mit ihm in ein Bündniss treten? Ihr huldigt alles, was ein menschliches Angesicht, und ein fühlendes Herz im Busen trägt. Vor ihr wird das Niedrige gross, und das Erhabene senkt sich zur Niedrigkeit herab; vergisst der Feige die Furcht, und sinket dem Helden sein Muth. Wenn ein Alcibiades auf dem Schlachtfelde mit unbezwinglicher Tapferkeit und Geisteskraft in die feindlichen Schaaren

ren dringt *), oder mit seiner hinreissenden Beredtsamkeit des Volkes Willen nach seiner Willkühr lenkt **): so schmiegt er sich dagegen, gleich dem feigsten Sklaven, zu den Füssen einer reizenden Danae; und ein Antonius vergisst Scepter und Schlachten an dem Busen einer Kleopatra. Der schwankende Greis wie der feurige Iüngling, der Mann mit dem Hirtenstabe oder im Bettlerkittel wie der Mann im Purpurgewande, der Weise wie der Thor erkennt die Gewalt der Schönheit, und Diogen in seiner zwey Ellen weiten Behausung kann so wenig, als Aristipp in seinen vergoldeten Zimmern ihre Macht verleugnen; ja! könnten die stillen Mauern der einsamen Klöster reden, welche Dinge würden wir selbst von diesen zum Beweise dieser Wahrheit hören! Ein Mann, der mit furchtbarer Gewalt die halbe Welt beherrscht, wird doch nicht selten selbst wieder durch die Schönheit eines schwachen Weibes beherrscht. Doch! die weitere Ausführung dieses ergiebigen Thema's wollen wir den Dichtern überlassen. Was ich davon angeführt habe, reicht hin, um beweislich zu machen, wie gross das Uebergewicht sey, welches die Schönheit des Körpers dem einen Menschen über den andern gewährt.

Wie sehr aber die, welche sich im Vortheil dieses Uebergewichts befinden, dasselbe zu Gunsten ihres Egoismus zu benuzen sich angelegen seyn lassen, davon liefert die Erfahrung eben so viele Beweise, als von der Gewalt der Schönheit selbst, welche es hervorbringt. Ich will hier nicht von jenen gemeinen Buhl-

 dirnen

*) *Imperator fuit summus mari et terra. Corn. Nep. Alc. c. 1.*

**) *Tanta erat commendatio oris atque orationis, ut nemo ei dicendo posset resistere. Corn.* am angeführten Orte.

dirnen reden, die, wie der Krämer seine Waare, ihre Reize und Tugend für jeden Liebhaber feil haben, und zur Fortsezung ihres müssigen und lüderlichen Lebens, oder zur Befriedigung ihrer Habsucht, in so manchem hoffnungsvollen Iüngling die Kraft seiner Iugend, die Blüthe der Gesundheit, die Aussicht auf ein glückliches Leben, und den Keim zu edlen Thaten töden, und so manchen andern Wollüstling um einen grossen Theil seines Vermögens bringen. Es giebt unter ihnen der Phrynen, der Ninon Lenclos nur wenige, die mit den äussern Vorzügen der Gestalt zugleich Klugheit und Feinheit der Verstandes genug verbinden, um Männer auf die Dauer in ihren Nezen festzuhalten, und, indem sie selbst durch kluge Sparsamkeit in ihren Gunstbezeugungen für die Erhaltung ihrer Gesundheit Sorge tragen, nach Gefallen über das Herz, über den Willen und das Vermögen ihrer Liebhaber zu gebieten; die meisten, so viel Böses sie auch stiften, sind doch selbst nur beklagenswürdige Opfer des Elends und der niedrigsten Lüste, die ihre kurze Laufbahn gewöhnlich in Lazarethen unter den Instrumenten der Wundärzte enden.

Ich will auch nicht von jenen eroberungssüchtigen Schönen reden, die, ohne selbst für wahre Liebe empfänglich zu seyn, von ihrer Eitelkeit getrieben, überall nur darauf ausgehen, die Herzen der Männer zu bestricken, und, wär' es möglich, das ganze männliche Geschlecht an ihren Triumphwagen zu spannen. Fängt sich dann in ihrem Nez ein unerfahrner Knabe: so treiben sie mit seiner unseligen Leidenschaft ihr Spiel, quälen ihn durch ihre Kälte, martern ihn durch ihren Eigensinn, beunruhigen ihn durch ihre Unbeständigkeit, und gebrauchen ihn nach Gutbefinden zum Werkzeug ihrer Absichten. Aber ihr Plan ist schlecht berechnet, und die Liebe ahndet gewöhnlich

lich sehr bitter den Muthwillen, welchen sie mit ihr trieben. Die Männer, wenn sie sie erst ausgekannt haben, vergelten ihre Flatterhaftigkeit mit Leichtsinn, und ihre Eitelkeit mit Gleichgiltigkeit, und wenn dann einmal in ihren Herzen eine wahre Liebe erwacht, oder wenn ihre schwindenden Reize die Kraft verlieren, den flüchtigen Weihrauch eines Gecken zu gewinnen, dann ist Kälte und Verachtung von Seiten der Männer, und Verdruss und vergebliche Reue von ihrer eigenen ihr Lohn.

Ich will hier nur derjenigen Schönheit gedenken, die, ohne mit ihren Reizen einen allgemeinen Handel zu treiben, und ohne damit auf flüchtige und eitle Eroberungen auszugehen, nach einem weit besser berechneten Plane einen viel wesentlicheren Vortheil daraus zu ziehen verstehen. Wie mancher unter diesen diente nicht der schöne Umriss ihres Gesichts, ihr schmachtendes oder feuriges Auge, ihre lieblich geformte Nase, ihr kleiner rother Mund mit seinem verführerischen Lächeln, ihr langes wallendes Haar, ihr voller, zur rechten Zeit steigender oder fallender Busen, das blendende Weiss ihrer Haut mit dem zarten Roth der Rose vermischt, ihr schlanker Wuchs, der symmetrische Bau, das leichte, grazienhafte Spiel ihrer Glieder, oder auch nur eines und das andere von allen diesen schönen Dingen zur magischen Leiter, um darauf aus Armuth und Niedrigkeit zu Glanz und Ueberfluss empor zu steigen? Sie fesselte durch diese weiblichen Zauberkräfte das Herz irgend eines reichen und angesehenen Iünglings oder Mannes, und dieser, wie durch eine unsichtbare Macht an sie gekettet, nur glücklich in ihrem Besiz, verachtete Reichthum und Stand, verstopfte sein Ohr gegen den Rath, gegen die Bitten und Drohungen seiner Eltern, Verwandten und Freunde, verhüllte sein Auge für die vielversprechenden Aussich-

ten der Zukunft, und theilte mit ihr Nahmen, Güter und Leben. Die Königin seines Herzens wurde auch die Königin seiner Güter, die Beherrscherin seines Willens und seines ganzen Schicksals. Es ist, wie die Erfahrung lehrt, keine kleine Aufgabe für den Mann, der sich, durch ihre Reize besiegt, einmal der Herrschaft seines Weibes unterwarf, sich derselben, wenn endlich seine Leidenschaft erkaltet, und seine geöffneten Augen statt der Rosenketten eiserne Fesseln erblicken, wieder zu entziehen; und man weis, wie fest die zarten Hände des Weibes die Zügel des Hausregiments, sey es durch die Waffen der Zwietracht, womit sie, wenn nicht alles sich ihrem Willen oder ihren Grillen fügt, den goldnen Hausfrieden zu verscheuchen versteht, oder sey es durch die feine Politik ihrer eigenthümlichen weiblichen Verschlagenheit, nicht selten zu halten vermögen. Es ist nicht minder bekannt, wie oft eine Maintenon, eine Pompadour, um nur diese zu nennen, durch die Kraft ihrer Schönheit, womit sie über das Herz eines Gewaltigen gebot, das Wohl und Weh vieler Menschen, ja ganzer Völker in ihren Händen hatte, und darüber nach den Eingebungen ihrer Neigungen entschied; und ich kann zur Bestätigung dieser Wahrheit, und zum Beweise, wie sehr die Schönheit des Körpers dem Manne sowohl, als dem Weibe oft dazu dient, andere Menschen zu Werkzeugen seiner Begierden und Leidenschaften zu machen, dem Leser keinen reichhaltigern Kommentar zuweisen, als das Leben des Marschalls von Richelieu.

In Ansehung des Unterschieds der Iahre, und der übrigen oben angezeigten Verhältnisse, in welchen man ein Uebergewicht über Andere erhält, liesse sich zwar manche, theils schon gemachte, theils nicht gemachte Bemerkung beybringen. Aber weil der Egoismus sich doch der Hauptsache nach überall gleichbleibt,

bleibt, und ein jeder das Verfahren desselben nach dem bereits Gesagten leicht selbst beurtheilen kann: so sey es mir, der Kürze wegen, genug, hier blos darauf hingedeutet zu haben. Nur das Verhältniss der Herrschaften gegen die Dienstbothen mag einer besondern kurzen Beleuchtung unterworfen werden, theils weil sich in demselben der Egoismus in seinem schönsten Lichte zeigt, theils weil die gemeine Denkungsart über diesen Punkt der meisten Berichtigung bedarf. Ich sage: das Bestreben, unserm eigenen Genusse den höchsten Grad und Umfang zu geben, Andern nur in so weit Genuss zu verstatten, als der unsrige dabey nicht leidet, und diesen auf Kosten der Andern so viel möglich zu befördern, mit einem Worte, nur uns selbst zu leben, und Andere als Werkzeuge zu gebrauchen, das zeigt sich, im Privatleben wenigstens, nirgends auffallender, als in dem Verhältniss der Herrschaften gegen die Dienstbothen, zumal gegen die geringere Klasse derselben. Diese Armen sind durch ihr Schicksal verurtheilt, um das Leben zu fristen, ihren Willen, ihre Zeit, ihre Kräfte der Willkühr ihrer vom Glücke begünstigteren Nebenmenschen zu überlassen. Es entsteht also hier, den Zustand der eigentlichen Sklaverey ausgenommen, beynah der höchste Grad von Abhängigkeit auf Seiten der Dienenden, und auf Seiten der Herrschenden beynah die ausgedehnteste Freyheit, sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen. Welchen Gebrauch pflegen nun die leztern von ihrem Uebergewichte über die erstern zu machen? Genau den, welchen sie von der Gewalt über ihre Lastthiere machen. So wie diese ihre gesammten Kräfte und Zeit dem Nuzen, der Bequemlichkeit, und dem Willen ihrer Besizer zu opfern, und, im Fall diese grausam oder allzu eigennüzig sind, ihre Kräfte oft sogar über ihr Vermögen anzustrengen verdammt

 sind:

sind: so sind auch die Dienstbothen genöthigt, alle ihre Kräfte und jeden Moment ihres Lebens für den Dienst, für die Bequemlichkeit und die Willkühr ihrer Gebieter zu verwenden, so müssen auch sie oft den lezten Rest ihrer Kräfte zusammenraffen, um den Wink ihrer hartherzigen Herren zu vollziehen. Sie sind fast keines Augenblickes Herr, es sey, um ihn nach Belieben zu ihrem eigenen Nuzen, oder zu ihrem Vergnügen, oder auch zu ihrer Vervollkommnung anzuwenden. Sie scheinen nur da zu seyn, um den Wünschen, dem Eigennuz, der Weichlichkeit, dem Luxus, den Thorheiten und Leidenschaften ihrer Herrschaften zu fröhnen.

Und was wird ihnen für diese grosse und harte Aufopferung ihrer Freyheit, ihrer Zeit, ihrer Kräfte? Sucht man sie ihnen vielleicht durch angemessene Belohnungen zu vergelten? Ist man etwa bedacht, ihnen die drückende, lästige Mühe, der sie sich zu unserm Vortheil unterziehen müssen, durch fröhliche Stunden zu versüssen? Uebernimmt man vielleicht die Sorge, da ihnen um unsertwillen von Zeit und Kräften wenig oder gar nichts übrig bleibt, um es auf die Mittel für eine bessere Zukunft, oder auf die Ausbildung ihrer menschlichen Natur zu verwenden, ihnen selbst zur Erlangung dieser Zwecke behülflich zu seyn? Oder unterzieht man sich etwa der Pflicht, wenn sie einen beträchtlichen Theil ihres Lebens unsrer Bequemlichkeit und unserm Eigennuz gewidmet, ihnen Stifter eines unabhängigeren und glücklicheren Daseyns, oder Versorger ihres Alters zu ssyn? O weit gefehlt! Die alles sind nichts, als schöne Träume, die nur die Einbildungskraft eines gutherzigen Schwärmers in seiner Ideenwelt zu realisiren vermag! Man reicht ihnen kaum so viel, als nöthig ist, um für den Augenblick und zur höchsten Nothdurft ihre Blösse zu decken,

und

und ihren Hunger zu stillen, und trachtet, im Fall die sogenannte Herrschaft von dem Dämon des Geizes besessen wird, ihnen selbst dieses Wenige auf jede mögliche Weise zu schmälern. Ob auch sie ihres Lebens froh werden, ob einige Sonnenblicke der Freude auch ihres Lebens mühevollen Pfad erhellen, ob auch sie dem Ziele menschlicher Vollkommenheit um einige Schritte näher rücken, oder in die Ferne der Zukunft eine tröstende Aussicht gewinnen — das alles kümmert die Herrschaft so wenig, dass sie ihnen nicht selten sogar in der dringendsten Noth, in Krankheit und Leiden, wovon sie vielleicht selbst die mittelbare oder unmittelbare Ursache ist, ihren Beystand und ihre Hülfe versagt. Man kennt in Ansehung ihrer keine andere Rücksicht, als von ihnen des Nuzens so viel, als möglich, zu ziehen, und ihnen dagegen der Vortheile so wenig, als möglich, zu gewähren. Haben sie uns dann genug gedient, oder machen Krankheiten oder andere Zufälle sie untüchtig, uns fernerhin den vollen Tribut ihrer Kräfte zu zollen, dann entfernen wir sie, und stellen es dem Gutbefinden des Zufalls anheim, ihrem Elende abzuhelfen, oder sie gänzlich zu Grunde zu richten.

Doch was den Zustand dieser armen Verlassenen dem Zustande der Mitgenossen ihres Schicksals, dem Zustande der Lastthiere, noch ähnlicher, aber zugleich noch unerträglicher macht, das ist die tiefe Verachtung, die man sich gegen sie erlaubt. Man betrachtet sie, und dies immer um so mehr, je mehr man sich durch Stand und bürgerlichen Rang erhaben dünkt, nicht anders, als Wesen niederer Gattung, denen man keine Rücksicht, keine Achtung, keine Artigkeit, keine Gefälligkeit, keine Schonung schuldig sey. Man spricht mit ihnen nur im gebieterischen Tone, oder doch mit sehr nachlässigen Mienen und Worten. Sie

müssen stumm da stehen, wenn man ihnen nicht gebietet, zu reden, dürfen sich beym Verbrechen des Hochverraths nicht beygehen lassen, das Daseyn ihres vernünftigen Geistes, und die natürlichen Gefühle ihres Herzens, durch Worte und Bewegungen vor ihren Gebietern bemerkbar werden zu lassen; sich aber mit ihnen zu unterhalten, an ihren Umständen, Wünschen, Freuden und Leiden freundschaftlichen Antheil zu nehmen, oder ihnen gar, wo es nicht der Klugheit widerstreitet, durch Mittheilung der unsrigen unser Zutrauen, unsre Achtung und Freundschaft zu bezeigen, und auf diesen Fuss sogar vor den Augen der Welt mit ihnen umzugehen, dadurch würde man sich aufs tiefste zu entehren wähnen. Lässt man sich aber ja unter vier Augen hin und wieder auf diese Art zu ihnen herab: so geschieht es gewiss höchst selten aus ächter Gerechtigkeitsliebe, aus Anerkennung und Achtung ihrer Menschenwürde, sondern höchstens aus einer augenblicklichen Vergessenheit unsrer eingebildeten Erhabenheit, und aus der vorübergehenden Regung eines natürlichen Wohlwollens, am meisten aber aus verborgenen Absichten, um uns ihrer Mitwirkung zur Erreichung irgend eines geheimen Zweckes zu bedienen, oder aus allerley andern nicht bessern Bewegungsgründen. Man fordert, dass sie auf alle unsere Winke achten, sich für unser Wohl, für unsere Leiden und Freuden, als wären es ihre eigenen, interessiren, dass sie unsre Freunde lieben, und unsre Feinde hassen, unsern Thorheiten schmeicheln, unsrer Weichlichkeit und unsern verzärtelten Gefühlen stets ein sanftes Polster unterlegen, und alle unsre Unarten und Launen ohne eine verdriessliche Miene ertragen sollen, ohne es uns einfallen zu lassen, ihnen alles dieses auch nur im Geringsten zu erwiedern, ja das unbedeutendste, eingebildete

oder gegründete Versehen, das sie sich zu Schulden kommen lassen, erregt unsern Zorn, und zieht ihnen Strafreden, oder Schimpfworte, oder gar thätliche Mishandlungen zu, ohne dass sie diese Grausamkeiten auch nur übel empfinden, und ihr empörtes Menschengefühl durch Gebehrden oder Worte äussern dürfen, wofern sie sich nicht der ganzen Wirkung unsrer ausgelassenen Rache Preis geben wollen.

Dass man sich ihrer, bey allen diesen schon selbst so strafwürdigen Demüthigungen, auch gewöhnlich noch dazu bedient, um mit ihnen, wie mit seinen Pferden, Karossen, Kleidern, Meublen, und andern Gegenständen der Eitelkeit, vor den Augen des hohen und niedern Pöbels zu prahlen, dieses schändlichen Misbrauchs unsrer Nebenmenschen, wodurch wir, indem wir uns zu erheben gedenken, unsre eigene Menschenwürde selbst in die Klasse lebloser Dinge herabsezen, deren ganzer Werth in dem Gebrauch besteht, welchen wir von ihnen machen, will ich gar nicht erwähnen.

Und womit kann man wohl alle diese Ungerechtigkeiten entschuldigen? Womit kann man zuerst die so äusserst geringe Vergeltung ihrer Dienste rechtfertigen? Will man die Geringfügigkeit dieser Dienste vorschüzen: so bitte ich, zu bedenken, ob es wohl eine grössere Aufopferung geben kann, als die ist, das Theuerste, was der Mensch besizt, seine Freyheit, seine gesammte Zeit und Kräfte, und damit zugleich den kostbarsten Genuss des Lebens, besonders während der schönsten Epoche desselben, der Disposition Anderer zu überlassen? Ich bitte besonders die Wohlhabenden und Reichen, zu erwägen, ob sie wohl die tausendfältigen Vortheile, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, die sie lediglich den Bemühungen ihrer Dienstbothen verdanken,

mit

mit den zehn, zwanzig, oder auch mehrern armseligen Thalern, mit der geringen, oft dürftigen, oft ausgesucht schlechten Kost und einigen andern kleinen Vortheilen, die sie ihnen gewähren, zu bezahlen vermögen? Und wenn sie das Misverhältniss noch nicht wahrnehmen können: so ersuche ich sie, zu überlegen, welchen Genuss sie von ihrem Wohlstande, von allen ihren Gütern ziehen könnten, wenn sie genöthigt wären, allen den wichtigern oder unbedeutenden Verrichtungen, die ihre Dienstbothen zur Beförderung ihres Nuzens, oder zur Besorgung ihrer Bequemlichkeit übernehmen, sich selbst zu unterziehen, und ob es also nicht diese Personen sind, durch deren Thätigkeit ihre Reichthümer und Güter erst Reichthümer und Güter für sie werden, d. i. durch welche sie erst in den Stand gesezt werden, die Vortheile und Annehmlichkeiten derselben zu geniessen.

Will man ferner zu seiner Vertheidigung sagen: „Was wir den Dienstbothen geben, beruht auf einem Vertrag, den sie nach ihrer Willkühr mit uns schlossen; kommen wir diesem nach, wer will uns zu Mehrerem verpflichten?“ so ist dies eine Ausflucht, die zwar vor den bürgerlichen Gerichten, aber wahrlich nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Menschlichkeit die Prüfung aushält. Was bestimmt denn jene Unglücklichen, einen solchen Vertrag einzugehen? Gewiss nicht ihre Neigung, ihre freye Wahl. Der härteste Druck der Armuth und Noth, die ihnen allein gelassene fürchterliche Wahl zwischen Dienen, Betteln, Stehlen, oder Hungertod ist es, was sie zwingt, einen Schritt zu thun, vor welchem sich ihr Gefühl empört. Und man könnte sich einbilden, alles gethan zu haben, was Pflicht und Gewissen, was Menschlichkeit und Vernunft von einem Menschen fordern, wenn man die Verbindlichkeiten erfüllt, welche

ein

ein unter solchen Umständen geschlossener Vertrag uns auferlegt?

Wodurch kann man **zweytens** jene empörende Verachtung vertheidigen, womit man diese hülflose Menschenklasse so ganz zu Boden drückt? Haben denn die Dienenden, indem sie Euch gegen einen nothdürftigen Unterhalt ihre Zeit und Kräfte verdungen, etwa auch ihre Menschheit ausgezogen, oder ihre unveräusserlichen Menschenrechte Euch vielleicht als Zulage obenein gegeben? Welch ein ungeheurer Wahn, um mich keines härtern Ausdrucks zu bedienen, zu glauben, dass man der Achtung, Schonung, Gefälligkeit, u. s. w., Pflichten, die Menschen gegen Menschen unter allen Umständen zu beobachten haben, gerade dadurch in Ansehung gewisser Menschen entbunden werden könne, dass sie sich unserm Dienste widmen, und uns dadurch sogar mehr noch, als Andere, verpflichten! Nein, meine Leser, alles, was wir von unsern Dienstbothen zu fordern, oder uns in Rücksicht ihrer zu erlauben haben, ist, dass sie uns die versprochenen Dienste treulich leisten, so wie auch sie mit demselben Rechte dieselben Forderungen an uns haben. Ueber diese Grenze hinaus reichen durchaus unsre Befugnisse nicht. So wenig wir durch jenen Vertrag auf die uns schuldige Achtung Verzicht leisten, so wenig auch sie; und wir haben nicht um den geringsten Grad, mehr Recht von ihnen Achtung und Rücksichten zu heischen, als sie von uns. Sie sind uns lediglich in Betreff des Gebrauchs ihrer Zeit und Kräfte verpflichtet; in allem Uebrigen sind sie von uns so unabhängig, als wir von ihnen, sind uns um nichts weniger, als was uns alle andere, mit uns nicht in solchen Verhältnissen stehende Menschen sind, und so wenig wir uns gegen diese Verachtung, Inhumanität, und schimpfliche Mishandlungen erlauben dürfen, gerade

rade so wenig sind wir auch dazu gegen unsre Dienstbothen berechtigt. Wir dürfen und müssen, was sie uns zu leisten schuldig sind, ohne Zurückhaltung von ihnen fordern, aber wir müssen dieses eben sowohl durch den Ausdruck der Achtung, in Mienen, Ton der Stimme und Worten thun, und müssen unser ganzes Betragen gegen sie eben so schonend, gefällig und, nach Umständen, freundschaftlich einrichten, als wir alles dieses von ihrer Seite verlangen.

Man sage mir dagegen nichts von Schwärmerey, von überspannten Ideen, von Unordnung und Verwirrung, die daraus entstehen könnte. Schwache Köpfe, und Leute von schlechtem Willen haben stets den Stempel der Schwärmerey bey der Hand, um alles, was nicht über den Leisten der Mode, oder in die Formen ihrer moralischen Trägheit passt, der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Aber Vernunft und Recht gehen weit über blinde Mode, Konvenienz und Willkühr; und eben so kann auch nichts unordentlich seyn, was recht, und nichts mehr der Ordnung widerstreiten, als was unrecht ist. Um sich keiner Ungerechtigkeit gegen die Dienstbothen schuldig zu machen, ist man ja nicht genöthigt, den Schwäzern unter denselben seine Geheimnisse zu vertrauen, mit den Thoren Freundschaftsbündnisse zu errichten, und mit den Ungeschliffenen und Groben Cerimonien zu machen. Wer sich, um seinem sogenannten Gesinde die gebührende Achtung zu erweisen, der Gefahr aussezt, der Gegenstand ihres Spottes, ihres Muthwillens, ihrer Grobheit u. s. w. zu werden, der ist in der That auf einem ihn sehr übel kleidenden Posten, und sollte billig noch unter der Vormundschaft seiner Amme stehen. Aber auch bey weitem nicht alle Dienstbothen sind so roh von Gefühl, so schlecht von Charakter, und so arm an Geist, dass die Ausflucht, sie darum verächt-

lich

lich behandeln, oder sogar mishandeln zu müssen, auch nur den geringsten Schein haben könnte. Manche unter ihnen sind gerade um dieser Eigenschaften, um ihres Edelmuths, um ihres guten Verstandes, und um ihres zarten Gefühls der grössten Achtung und der innigsten Freundschaft werth. Ia! wenn ihr den äussern Firnis der konventionellen Sitten, dessen Werth ohnehin von sehr geringem Belange ist, abrechnet, so dürfte wohl, was den wahren Gehalt an Verstand und Charakter, besonders aber an dem leztern betrifft, zwischen Herrschaften und Dienstbothen, im Ganzen ein ziemlich geringer Unterschied seyn. Wenigstens kann man dieses als einen unleugbaren Erfahrungssaz behaupten: dass mancher Bediente, mancher Reitknecht dem Titel, dem Bande, dem Posten, mit und auf welchem sein Herr sich brüstet, unendlich mehr Ehre machen, und dass dieser hingegen im Stall und in der Bedientenstube weit besser an seinem Plaze seyn würde, als es umgekehrt der Fall zu seyn pflegt. Wie, wenn nun der Bediente, der Reitknecht, um der schlechten persönlichen Eigenschaften seines Herrn willen, diesen auf denselben verächtlichen Fuss behandeln wollte, auf welchen der Herr ihn behandelt? Wenigstens würde er kein grösseres Unrecht thun.

Auf irgend ein eigentliches Recht also gründet sich das gewöhnliche drückende und schimpfliche Verfahren der Herrschaften gegen die Dienstbothen nicht. Was bleibt also wohl als Ursache übrig? Offenbar nichts anders, als der strafwürdigste Egoismus. Man macht sich ihre unglücklichen Umstände zu Nuze, um von ihren Kräften den möglichst grossen Gewinn gegen die möglichst geringe Vergeltung zu ziehen; und man lässt seinen Leidenschaften, seinem Stolz, seinen Thorheiten, Launen, u. s. w., in Ansehung ihrer freye Gewalt, weil sie zu ohnmächtig, zu unglücklich, zu

hülfs-

hülfsbedürftig sind, um sich dagegen retten zu können.

Man hat sich in unsern Zeiten öfters, sogar öffentlich beklagt, dass die Forderungen der Dienstbothen so sehr zu steigen anfangen, dass sie Rücksichten verlangen, die man für sie zu nehmen gar nicht gewohnt ist. Man hat angefragt, wie diesem Uebel abzuhelfen sey? Man schreyt über die Aufklärung, als die vornehmste Ursache desselben, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, dass man die Geringen und Armen in der tiefsten Unwissenheit erhalten müsse, um desto gemächlicher und willkührlicher ihnen die Haut über die Ohren ziehen zu können; ein System, welches auch im Grossen der wichtigste Grund zu den ungeheuersten Anstrengungen zu seyn scheint. — — Kann man einen deutlichern und auffallendern Beweis für die allgemeine Herrschaft des Egoismus verlangen?

Es giebt zwar hin und wieder ruhmwürdige Ausnahmen von der allgemeinen Regel, es giebt Herrschaften, die ihren Dienstbothen wirklich das sind, was sie ihnen seyn sollen, Vater, Beschüzer, Versorger, Freund. Aber es giebt dagegen der Ungerechtigkeiten, der schreyenden Grausamkeiten in diesem Punkte gar zu viele, die man blos deswegen oft nicht bemerkt, oder doch einer geringen Aufmerksamkeit würdigt, weil die Gewohnheit uns blind, und der Eigennuz taub dafür macht, und weil die Leidenden theils gleichfalls aus Gewohnheit, theils aus Gefühllosigkeit, theils aus Furcht und Hoffnungslosigkeit dagegen laut zu werden unterlassen.

Uebrigens ist der Druck der Reichen gegen die Armen, der Vornehmen gegen die Geringen, der Mächtigen gegen die Schwachen überhaupt und im Ganzen einleuchtend genug, um die Wirksamkeit und Herrschaft des Egoismus in dem Falle zu beweisen, wenn der

der Mensch sich gegen Andere im Uebergewicht befindet.

Der zweyte allgemeine Gesichtspunkt, unter welchen wir den Egoismus zu stellen uns vorgenommen haben, ist der: Wenn der Mensch an Kräften Andern nachsteht. Einige allgemeine Fingerzeige werden hinreichend seyn, um ihn von dieser Seite hervorzuheben.

Zuvörderst ist zu bemerken, dass ein Mensch, indem er einem andern an gewissen Vorzügen oder Kräften, z. B. an Macht, Reichthum u. s. w. nachsteht, ihm wieder durch andere Kräfte, als, durch Verstand, Einsichten, Geschicklichkeit u. s. f. überlegen seyn kann. Dadurch entsteht eine Art von Gleichgewicht zwischen ihren Kräften, welches gegenseitig das Schwerdt des Egoismus in der Scheide erhält. Sie schliessen deshalb gleichsam einen stillschweigenden Vertrag, einander wechselseitig zu schonen, und ihr Egoismus, der hier wenig zu erobern findet, richtet sich lieber gegen den Schwächern.

Der Fälle, in welchen ein Mensch der Schwächere seyn kann, giebt es natürlich gerade so viel, als deren, in welchen er der Stärkere ist. So wie nun der Egoismus des Stärkern seinen allgemeinen Charakter durch Stolz, Anmaasung, Uebermuth, offenbare Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit vorzüglich an den Tag zu legen pflegt, so äussert der des Schwächern den seinigen hauptsächlich durch Niederträchtigkeit, List, Betrug.

Alle ringen zuerst nach Vermögen, als dem wichtigsten Mittel, um ihre meisten und stärksten Begierden und Leidenschaften zu befriedigen; dann nach Ehre; und endlich nach Herrschaft. Der Stärkere, welcher vermöge seiner Gewalt weniger Rücksichten

zu nehmen und Andere weniger zu fürchten genöthigt ist, schlägt den bequemern Weg zur Befriedigung seines Egoismus ein, und geht gewöhnlich offen zu Werke. Er kann in vielen Fällen Zwang gebrauchen, wenn man sich nicht fügen will. Der Schwächere hingegen, der, wollte er offenbare Gewalt gebrauchen, sich an dem Panzer des Stärkern bald den Kopf zerstosen würde, legt seine Plane im Verborgenen an. Er unterwirft sich zum Schein, er fügt sich den Thorheiten, den Launen, dem Eigensinn, den Anmaasungen des Reichern, des Mächtigern, des Grössern, er schmeichelt ihm, er erhebt seine wahren, oder eingebildeten Vorzüge. Kann er in gewissen Fällen mit der Wahrheit und Redlichkeit nicht zu seinem Zwecke kommen, es sey um den Gewaltthätigkeiten des Stärkern zu entgehen, oder gewisse Vortheile von ihm zu erlangen: so legt er sich auf Betrug und Lügen; er leugnet frech, wessen er angeschuldigt wird, und sucht sich durch falsche Vorspiegelungen allerley Nuzen zu verschaffen, der ihm von Rechtswegen nicht gebühret. Selbst Verrätherey und Meuchelmord sind von den Mitteln oft nicht ausgeschlossen, deren er sich bedient, um sich vor Gefahren und Nachtheil zu schüzen, oder um seine Absichten durchzusezen.

Dies sind die krummen Wege, auf welchen so viele der nichtswürdigsten Leute sich schneller, leichter und sicherer zu Ansehn, Macht, und Ueberfluss emporzuschwingen, und sich weit fester darin zu behaupten wissen, als der gerade Biedermann mit allen seinen wohlgegründeten Vorzügen; und auf welchen sie sich gegen tausend Uebel und Gefahren in Sicherheit stellen, denen dieser ausgesezt ist. Das sind die Wege, welche unter andern ehrgeizige, hab- und herrschsüchtige Hofleute einschlagen, um sich in die Gunst ihrer Fürsten, und eigennüzige Diener, um

sich

sich in die Gunst ihrer Gebieter einzuschmeicheln. Das sind die Wege, welche die Erbschleicher und Schmarozer, und die meisten unter denen wandeln, welche eine Pfründe, eine Anstellung, ein Amt zu erhaschen suchen, zu welchem sie weder Verdienst noch Fähigkeit berechtiget. Das ist eine der vornehmsten Ursachen, warum sich der Scepter der Gewalt, und die Schäze des Pluto so oft in den Händen der feilsten Automaten befinden, und warum so oft der ehrliche verdienstvolle Mann unter dem Druck und unter der Verachtung des nichtswürdigsten Schurken seufzt.

Der dritte Gesichtspunkt ist der Zustand der Rohheit. Roh überhaupt nennt man, was noch durch keine Kunst umgebildet ist: ein rohes Holz, ein roher Stein, ein rohes Pferd. Auf gleiche Art ist ein roher Mensch, (*rudis*, ἰδιώτης,) dessen natürliche Anlagen nach irgend einigen Ideen, oder noch mehr, durch eigentlich regelmäsige und wissenschaftliche Behandlung, noch keine, oder doch noch keine beträchtliche Bildung gewonnen, oder auch, dessen natürliche Anlagen noch nicht auf einen merklichen Grad entwickelt sind.

In der sogenannten feinen und grossen Welt nennt man einen rohen Menschen, wer keine konventionellen Sitten, keine Manieren hat *). Der rohe Mensch

 ist

*) Baco von Verulam, selbst ein Mann aus der grossen Welt, aber ein wahrhaft gebildeter Mann, sagt von dieser feinen Welt: „*Politicorum turba, quorum mentes in doctrina officiorum, et in contemplatione boni universalis, non sunt institutae, et confirmatae, omnia ad se referunt; gerentes se pro centro mundi, ac si omnes lineae in se, suisque fortunis, debeant concurrere.* S. *De Augm. Scient.*

ist in der That dem gebildeten entgegengesezt, und da man hier gewöhnlich keine andere Bildung kennt, als die gedachte äussere Politur, und allenfalls einige unbedeutende künstliche Fertigkeiten, Talente genannt: so sezt man sehr natürlich die Rohheit lediglich in den Mangel dieser Eigenschaften. Aber dies ist, mit Erlaubniss, zum mindesten ein sehr einseitiger Begriff. Wer da weis, was der Ausdruck „Bildung des Menschen" in sich fasst, der weis auch, dass diese Armseligkeiten bey weitem noch nicht zureichen, um den Ehrennahmen eines gebildeten Menschen zu verdienen; der weis, dass man, was in der That nicht selten der Fall ist, ein recht feiner Weltmann, und dennoch in den wesentlichsten Stücken ein sehr roher, so wie im Gegentheil bey allem Mangel an feinen Manieren der grossen Welt, der Hauptsache nach, doch ein sehr gebildeter Mensch seyn kann. Diese Kleinigkeiten sind nichts, als höchstens eine verschönernde Zugabe. Doch dies nur im Vorbeygehen *).

Die Anlagen des rohen Menschen also sind noch wenig oder gar nicht entwickelt. Die meisten, und zwar die edelsten derselben, Verstand, Urtheilskraft, theoretische und praktische Vernunft, das Gefühl und der Trieb nach Sittlichkeit, das Gefühl und der Trieb nach Schönheit, die Triebe des Wohlwollens, der Wohl-

Lib. I. Col. 12. Was er hier und im Folgenden in Betreff unsers Gegenstandes mit Beziehung auf die Sitten der Gelehrten sagt, ist sehr lesenswerth.

*) Damit man mich hierin nicht misverstehe; so bitte ich nachzusehen, was ich in der Theorie der guten Gesellschaft in Betreff dieses Punktes gesagt habe. S. p. 192. fgg.

Wohlthätigkeit, u. s. w., sind bey ihm fast so gut wie noch nicht vorhanden. Der Trieb nach Nahrung, nach Selbsterhaltung, der der Fortpflanzung, mit einem Worte, die auf die thierische Natur sich beziehenden Triebe, weil sie durch dieselbe immerfort geweckt werden, sind bey ihm beynah ausschliessend thätig, und reissen ihn um so gewaltsamer mit sich fort, weil sie durch die sanftern, und durch den Einfluss der Vernunft nicht gemildert und beschränkt werden. Er kennt daher keine Rücksichten in seinen Forderungen, und keine Schonung in seiner Rache. Unverschämtheit, Härte und Unmenschlichkeit sind darum die Hauptzüge seines Egoismus.

Ie roher die Nation, je entfernter sie ist von den Werken eines thätig gewordenen Verstandes und der Vernunft, von Kunst und Wissenschaft, und von dem rückwirkenden Einfluss derselben aufs Herz, um so auffallender und allgemeiner treten auch bey ihr jene Hauptzüge des Egoismus hervor. Ohne Scheu wälzt der Barbar alle lästige Arbeit und Mühe auf den Nacken des Schwächern, des Weibes und des wehrlosen Alters, und hält sie in einer förmlichen Knechtschaft. Ohne allen Anschein von Recht überzieht er den Nachbar mit Krieg, raubt und plündert, und quält den sich nicht unterwerfenden Feind mit Martern, die selbst die Hölle nicht grausamer auszudenken, und mit einer Schadenfreude, die selbst ein Teufel nicht weiter zu treiben vermag. Man kennt aus Reisebeschreibungen diese Unmenschlichkeiten an nicht wenigen barbarischen Völkerschaften in Asien, Afrika und Amerika, und an vielen afrikanischen Fürsten.

Ich will, um den Charakter solcher Menschen bemerkbar zu machen, und zugleich an einem Beyspiele zu zeigen, bis zu welchen Abscheulichkeiten der Egoismus den rohen Menschen führen könne,

einige Züge eines solchen afrikanischen Fürsten, des Kaysers von Fez und Marokko, Muley Ismael, aus des Iohn Windus Reise nach Mequinez ausheben, so wie ich sie eben auffinde.

S. 63. „Diejenigen, welche seit dem Antritt seiner Regierung um und bey ihm gewesen sind, erzehlten uns, dass er ohne Aufhören bauen und niederreissen, Thore in den Gebäuden zumauern, und andere einbrechen liesse. Er hat sich aber gegen obgedachte Bediente öfters verlauten lassen, dass er es blos in der Absicht thäte, um die Unterthanen beständig in der Arbeit zu halten, und dass er sein Volk wie eine Menge Razen in einem Sacke ansähe, welche sich bald durchfrässen, wo man sie nicht beständig schüttelte.

S. 65. Nach dem Tode des Muley Hamet liess er seine Grausamkeit zum erstenmale blicken. Denn als er mit seiner Armee an einen Fluss rückte, und in Ermangelung einer Brücke nicht überkommen konnte: so liess er alle seine bey sich habende Kriegsgefangene niedersäbeln, und von ihren mit Schilf-Rohr an einander geflochtenen Leichnamen eine Brücke machen, über welche er mit seinem Heere ging, und die andere Seite des Ufers erreichte.

S. 68. Die Gouverneurs von den Provinzen werden alle zwey oder drey Iahre nach Hofe berufen, um Rechnung von ihrem Haushalten abzulegen, und diese Abrechnung bestehet darin, dass sie alles dasjenige, was sie durch ihre willkührliche und tyrannische Gewalt aus dem Lande erpresst haben, dem Kayser zu Füssen legen; daher dieser Monarch fast alles Vermögen seiner Unterthanen an sich sauget, und dasselbe in seine Schazkammer legt, woselbst es hinführo Zinslos liegen bleibt, und keinem Menschen weiter zu Nuze kommt; weil der Kayser nicht einen Heller

davon

davon fahren lässt, und weder Flotten, noch Soldaten oder Baukosten *) davon bezahlet.

Wenn ein Krieg entstehet, so müssen die Alcaides **) das dazu nöthige Geld, nach der Maase ihrer aus dem Gouvernement fallenden Einkünfte, herbeyschaffen.

Die zu seinem Dienst in See gehende Schiffe werden durch den Alcaide eines jeden Hafens ausgerüstet und unterhalten. Demohngeachtet eignet er sich die Hälfte der Seebeute und alle aufgebrachte Sklaven zu, lässt sich aber einen Theil der ihm zukommenden Beute in Ansehen der Sklaven, die ihm nicht gehören, freywillig abkürzen.

Wenn die Alcaides von ihrer Bedienung abgelöst werden, so kommen sie mit Furcht und Zittern nach Hofe: denn der Kayser lässt sie ohne Gnade hinrichten, wofern er nur den geringsten Argwohn fasset, dass sie ihren eigenen Beutel bereichert haben.

Bevor sie ihm unter die Augen kommen, ziehen sie die Schuhe aus, und legen ein Sklaven-Kleid an. Sie fallen vor ihm nieder und küssen die Erde dicht an den Füssen des Pferdes. Wenn er sie nun anredet, so kriechen sie gebückt näher zu ihm, und halten das Haupt ein wenig auf eine Seite, um dasselbe ihm anzubieten, u. s. w.

*) Um diese zu erhalten, wird dem Oberbaumeister das Gouvernement, welches zwischen Mequinez und Tremezen liegt, und einen fruchtbaren Boden hat, eingeräumt. Dieser kann es dann nach Belieben aussaugen.

**) Die Staatsbedienten des Kaysers. Sie machen vier Klassen aus, die Vicekönige, die Kommandanten der Armeen, die Gouverneurs einer Stadt, und eine vierte Klasse, die Alcaides für sich selbst heissen, d. i. Titular-Alcaides.

S. 72. Sobald er des Morgens sein erstes Gebet verrichtet hat, welches vor dem Untergange des Morgensterns geschieht: so gehet er zur Besichtigung der Arbeit, welche in dem weiten Umkreise seines Pallastes an verschiedenen Orten vorgenommen wird. Hier müssen nun die armen Leute, Christen und Schwarze, ja die Bauaufseher selbst seinen Zorn kosten, da er schlägt, niedersäbelt, oder gute Worte giebt, so wie es sein verdrieslicher oder aufgeräumter Muth eben mit sich bringt.

Des Morgens um acht oder neun Uhr versammeln sich seine zitternden Hofbedienten, welche aus den Alcaides, aus den sogenannten Schwarzen, Fahl-Braunen, Weissen und seinen jüdischen Lieblingen, Memaran und Ben Hattar bestehen, und alle barfuss ankommen, auch sich beständig beugen und diesem oder jenem Verschnittenen in die Ohren flüstern, um zu erfahren, ob der Kayser — welchen kein Mensch in seinem Gemache sehen kann, ohne hinein gerufen zu werden — schon ein mahl aus dem Zimmer, und ob er aufgeräumt gewesen, als welches man aus seinen Mienen und Reden, ingleichen aus der Farbe seiner Kleider leicht abnehmen kann, auch durch die Erfahrung gelernt hat, dass er in gelben Kleidern gemeiniglich einen Mordgeist heget. Aus dergleichen Umständen nun macht ein jeder seine Rechnung, ob er noch vier und zwanzig Stunden überleben wird oder nicht.

Wenn der Kayser aus seinem Zimmer kommt, so halten sie ihm alle ihren Hals hin, sehen gebogen auf die Erde, und statten auf solche Weise ihre Demuth ab. Wenn er anfängt zu sprechen, so schwören einige bey Gott, dass dasjenige, was er saget, wahr sey; andere schreyen, sobald er ein wenig mit Reden einhält: Mein Herr, Gott verlängere und segne dein Leben! S. 74.

S. 74. Wenn er in seinem Zimmer bleibt, so lässt er dann und wann jemanden hineinrufen. Zuweilen macht er die Thür auf, und hält Musterung, da einer nach dem andern krumm und gebückt das Gemach vorbey kriechen muss.

S. 75. fgg. Wenn er reiset, so wird ein Stuhl, ein Kessel mit Wasser, und eine Haut, welche zum Tafeltuche dient, hinter ihm her geführt, und dieses sind seine Tischgeräthe. Ein Schwarzer trägt die Mittagsmahlzeit auf dem Haupte in einem grossen hölzernen oder kupfernen Gefässe hinter ihm her, und sezt es nicht eher ab, bis der Kayser zu essen verlangt. Er speiset auf eben die Art und Weise, als die Mohren thun.

Sein übriges Reisegeräthe besteht in zwo oder drey Flinten, in ein paar Säbeln und ein paar Lanzen, damit, wenn eines etwa bricht, ein anderes allemal im Vorrath bleibe. Denn es trug sich einstmahls zu, dass, wie er jemanden niedersäbelte, ihm das einzige Schwerdt, das er bey sich hatte, in den Händen zerbrach. Einige starke Kerls müssen dieses Gewehr, die Spizen in die Höhe, und einige junge Bursche kurze Stöcke von Brasilienholz, Stricke in Knoten zum Peitschen geflochten, verschiedene Kleider zur Abwechselung, wenn etwa eines blutig geworden ist, und endlich ein Beil hinter ihm her tragen.

Man erzählet mir, dass er vor einiger Zeit ein Paar Beile in einem aufgebrachten portugiesischen Schiffe gefunden, und mit demselben einem Schwarzen, der ihm nichts zuwider gethan, den Kopf abgehacket, blos um die Güte der Beile zu probiren.

S. 81. Heute küsset, umarmet und bereichert er jemanden, und morgen nimmt er ihm nach gegebenen grausamen Schlägen alles wieder ab.

Viele von seinen Bedienten tragen die Narben und Zeichen seiner Säbel, Lanzen und Stöcke im Gesichte, und der englische Capitän Norbury hat zu seiner Zeit gesehen, dass der Schwarze, welcher den Sonnenschirm über dem Kayser getragen, und ihn zuweilen nicht nach seinem Sinn gedrehet, keine gesunde Stelle im Gesichte übrig behalten hat.

Wenn er jemanden mit der Lanze das Fell gebläuet hat, so wirft er sie in die Luft, und wenn der dazu bestimmte Kerl sie nicht behende auffängt, so ist es um sein Leben gethan.

S. 82. Wenn er auf die Mohren erbittert ist, so haben die christlichen Sklaven seine Gnade, und einen fröhlichen Tag. Er redet alsdann mit ihnen, nennet sie: *Bon Cristiano!* und wünschet, dass Gott ihnen ihre Freyheit geben möge, gerade als wenn es nicht in seiner eigenen Macht stünde. Wenn er aber auf sie zornig wird, so ist seine Wuth desto heftiger. Er traf sie einstmahls in der Arbeit an, und weil sie die Ramme nicht genau auf einmal anzogen: so liess er sie alle durch seine Leibwachen von der hohen Mauer herunter stürzen, so dass die armen Leute Arme und Beine zerbrachen.

Zu einer andern Zeit liess er einen christlichen Sklaven lebendig mit einmauern, und, gleich einem Steine, in den Kalk einstampfen.

Die Mohren werden in seinem Grimm nicht besser behandelt, und lebendig verbrannt, gekreuziget, entzwey gesäget, und in Stücken geschleifet. Den gelindesten Tod empfangen sie von seinen eigenen Händen, da er sie mit einer allezeit bey sich habenden Lanze durchrennet, und ihnen den Kopf absäbelt, in welcher Henkermäsigen Arbeit er durch die lange Uebung so meisterlich zu Werke gehet, dass er niemals

mals einen Stos oder Hieb verfehlt." Auf diese Weise sind viele tausend Unschuldige durch die eigene Hand dieses Unmenschen umgekommen.

Die Diener sind gewöhnlich das Bild ihrer Herren, und was Muley Ismael im Grossen war, das waren seine Statthalter und Alcaides im Kleinen. Welches Loos dabey die Unterthanen hatten, davon will ich noch zwey Stellen aus der erwähnten Schrift hersezen. Sie dienen zugleich zum Beweise, dass, obgleich jene Unmenschlichkeiten bey dem Muley in einem besonders ausschweifenden Grade Statt hatten, sie doch auch ausser ihm bey Menschen von ähnlicher Rohheit und Gewalt nichts seltenes sind.

S. 13. „Tetuan ist sehr volkreich und hat eine gesunde Luft, aber die Einwohner sind blut-arm und in der That lauter Sklaven, weil sie nichts weiter im Vermögen haben, als was ihnen der Bassa vergönnen will. Dieser besizet in seiner Provinz eine so unumschränkte Gewalt, als ein Monarch in der Welt haben mag; das Leben und Vermögen der Unterthanen steht in seinen Händen, daher denn auch diejenigen, welche durch Fleis und Arbeit etwas erworben haben, dasselbe sorgfältig vor ihm geheim halten und sich arm stellen, weil sie wissen, dass, wenn er dahinter kommt, sie ins Gefängniss kriechen, und in der Peinigung alle ihre Habseligkeiten angeben müssen.

S. 112. Wenn ein armer Bauer mit grosser Mühe einen Pflug und ein Paar Ochsen sich angeschafft hat, so läuft er Gefahr, dass ihm dieselben durch den ersten geizigen Gonverneur genommen, und er überdies nebst den Seinigen genöthiget werden möge, das etwa habende Korn zu Bezahlung eines Tributs zu verkaufen. Daher kommts nun, dass alles Erdreich nicht weiter als ohngefähr eine oder anderthalb Meilen um jede Stadt bebauet wird. Wo man zwey oder drey

elende

elende Bauerhütten bey einander antrift, da kann man sich die Rechnung machen, dass sie einem Alcaide zugehören, und dass die armen Bauern, welche zur Beackerung der Erde in denselben wohnen, seine Sklaven sind, und wie das Vieh gehalten werden, auch zu ihrer ganzen Belohnung nichts weiter, als das kümmerliche Brod bekommen.“

Genug von diesen Abscheulichkeiten! Spuren von diesem frechen, in offenbare Grausamkeiten übergehenden Egoismus der Rohheit kann man übrigens auch noch mitten in unsern cultivirten Staaten, bey einzelnen Menschen, und in ganzen Ständen, zum Ueberflusse finden.

Es bleibt uns nun noch ein Gesichtspunkt übrig, unter welchem wir den Egoismus betrachten wollten, dieser nehmlich: wenn sich der Mensch im Zustande der Kultur befindet. Zwischen diesem und dem Zustande der Rohheit liegen, wie von selbst ins Auge fällt, eine Reihe Zwischenstufen. Ie nachdem ein Mensch auf einer sich dem einen oder dem andern dieser Zustände nähernden Stufe steht, je nachdem nimmt sein Egoismus auch dessen Farbe an. Dieses alles hier einzeln zu erörtern, würde zu weitläuftig, und auch überflüssig seyn.

Ich verstehe aber unter dem Zustande der Kultur denjenigen Zustand, in welchem alle, insbesondere aber auch die höhern und edlern, oben zum Theil genannten, Anlagen des Menschen bis zu einem beträchtlichen Grade entwickelt sind. Seine Gefühle und Begierden sind durch die Thätigkeit des Verstandes, durch Erziehung, Erfahrung und Geschmack verfeinert und veredelt. Er kennt den Unterschied zwischen grobsinnlichen, blos thierischen und geistigern Genüssen und Freuden, und schäzt und liebt die leztern. Er kennt und achtet die Regeln einer auf Erfahrung

rung und Nachdenken gegründeten Klugheit, und die ehrwürdigern Geseze der Sittlichkeit. Seine Gefühle und Triebe für Andrer Schmerz und Wohl sind rege. Er fühlt und verabscheut das Verderbliche und Erniedrigende einer ausschweifenden gröbern Sinnenlust, eines wilden Zorns und einer zügellosen Rache, so wie der Grausamkeit und Unmenschlichkeit in der Behandlung Anderer. Es genügt ihm nicht, nur rohe Begierden zu befriedigen, und alles um sich her als willenlose Sklaven zu seinen Füssen kriechen zu sehen. Ihn verlangt nach den sanftern und edlern Freuden des Umgangs, der Geselligkeit, des gemeinschaftlichen Freudengenusses, der offenherzigen Mittheilung und Theilnehmung, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe, des Wohlwollens, der Achtung. Er weis, dass er seine Absichten überhaupt nicht besser erreichen, und seine Glückseligkeit nicht sicherer begründen kann, als durch die Achtung und durch das Wohlwollen anderer Menschen. Er möchte auch gern vor sich selbst, wo möglich, als ein tadelloser Mensch erscheinen. Es entsteht also für ihn gleichsam ein doppelter Gerichtshof, vor welchem er wegen aller seiner Handlungen Rechenschaft zu geben hat: der des Urtheils Anderer, und der seiner eigenen Vernunft, oder seines Gewissens. Will er, dass Andere Zutrauen zu ihm fassen, dass sie gegen ihn offen werden, dass sie Freud und Leid mit ihm theilen, dass sie Freundschaft, Liebe, Wohlwollen, und Achtung für ihn hegen sollen: so muss er gerecht und redlich mit ihnen umgehen, so muss er sie nachsichtsvoll und liebreich behandeln, so muss er sich verdient um sie machen. Will er vor sich selbst gerechtfertigt erscheinen: so darf er nichts begehen, was gegen die Aussprüche seiner Vernunft und seines Gewissens streitet.

Auf diese Weise werden unfehlbar offenbare Ungerech-

rechtigkeiten aus seinem Betragen gegen andere Menschen verschwinden, er wird sich nicht leicht etwas zu Schulden kommen lassen, was geradezu mit dem Urtheil Anderer und seiner eigenen Vernunft im Widerspruche steht, um seinen eignen Vortheil zu befördern, oder den Anforderungen seiner Sinnlichkeit Genüge zu leisten; er wird sogar nicht selten einen Theil von den Mitteln zu seiner eigenen Glückseligkeit, von seinem eigenen Genusse, zum Besten Anderer aufopfern, um dagegen ihr Wohlwollen, und ihre Achtung einzutauschen.

Allein dabey ist es ihm immer nur um seinen eigenen Vortheil, um sein eigenes über alles geliebtes Ich zu thun. Sein Egoismus bleibt, er hat nur eine gefälligere und unschuldigere Aussenseite gewonnen. All sein Bestreben zielt nicht nur einzig auf seinen eigenen Genuss, auch das Verlangen, diesen Genuss auf Kosten Anderer zu befördern, hat noch nicht aufgehört. Um so schwerer wird es ihm, von dem seinigen etwas fahren zu lassen, und wo er dieses thut, da will er wenigstens so theuer, als möglich, verkaufen.

Dadurch geräth er in eine schlimme Verlegenheit, nehmlich: den Forderungen seines Egoismus, und auch den, demselben widersprechenden, des Urtheils Anderer und seines eigenen Gewissens genug zu thun. Wie wird er sich nun aus dieser Verlegenheit heraushelfen? Er wird eine betrügerische Maske vornehmen, um hinter derselben seinem Egoismus freyes Spiel zu verschaffen, und äusserlich doch, und vermittelst allerley Scheingründen auch vor seinem Gewissen, als ein gerechter und wohlwollender Mensch angesehen zu werden, und so ungehindert Andere zu benuzen und zu beeinträchtigen, seine Selbstsucht zu bemänteln, und für seine Dienste und Tugenden in vollem Maase verehrt und bewundert zu werden.

Heu-

Heucheley, Verstellung, und moralische Sophisterey sind daher die hervorstechendsten Charakterzüge des Egoismus der Kultur. Ein Fürst, ein Minister, der, von falscher Ruhmbegierde, oder von Ländersucht, oder von Rache getrieben, mit seiner Armee in das Gebiet eines fremden Staats einfällt, sucht die Welt, und, wo möglich, sich selbst zu überreden, dass die Behauptung seiner Rechte, und das Beste seiner Unterthanen, ihn zu diesen gewaltsamen Maasregeln nöthigen. Ein Priester, der durch die öffentliche Enthüllung der Wahrheit seine Pfründe, sein Ansehn, seinen Einfluss, oder auch seine Vorurtheile in Gefahr sieht, hüllt sich in den Mantel der Religion, um, unter dem Schein eines eifrigen Vertheidigers der Sache Gottes und des Seelenheils der Menschen, die Vernunft zu verleumden, und ihre Diener zu verfolgen. Ein Staatsmann, der seine ganze Politik und Gewalt aufbietet, um die Strahlen der Aufklärung vor dem Gebiete seines Fürsten vorbey zu leiten, und das Volk in Blindheit und Knechtschaft zu erhalten, um die Privilegien seines Standes und die Willkühr der Beherrscher vor ihrem Untergange zu sichern, sucht seine Entschuldigung in den schwachen Augen der Menge, die das helle Tageslicht der Wahrheit zu ertragen nicht im Stande seyen, in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, und in dem wahren Wohl der Staatsbürger selbst. Ein Gelehrter, der seine Lehrsäze durch die Behauptungen eines seiner Mitarbeiter im Reiche der Wissenschaften gefährdet, oder durch dessen hervorleuchtende Talente seinen eigenen Glanz verdunkelt glaubt, schüzt seine alles überwiegende Liebe zur Wahrheit, seinen brennenden Eifer für das Beste der Wissenschaften, ja! für die Kultur und die Wohlfahrt der ganzen Menschheit vor, um, von Neid und gekränktem Ehrgeiz getrieben, die ihm so gefähr-

lichen

lichen Säze, so wie die Einsichten und Verdienste seines Gegners verdächtig zu machen, und dessen forteilenden Ruhm zu hemmen, oder, wo möglich, ganz zu vernichten Ein ahnenstolzer Kavalier, der mit einem grenzenlosen Hochmuth auf alle Leute von geringerer Herkunft herabblickt, und ihren Umgang, als hätten sie nicht Quarantaine gehalten, fliehet, rechtfertigt sich durch die Nothwendigkeit des Unterschieds der Stände, und durch die vorgeblich darauf beruhenden wichtigen öffentlichen Vortheile, und bemüht sich, die bürgerliche Gleichheit als das lächerlichste und verderblichste Hirngespinnst vorzustellen. Ein geldgieriger Sachwalter, der die ungerechtesten Streithändel ungescheut zu verfechten unternimmt, wendet zu seiner Vertheidigung vor, dass die Streitlust der Menschen es so erfordere, und dass der ungerechte Process doch in irgend eines Advocaten Hände fallen müsse. Auf eine ähnliche Weise sucht sich der geldhungrige Spieler, der die Unbesonnenheit eines jungen Wollüstlings benuzt, um einen Theil seines Vermögens an sich zu ziehen, und jeder Andere, der seinen Vortheil und seine Neigungen auf Kosten Anderer zu befriedigen, und sich doch dabey in ihrer Achtung und Liebe, und vor seinem eigenen Gewissen gerechtfertigt zu erhalten sucht, von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit zu säubern.

Nimmt man seine Wohlthätigkeit, seine Freygebigkeit in Anspruch, so weis sich sein Geiz mit der Vorspiegelung seiner eigenen vielfältigen Bedürfnisse, und mit dem Druck der Umstände, der ungelegenen Forderung zu entziehen; und sucht ein Verlassener um seinen Schuz, um seine Fürsprache an, die er für vortheilhafter findet für einen vom Glücke Begünstigtern zu verwenden, so lehnt seine Unwillfährigkeit und sein Eigennuz das Gesuch mit einem angeblichen Mangel

an Einfluss, oder mit andern seichten Gründen von sich ab. Er säet nur da, wo er hoffen darf, recht reichlich zu ärnten. Daher seine Artigkeit, seine Zuvorkommenheit, seine Dienstfertigkeit, so lange er Eurer Zuneigung, oder Eurer Dienste zu irgend einer Absicht bedarf; und daher wieder seine Kälte, seine Zurückhaltung, und seine Verachtung sogar, sobald er Eurer entbehren kann. Er betrachtet Euch wie ein Paar Handschuh, die er den Winter über anzieht, und im Sommer, oder wenn sie abgetragen sind, als unnüz in den ersten Winkel wirft.

Ist er aber auch wohlthätig, freygebig, dienstfertig, eifrig sogar für die Sache der Tugend und Menschheit, ohne namentlich etwas dafür zu empfangen; theilt er einen Theil seines Vermögens unter Hülfsbedürftige aus, unterstüzt er die Verlassenen, predigt er mit Nachdruck und Feuer Tugend und Sittlichkeit, giebt er sogar sein Leben für das Wohl seines Vaterlandes in Gefahr: so dürft Ihr ja nicht glauben, dass es die Hülfsbedürftigen sind, für welche er seine Schäze öffnet, die Verlassenen, um deren Versorgung er sich Mühe giebt, die Tugend und Sittlichkeit, für welche er seine Einsichten und seine Beredtsamkeit aufbietet, und das Heil des Vaterlandes selbst, für welches er mit so vieler Selbstverleugnung sein Blut vergiest. Lasst die Welt einmal aufhören, die Wohlthätigkeit, die Dienstfertigkeit, die Talente, und die Tapferkeit zu bewundern, oder nehmt diesen Tugenden ihren anderweitigen Ersaz: und alle diese Wohlthäter, alle diese salbungsreichen Tugendprediger, alle diese Helden werden vom Schauplaz verschwinden! So lange nicht blosse, reinsittliche Grundsäze den Willen des Menschen bestimmen — und wie selten mag dieses der Fall seyn! — so lange er blos ein, sey es auch noch so verfeinertes, Kind der Natur, so lange er Egoist bleibt,

ist alles Gute, was er thut, nichts anders, als ein Handel. Es ist aber in der Natur alles Handels, der Procente so viel als möglich gewinnen zu wollen. —

Wir haben nun die unmittelbar in dem Menschen selbst, oder in der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur befindlichen Ursachen seiner Entartung, so vollständig, als die Grenzen dieses Buches es nur erlauben wollten, entwickelt, und die mancherley falschen Richtungen, die, durch sie bestimmt, seine Thätigkeit zu nehmen pflegt, gezeigt. Es wäre noch übrig, auch die zu dieser Entartung mitwirkenden ausser ihm liegenden Ursachen, und deren Einfluss auf seine Beschaffenheit zu untersuchen. Allein, da der Keim zu seiner Entartung, und zu allen falschen Richtungen seiner Natur doch jederzeit in ihm unmittelbar selbst liegt; da folglich das, was ausser ihm auf ihn wirkt, immer nur Gelegenheitsursachen sind, um diesen Keim mehr oder weniger zu entwickeln, und ihm diese oder jene, grösstentheils schon gezeigte, Richtung zu geben, und weil endlich diese äussern Ursachen zum Theil selbst schon während des Laufs der bisher angestellten Untersuchungen öfters haben berührt werden müssen: so kann ich mich füglich einer besondern Erörterung derselben, so nüzlich sie auch in andern Rücksichten seyn möchte, überheben; und ich begnüge mich daher, die vornehmsten unter ihnen nur anzugeben. Sie sind: Erstlich: Der moralische und physische Zustand der Nation überhaupt, unter welcher er sein Daseyn empfängt, und der Menschen insbesondere, in deren unmittelbare Verbindung seine Geburt ihn sezt.

Zweytens: die mehr oder weniger, auf diese oder jene Art, fehlerhafte Erziehung, welche ihm zu Theil wird.

Drit-

Drittens: Sein Umgang, seine Gesellschaft, mit welcher er den grössten Theil seines Daseyns verlebt.

Viertens endlich: seine Glücksumstände, und die mancherley Lagen, in welche er von seinem günstigen oder widerwärtigen Geschick versezt wird.

Man begreift mit leichter Mühe, dass es vorzüglich diese Umstände sind, welche bald die eine, bald die andere Neigung vornehmlich wecken und begünstigen, und ihr bald diese, bald jene Farbe geben. Man hat in unsern Zeiten sehr häufig gezeigt, was Erziehung und Gesellschaft Gutes oder Böses aus dem Menschen zu machen vermögen. Man weis auch, wie oft derselbe Mensch, der unter dem unglücklichen Zusammentreffen seiner Umstände ein verheerender verabscheuungswürdiger Räuber wurde, unter glücklichern Verhältnissen, wahrscheinlich ein grosser, bewunderter Held geworden wäre. Und welchen Einfluss die Sitten, der Grad der Kultur, und der gesammte Zustand einer Nation auf den Charakter und die ganze Beschaffenheit ihrer einzelnen Glieder haben, das beweist die Geschichte zum Ueberfluss, wenn es auch nicht schon von selbst ins Auge fiele. Selbst das Klima, und andere physikalische Verhältnisse, haben, wie bekannt, ihren Antheil an dem, was die Natur eines Menschen durch äussere Umstände zu werden pflegt.

Anmerkung.

Da ich, dem Plane dieses Buchs gemäs, den Menschen blos als Naturwesen, d. h. so weit seine Thätigkeit lediglich durch die Natur bestimmt wird, und er also durch diese ist, was er ist, oder von Seiten seiner

Sinnlichkeit, d. i. desjenigen Vermögens, vermittelst dessen sein Gemüth gewisser, von der Natur herrührender Triebfedern fähig, und dadurch zur Thätigkeit bestimmbar ist, zu betrachten, und zu zeigen hatte, welches diese Triebfedern seyen, worauf dieselben, nach der Absicht der Natur, als ihrer Urheberin, abzwecken, und wie weit sie dieses Ziel erreichen, oder wie weit, wodurch, und auf wie mancherley Art, sie es verfehlen: so wären nun, nachdem dieses in diesem Kapitel geschehen, meine Untersuchungen hierüber zu Ende. Das Resultat derselben ist folgendes: Die Natur hat die Veranstaltung getroffen, dass alles, was zur Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung des Menschen, seines Wesens — sowohl in Rücksicht auf das Individuum, als auf die Gattung — seiner Kräfte und Anlagen nach Geist und Körper erforderlich und nüzlich ist, in dem mit Vorstellungen thätigen Theile seines Wesens, d. i. in seinem Gemüthe, solche Veränderungen oder Wirkungen hervorbringe, durch welche es zur Fortsezung oder Erneuerung derselben thätig wird, und zu diesem Behuf die mit der menschlichen Natur verbundenen, dazu tauglichen Kräfte in Bewegung sezt; und dass im Gegentheil alles, was jenen Zwecken widerstreitet, entgegengesezte Veränderungen in seinem Gemüthe wirkt, und dadurch eine entgegengesezte Thätigkeit desselben verursacht. Oder, um dasselbe mit gebräuchlicheren Ausdrücken zu wiederholen: Die Natur hat dafür gesorgt, dass alles, was zur Erhaltung, Entwickelung und Vervollkommnung seines Wesens dient und nöthig ist, in dem Menschen angenehme Gefühle, und durch dieselben ein Verlangen, ein Streben, eine Begierde, sie fortzusezen, und, so oft es gefällt, zu erneuern, und deshalb die sie wirkenden Gegenstände, vermittelst seiner Kräfte, sich zuzueignen, oder mit sich zu verbinden, und dass da-

gegen

gegen alles, was von entgegengesezter Beschaffenheit ist, in ihm unangenehme Gefühle, und dadurch einen Abscheu vor denselben, ein Verlangen, ein Streben, sie, sammt ihren sie verursachenden Gegenständen, von sich getrennt zu erhalten, erwecke.

Ohne diese Triebfedern würde keine Fortdauer unsers Wesens, sowohl dem Individuo, als der Gattung nach, möglich seyn, weil ihre Wirksamkeit selbst dem Bewusstseyn derselben und unsrer Kräfte vorhergehen muss; ohne sie würde keine Thätigkeit unsrer Kräfte, noch vielweniger eine Entwickelung derselben Statt finden; ohne sie würden wir keine Stufe der Vollkommenheit erlangen. Alles, was wir Menschen sind, sowohl durch unsre eigene, als durch die vereinigte Thätigkeit anderer Menschen, und selbst, dass wir uns in dem Gebrauch unsrer Vernunft befinden, und dadurch moralische, freye Wesen sind, das ist ursprünglich das Werk dieser Triebfedern.

Alle menschliche Thätigkeit, (die mechanische, wie sich von selbst versteht, ausgenommen) und was von der Natur dadurch bezielt wird, hat also ursprünglich seine höchste bewegende Kraft in einem, durch Gefühle bestimmten, Begehren; oder dieses ist das Realprincip jener Thätigkeit; und weil dasselbe auf gewisse bestimmte Gegenstände, und zwar dauernd, von Natur gerichtet ist: so entstehen daraus Naturtriebe. Es sind ihrer eben so viel, als es bestimmte Gegenstände giebt, worauf jenes Streben von Natur ausgeht, und sie lassen sich, wie wir gethan haben, systematisch aufzählen.

Sie theilen sich, um hier noch eine kurze Uebersicht derselben zu geben, und sie zugleich dem Leser noch einmal ins Gedächtniss zurückzurufen, überhaupt in zwey Klassen: in Triebe der Einzelnheit, und in Gesellschafts-Triebe.

Iene beziehen sich theils auf die thierische, theils

theils auf die geistige Natur des Menschen. Die erstern haben eine doppelte, eine positive, und eine negative Bestimmung: sie sollen den Menschen antreiben, theils, alles dasjenige zu thun und anzuwenden, was zur Ernährung, zum Wohlseyn, zur Entwickelung und Fortpflanzung seiner animalischen Natur erforderlich ist, theils, alles dasjenige zu vermeiden und zu entfernen, was, sey es durch seine eigene Schuld, oder von aussenher, durch fremde Einwirkung, ihr verderblich werden kann. Ihr gemeinschaftliches Ziel ist unverlezte Fortdauer der animalischen Natur. Die leztern haben ebenfalls eine zwiefache, aber, fast sämmtlich, positive Bestimmung: sie sollen den Menschen erstlich zur Aufmerksamkeit auf die Objecte, oder zur Erlangung von Kenntnissen, zur Verdeutlichung, Vervollständigung, und Verbindung derselben unter einander, sie sollen ihn zweytens zur Regelmäsigkeit in seinen Handlungen, unter der Leitung der sittlichen Vernunft, zur Sittlichkeit anreizen. Ihr gemeinschaftliches Ziel ist Entwickelung und Bildung der geistigen Natur.

Die Gesellschaftstriebe sind den erstern gleichsam zur Unterstüzung zugegeben, und gehen im Allgemeinen auf ihrer aller gemeinschaftliche Zwecke zugleich. Sie sollen die ganze Gattung gleichsam zu einem einzigen Individuo verbinden, und die Menschen anreizen, wechselseitig einander eben das zu seyn, was jeder Einzelne sich selbst ist. Sie insgesammt noch einmal einzeln aufzuführen, würde überflüssig seyn, da sie der aufmerksame Leser ohnedies noch im Gedächtniss haben wird.

Wären nun alle diese Triebe zu ihren bestimmten Zwecken auf die ihnen von der Natur vorgeschriebene Weise thätig: so würden die Menschen, einzelne von ihnen unabhängige Unfälle abgerechnet, nicht nur der

läng-

längsten Dauer ihrer irdischen Natur, mit dem ihr möglichen vollkommensten Wohlseyn derselben, geniessen, sondern ihr Geist würde auch mit allen ihm erreichbaren Vorzügen und Fertigkeiten ausgeschmückt erscheinen, und ihre Handlungen würden ein schönes, mit allen Forderungen einer gebildeten Vernunft sowohl, als mit dem Geschmack übereinstimmendes Ganzes darstellen, selbst ohne dass der Mensch durch blosse, vermittelst reinsittlicher Grundsäze bestimmte Freyheit thätig wäre. Diese zweckmäsige, wohlgeordnete Thätigkeit, diese schöne Harmonie aller Triebe, Kräfte und Anlagen der menschlichen Natur ist es, worin noch neuerlich unser zu früh abgeschiedener Garve das Wesen der Tugend gesezt hat *).

Allein es ist mit diesen Trieben ein grosses, von der menschlichen Natur aber nicht zu trennendes, Inconvenienz verbunden, welches jenen herrlichen, tiefe Bewunderung erregenden Plan der Natur in vielen Stücken, und auf mancherley Weise, vereitelt.

Dasjenige nehmlich, wodurch, nach der Veranstaltung der Natur, diese Triebe, als die ersten bewegenden Ursachen aller natürlichen Thätigkeit im Menschen, allererst selbst in positive oder negative Thätigkeit gesezt werden, ist das Angenehme und Unangenehme. Wollte die Natur ihre Zwecke mit dem Menschen erreichen, wollte sie ihn immer in der dazu nöthigen Thätigkeit erhalten, und sollten folglich die ersten Triebfedern derselben immerfort selbst, und hinlänglich, beweglich seyn; so musste sie das Angenehme und Unangenehme unablässig, und mit fast unwiderstehlicher Kraft auf das Begehrungsvermögen wirken machen.

Da-

*) In seinen kurz vor seinem Tode herausgegebenen eigenen Betrachtungen über die Moralprincipien.

Dadurch erreicht sie nun zwar im Ganzen zu einem beträchtlichen Theile ihren Zweck, dass nehmlich, weil die Gegenstände, welche seine Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung zu bewirken dienen, den Menschen angenehm afficiren, er dieselben zu erhalten, und die entgegengesezten zu vermeiden strebt. Aber es liegt zugleich in dieser ihrer Einrichtung, dass sie jenen Zweck zu einem grossen Theile verfehlen muss. Denn es ist von derselben nicht zu trennen, dass der Mensch von allem Unangenehmen frey zu seyn, und lediglich das Angenehme, beständig, und in dessen höchstem Grade und Umfange zu geniessen begehrt, dass er im Begehren und Verabscheuen unmäsig wird. Daraus entspringen ihm nun eine unzählbare Menge Verirrungen und Fehler. Aus unmäsigem Abscheu vor dem seiner Natur Verderblichen, und ihm darum Unangenehmen, wird er nun z. B. furchtsam, jähzornig, rachsüchtig, grausam, niedergeschlagen, faul; und aus unmäsiger Begierde nach dem zur Erhaltung, Entwickelung, und Vervollkommnung seiner Natur Dienlichen, und ihm deshalb Angenehmen, wird er gefräsig, lüstern, neugierig, ehrgeizig, weichlich, selbstsüchtig u. s. w. Ein Trieb, zufälliger Weise durch stärkere Reize stärker bewegt, wird zur Neigung, zur Leidenschaft, wird mächtiger, als die übrigen, hindert dann deren Wirksamkeit, und stört ihr Gleichgewicht, ihre Harmonie. Der Mensch zerstört auf diese Weise seinen Körper, anstatt ihn zu erhalten; versinkt in Unwissenheit, oder verfällt in Irrthümer, anstatt zur Wahrheit und Weisheit empor zu streben; wird ein Verbrecher und Anhänger des Lasters, anstatt der Tugend zu huldigen, und verkehrt sich in einen Tyrannen, in einen Feind seiner Nebenmenschen, anstatt mit ihnen den ewigen Bund der Tugend und brüderlichen Freundschaft zu schliessen.

Dies

Dies giebt die Folge, dass, wenn der Mensch, auch nur als blosses Naturwerk betrachtet, dasjenige soll werden können, was die ursprüngliche Einrichtung desselben, als eines solchen, mit sich bringt, es nicht genug sey, dass die seine Thätigkeit erregenden Triebfedern blindlings, und nur sich selbst überlassen, wirken; sondern dass der Mensch selbst, als nach Vorstellungen, nach Urtheilen, nicht blos nach Gefühlen und Begierden, thätiges Wesen, die Zügel jener Triebfedern in seine Hände nehme, und, indem er die von der Natur ihnen vorgezeichnete Richtung genau erforscht und beobachtet, ihnen nicht gestatte, nach einer falschen Seite auszuschweifen, folglich dass er ihrer vollkommen Meister sey.

Aber abgesehen davon! Der Mensch selbst, ohne zu berücksichtigen, was die Natur aus ihm habe machen wollen, und wiefern sie die Erreichung ihres Zweckes seiner Sorge überlassen habe, thut nichts, und kann nichts thun, ohne einen Grund, ohne eine Absicht, warum er es thue. Diese Absicht kann im Allgemeinen immer nur zwiefach seyn; entweder nehmlich besteht sie darin, einem innern Verlangen nach angenehmen Gefühlen, oder einer Regel, einer Vorschrift seiner Vernunft genug zu thun. Auf der einen Seite findet sich der Mensch ohne Unterlass angetrieben, einen seinen Begierden angemessenen Zustand in sich hervorzubringen, auf der andern äussert sich in ihm eine alle seine Handlungen richtende Vernunft, die, als dasjenige Vermögen seiner Natur, welchem allein die Entscheidung über Grund oder Ungrund, über Rechtmäsigkeit oder Unrechtmäsigkeit seiner Handlungen zukommen kann, seine innigste Achtung heischet; und er kann es jeden Augenblick gewahr werden, dass er ohne jenen Zustand nicht beglückt, und ohne Uebereinstimmung seiner Gesinnungen mit dieser ihn richtenden Vernunft nicht mit

sich selbst zufrieden seyn kann. Der erstere macht seine Glückseligkeit, die leztere seine Sittlichkeit aus.

Es liegt also wohl deutlich genug am Tage, dass Sittlichkeit und Glückseligkeit diejenigen zwey Punkte sind, nach welchen hin alle Handlungen der Menschen ihre Richtung theils wirklich nehmen, theils wenigstens nehmen sollen. Wo ist ein Mensch, der nicht wünschte und strebte, eines immerwährenden Genusses möglichst angenehmer Gefühle theilhaftig zu werden? Und wo ist ein Mensch, den nicht verlangte, so gesinnt zu seyn, und so zu handeln, dass er, von welchen Seiten er auch seine Gesinnungen und Handlungen betrachte, vor sich selbst ohne Vorwurf erscheinen, und auf den Beyfall auch des strengsten und scharfsichtigsten Richters rechnen könne. Diesen Zweck aber zu erreichen, ist dem Menschen offenbar nicht anders möglich, als wenn er, unabhängig von allem fremden, ausserhalb seiner Willkühr liegenden, Einflusse, stets und in allen Fällen thun kann, was er nach reiflicher und unverfälschter Ueberlegung recht und gut findet, weil in dem Falle, dass nicht Er selbst sich nach reiflicher Ueberlegung, sondern fremde Ursachen ihn zu Handlungen bestimmen, er gar leicht und sehr oft jenen Zwecken entgegen handeln wird. Da es nun eben die von der Natur zur Erregung seiner Thätigkeit in ihn gelegten Triebfedern sind, welche, wenn sie ihre rechtmäsigen Schranken übertreten, und in stürmende Affecten, in überwiegende allzu heftige Neigungen und Leidenschaften ausarten, ihn seiner Besonnenheit und Selbstständigkeit berauben, ihn untüchtig machen, ruhig zu überlegen, nach dieser Ueberlegung zu handeln, und damit zu thun, was seine Vernunft recht, gut, und wahrhaft nüzlich heisst: so sieht ein jeder wohl, dass er, um in den erwünschten

Ha-

Hafen der Glückseligkeit und Sittlichkeit einlaufen zu können, sich gleichfalls nothwendiger Weise von dem ganzen Trieb- oder Segelwerk seiner Sinnlichkeit, wo möglich, vollkommen Meister machen müsse. Doch dies wird den besondern Vorwurf des folgenden Bandes ausmachen.

Druckfehler - Verzeichniss.

S. 1.	Z. 4.	statt	begeründen — lies — begründen.
— 12.	— 21.	—	*levis* — *brevis.*
— 16.	— 6.	—	streiche man „kleine" weg.
— 18.	— 6.	—	heftigeten — heftigsten.
— 18.	— 21.	—	einzuschliessen — einschliessen.
— 19.	— 15.	—	Gleichmuth — Gemüth.
— 19.	— 17.	—	er — es.
— 37.	— 23.	—	öfterer — öfter.
— 110.	— 11.	—	ausserordentlich finden, — ausserordentlich schwer finden.
— 168.	— 23.	—	eine — die.
— 209.	— 13.	—	Worten — Wörtern.
— 332.	— 28.	—	es — er.
— 347.	— 15.	—	δοκοῦνται — δοκοῦντος.
— 356.	— 12.	—	uns — aus.
— 359.	— 31.	—	ὅσε — ὅσσε.
— 362.	— 29.	—	Motificationen — Modificationen.
— 367.	— 24.	—	mit — nicht.
— 391.	— 29.	—	sogar — sage ich, auch.
— 398.	— 22.	—	gegendammte — gegensezte.
— 413.	— 23.	—	stehen — treten.
— 419.	— 28.	—	Arm — Amt.
— 424.	— 28.	—	der — den.
— 432.	— 1.	—	Iapan — Tibet.
— 437.	— 10.	—	Ihr ist — Ihr ist es.
— 437.	— 15 u. 16.	statt	aufgesezt ist — sey.
— 470.	— 21.	statt	*ſalutis* — *ſolutis.*
— 473.	— 35.	—	verarbeitet — verarbeiten.
— 473.	— 36.	—	ordnet — ordnen.

In vielen Wörtern muss statt eines einfachen ein doppeltes s gelesen werden.

Bei dem Verleger dieses Buches sind auch folgende erschienen und um beygesetzten Preis in allen Buchhandlungen zu haben:

ABCbuch, neues, nebst einigen Vorbereitungen auf die christliche Religion. Mit 8 illum. Kupfertafeln. 8. 4 gr.

Abhandlungen, merkwürdige, holländischer Aerzte, theils ganz, theils auszugsweise aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Amerkungen herausgegeben von Dr. Daniel Collenbusch. 1n Bs 1s St. gr. 8. 1794. 12 gr.

— 1n Bs 2s St. 797. 16 gr.

Alfred der Grosse im Stande der Erniedrigung. 2 Theile. 8. 794. 1 thlr.

Bancroft's, Eduard, englisches Färbebuch; oder Versuche und Bemerkungen über die Farben natürlicher Körper, und deren Anwendung zum Färben, Cattundrucken, Malen etc. Mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von D. Jäger. 1r Theil. gr. 8. 797. 20 gr.

Bauer's, I. C. A., Lesebuch für deutsche Kinder zum Lesen lernen. 8. 796. 8 gr.

Behr, Chr. Andr., Examen quaestionis: quae juventutis educande atque instituendae ratio, exeunte hoc seculo apud nos usitata, sit praestantissima? denuo ventilatae. 8. maj. 797. 14 gr.

Blicke auf die Natur und den Menschen, zur Belehrung und Beruhigung des Menschen. gr. 8. 795. 18 gr.

Decisiones, die Churfürstl. Sächsl., vom Jahr 1746. nebst umständlichen zu Erkennung deren wahren Sinnes und Einflusses in rechtliche Entscheidungen nöthigen Erläuterungen von Dr. Heinr. Gottfr. Bauer. 2 Theile. gr. 8. 794. und 97. 2 thlr.

Doles, Joh. Fr., singbare und leichte Choralvorspiele für Lehrer und Organisten auf dem Lande und in den Städten. 5 Hefte. Fol. 1 thlr. 16 gr.

Entwurf der Literatur des Criminalrechts. gr. 8. 794. 12 gr.

Ewald, ein Gemälde nach dem Tagebuche eines Unglücklichen. Mit einem Titelkupfer. 8. 794. 16 gr.

Feindeslob oder Züge der Vernunft, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe und Grossmuth an dem französischen Volke seit der Revolution 1789. bemerkt von einem ehrlichen Manne ohne Brille, 1stes Bändchen. 8. 794. 8 gr.

Gessners, I. A. W., Morgengespräche zweier Freunde über die Rechte der Vernunft in Rücksicht auf Offenbarung. gr. 8. 1795. 20 gr.

—— Theorie der guten Gesellschaft. 8. mit einem Titelkpfr. 1798. 18 gr.

—— Ueber den Ursprung des sittlichen Bösen im Menschen. gr. 8. 1801. 12 gr.

Hedmar der edle Fürstensohn, vom Verfasser des Friz Rheinfeld des Sonderlings. in 8. mit einem Titelkupfer. 1799. 1 thlr. 8 gr.

Kasteleiyn, P. I., dez Lohgerber, Lederzurichter, Weiss- und Sämischgerber; oder Abhandlung über die Bearbeitung der Thierhäute zu allen Sorten von Leder. Aus einer holländischen Handschrift und den besten Werken der Ausländer zusammengetragen. Aus dem Holländ. übersetzt. Mit 7 Kpfrn. gr. 8. 797. 16 gr.

Kleins, I. I. neues vollständiges Choralbuch, zum Gebrauche bei dem öffentlichen Gottesdienste, nebst einem kurzen Vorbericht von der Choralmusik. qu. 4. 785. 2 thlr.

Kohlschütter's, Dr. K. Chr. Propädevtik, Encyklopädie und Methodologie der positiven Rechtswissenschaft. 8. 1797. 4 gr.

—— Vorlesungen über den Begriff der Rechtswissenschaft. 8. 12 gr.

Lagrange (Bouillon) Handbuch eines Cursus der Chemie, oder zusammengeordnete Versuche und Demonstrationen, die zu einem vollständigen Cursus dieser Wissenschaft gehören. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Jäger. 2 Thle. mit 15 Kpf. gr. 8. 1803. 3 thlr. 8 gr.

Lally-Tolendal's, Herrn von, Vertheidigung Ludwigs XVI. Aus dem Französischen übersetzt. 8. 794. 12 gr.

Lucius, M. C. F. Andachtsbuch für christl. Soldaten. 2te Aufl. 8. 795. in Pappenb. 21 gr.

—— auf Schreibp. 16 gr.

—— Gesangbuch für christl. Soldaten. 8. 794. 6 gr.

Mallet dü Pan, über die Gefahren, welche Europa bedrohen, nebst den vornehmsten Ursachen des unbedeutenden Glücks im vorigen Feldzuge, so wie auch über die Fehler, welche vermieden, und die Mittel, welche ergriffen werden müs-

sen, um den diesjährigen entscheidend zu machen. Aus dem Franz. übers. 8. 794. 6 gr.

Mori, D. S. Fr., Dissertationes theologicae et philologicae. 2 Tomi. 8. 1798. 1 thlr. 16 gr.

Novellenlese, neueste, belehrend und vergnügend. 1s Bändchen. Mit 1 Titelk. 8. 796. 12 gr.

Otterbein's, G. Gottfr., Geist des wahren Christenthums nach Paulus. Ein Erbauungsbuch. 2 Thle. Neue Aufl. 8. 797. 1 thlr.

Pestel's, M. C. A., einige Homilien und Predigten. gr. 8. 797. 14 gr.

Petion's, Jerome, auserlesene Werke. Aus dem Franz. 1r Theil. 8. 795. 1 thlr. 6 gr.

Pileur Dapligny Baumwollen- und Leinenfärberei. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von D. Jäger. gr. 8. 16 gr.

Plutarchi de puerorum educatione lib. emend. explicavit M. Chr. Gottfr. Dan. Stein. 8. maj. 793. 16 gr.

Rache, die, ein Trauerspiel in 4 Aufz. nach dem Engl. von Young neu bearbeitet. 8. 794. 9 gr.

Rheinfeld, Friz, der Sonderling. 2 Theile. Mit 1 Titelkpfr. 8. 793. 1 thlr. 12 gr.

Dessen 3r Theil. 20 gr.

Rust's, Fr. Wilh., Oden und Lieder aus den besten deutschen Dichtern mit Begleitung des Claviers in Musik gesezt. Erste Samlung. qu. 4. 784. 20 gr.

—— 2te Samlung. qu. 4. 796. 1 thlr. 12 gr.

Scholber, Chr. Aug., Vorschläge, wie die Verpachter eines Landguthes den allzugrossen Gewinn der Pachter beschränken können. gr. 8. 796. 4 gr.

Schulz, Joh. Gottl. Geschichte Sachsenlandes und seiner Regenten. (Ist der erste Theil von dem Handbuche für die sächsische Jugend.) Mit einer Titelvign. 8. 795. 1 thlr.

Sjöborg, Gustav, über Volksdespotismus. Aus dem Latein. mit Anmerkungen und angehängten Betrachtungen des Uebersetzers. Nebst einer Vorede und Untersuchung der Frage: Was heisst wider den Staat, Religion und gute Sitten schreiben? von Karl Adolph Cäsar. 8. 793. 12 gr.

Vateri, Jo. Sev. animadversiones ad Aristotelis libros tres Rhetoricorum. Accedit auctarium Fr. Aug. Wolfii. 8. maj. 794. 18 gr.

—— vindiciae theol. Aristoteleae. 8. maj. 795. 6 gr.

Volksfreund, der, eine Monatsschrift zur angenehmen und

nützlichen Unterhaltung. 1r u. 2r Jahrgang. 8. 797. und 98. broch. 2 thlr.

Wallace, Wilhelm, oder der Held aus dem Hochlande. Ein histor. Roman von Siddons. Aus dem Engl. übersetzt von M. Pöschmann. 2 Thle. Mit einem Titelk. 8. 796. 16 gr.

Wedag's, Fr. Wilh., Handbuch über die frühere sittliche Erziehung, zunächst zum Gebrauche für Mütter, in Briefen abgefasst. 8. 795. 1 thlr.

Weltbeobachter, der. Herausg. von M. I. T. Hahn. 1n Bandes 1s bis 3s Stück. gr. 8. broch. 18 gr.

Wichmann, Chr. Aug., Ist es wahr, dass gewaltsame Revolutionen durch Schriftsteller befördert werden? Eine Frage dem denkenden Publikum vorgelegt und erörtert. 8. 793. 1 thlr.

Französische, italienische und englische Bücher.

Oeuvres complettes de M. Berquin, par ordre de matières. 16 vol. in 12. br. 5 thlr. 8 gr.

On vend séparement
1) L'ami des enfans. 2 vol. br. 16 gr.
2) L'ami des adolescens. 2 vol. br. 16 gr.
3) Théâtre de l'enfance. 3 vol. br. 1 thlr.
4) Idylles et Romances. br. 8 gr.
5) Introduction familière à la connoissance de la nature. 2 vol. br. 16 gr.
6) Le petit Grandisson. 2 vol. br. 16 gr.
7) Sandfort et Merton. 4 vol. br. 1 thlr. 8 gr.

L'art épistolaire, ou dialogues sur la manière de bien écrire les lettres, ouvrage divisé en deux parties, les Préceptes et les Modèles, pour servir à l'instruction de la jeunesse; p. L. F. Jauffret. 3 vol. in 12. br. 1 thlr. 12 gr.

Le petit Labruyère, ou caractères et moeurs des enfans de ce siècle. Ouvrage fait pour l'adolescence, suivi d'une seconde partie contenant un recueil de pensées diverses, offert à la jeunesse; par Madame de Genlis. Nouvelle édit. augmentée de plusieurs chapitres entièrement nouveaux. in 12. br. 18 gr.

De la fin de la révolution française et de la stabilité possible du gouvernement actuel de la France. in 8. br. 10 gr.

Oeuvres de Montesquieu. 12 vol. in 18. fig. br. 4 thlr. 12 gr.

La pitié, poëme par I. Delille. in 12. br. 12 gr.

Lezioni e dialoghi familiari ad uso de' principianti della lingua italiana. in 8. 6 gr.

English original Copies of the best selected specimens of writing for forming the Hand for Business. gr. in 4. br. 1 thlr. 16 gr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gessner, Johann Anton Wilhelm, 1771-1830

Die neue Stoa, oder: Ueber den Gleichmuth ein Versuch zur Gründung der Herrschaft über uns selbst

Bd.: 1

Leipzig 1803

Ph.pr. 510-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040628-3